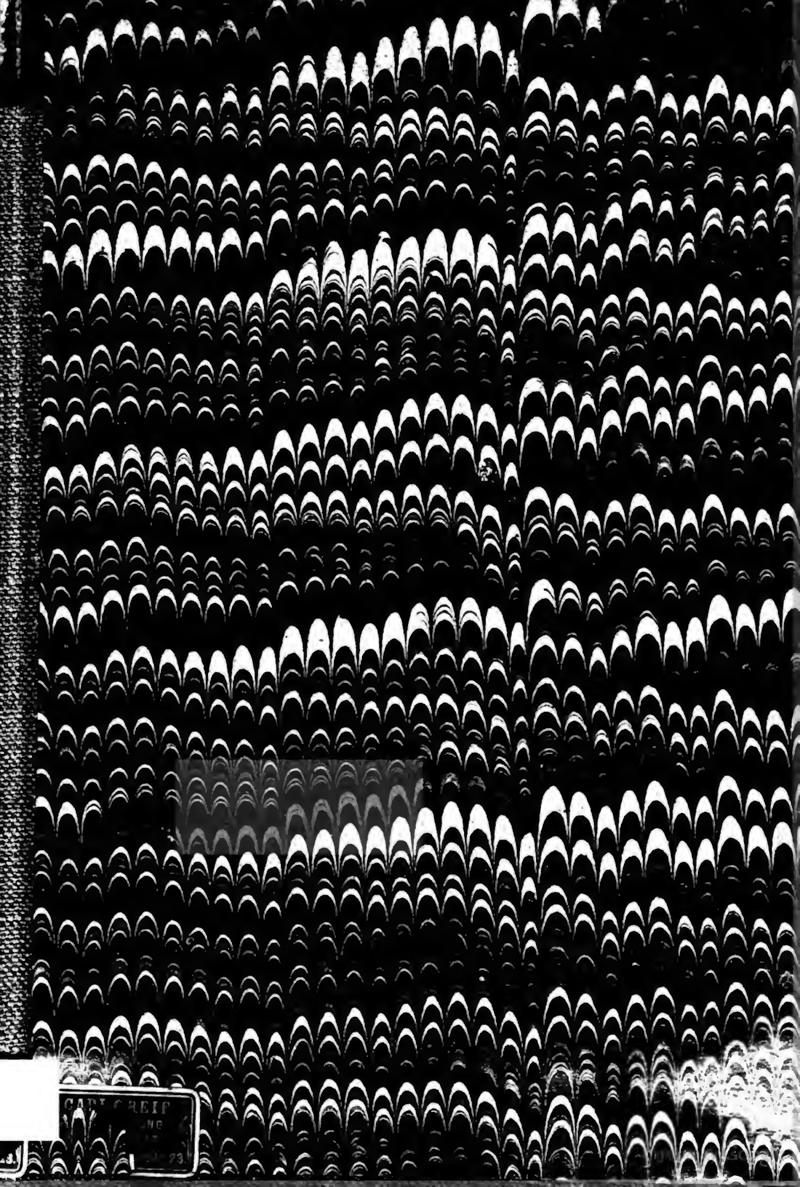
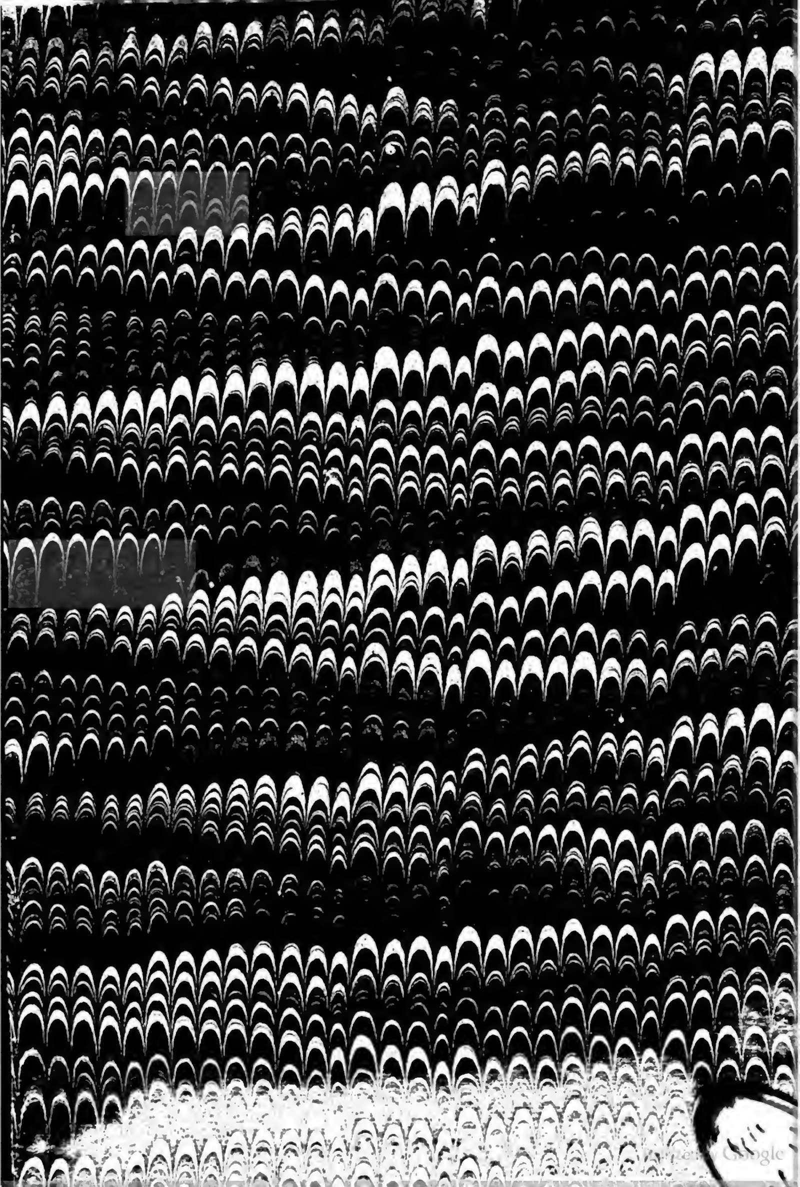






II.

Forschungs-Reisen im Kamerun-Gebirge.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Rund um die Erde. 2 Bände.

Der Panama-Canal.

Die Deutschen im brasilischen Urwald. 2 Bände.

Pampas und Anden. Sitten- und Culturschilderungen aus dem spanischredenden Südamerica mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums.

Das Togoland und die Sklavenküste. Die deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste. I.

Die
deutschen Besitzungen an der westafricanischen Küste.

II.

Die deutsche Colonie Kamerun.

Erster Teil.

Das Kamerun-Gebirge

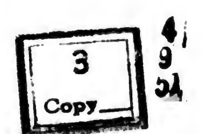
nebst den Nachbar-Ländern Dahome, englische Goldküsten-Colonie, Niger-Mündungen, Fernando Po u. s. w.

Leben und Sitten der Eingebornen, Klima und culturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Factoreien auf Grund eigner Anschauung und Studien geschildert

von

Hugo Zöller.

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann.
1885.





Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Sr. Durchlaucht

dem Reichskanzler Fürsten v. Bismarck

dem Begründer der deutschen Colonialpolitik

ehrerbietigst

gewidmet von dem

Verfasser.

Vorrede.

Zu Anfang August 1884, als ich mich auf einer Erholungsreise befand, traf mich die telegraphische Anfrage, ob ich binnen wenigen Tagen im Auftrag der Kölnischen Zeitung nach West-africa abreisen wolle, und zwar ebenso wie bei meinen frühern Reisen sowohl mit unbeschränkten Mitteln als mit unbeschränkter Freiheit des Handelns. Die Telegramme über die von dem Reichs-commissar Dr. Nachtigal vorgenommenen Flaggenhissungen waren erst soeben eingetroffen und um des Ruhmes willen, der erste Erforscher von Deutsch-Africa zu sein, zögerte ich keinen Augenblick, im Dienste nicht bloß der Kölnischen Zeitung, sondern, wie ich die Sache auffaßte, im Dienste des Vaterlandes Leben und Gesundheit aufs Spiel zu setzen.

An Ort und Stelle angelangt, habe ich ungefähr ein Jahr lang unter Strapazen, wie kein Kaufmann und kein Marine-Officier sie sich zuzumuten braucht, allen Unbilden eines nichts weniger als freundlichen Klimas getrotzt, hauptsächlich bemüht, das noch gänzlich unerforschte und an vielen Puncten noch niemals vorher von weißen Männern betretene Binnenland von Togo und Kamerun der Kenntnis meiner Landsleute zu erschließen. Bald überreichlich mit Lebensmitteln versehen, bald hungernd und durstend, bald vor Hitze fast vergehend, bald vor Kälte zitternd, bald in den weichen Betten der Factoreien, bald, das Gewehr im Arm, unter dem Laubdach feuchtigkeittriefender Urwälder oder auf dem Fuß-boden elender Negerhütten schlafend, so habe ich, allen Genüssen Europas entsagend, Tage um Tage, Wochen um Wochen, Monate um Monate dahingehen sehen. Während eines siebenwöchentlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens mit dem unvergeßlichen Dr. Nachtigal habe ich, zu einer politischen Rolle kleinern Stils berufen, mit der unzuverlässigen, niemals auf mehr als 25 Köpfe sich belaufenden Schar der von mir angeworbenen Leute unter

Tausenden bewaffneter und von deutschfeindlicher Seite aufgehetzter Schwarzen für die deutsche Sache arbeitend, bis zur Neige jenes Gefühl zu kosten bekommen, welches der Tierbändiger im Löwenkäfig empfinden mag, das Gefühl nämlich, daß man bei dem geringsten Anzeichen von Schwäche oder Unentschlossenheit überfallen und in Stücke gerissen werden würde.

Die Vorsehung ist meinen Bestrebungen in dem Grade hold gewesen, daß ich im Vollbesitz aller Kraft und Gesundheit eine ziemlich vollständige Karte des bis dahin gänzlich unerforschten Togo-Landes aufnehmen, daß ich den erst dreimal vorher bestiegenen Gipfel jenes Berglandes, auf dessen Fruchtbarkeit und besserm Klima ein Teil der Zukunft von Kamerun beruht, erreichen, daß ich, vom Reichscommissar Dr. Nachtigal bevollmächtigt, aber mit eignen Geldmitteln acht kleine Staatsgebilde unter den Schutz meines Vaterlandes stellen und in dem fast noch gar nicht bekannten südlichen Kamerun-Gebiet außer andern wichtigen Entdeckungen einen Fluß von der Größe und Wassermenge unseres Rheinstroms auffinden durfte.

Erst in Gabun, als die mir gestellte Aufgabe in allen größern Zügen gelöst war, packte mich die tückische Malaria, die mich seitdem nicht mehr verließ, und als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen jenes perniciösen Fiebers auftraten, dem Dr. Nachtigal erlegen ist, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ich nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig längern Aufenthalt verloren gewesen sein würde.

Bei alledem ist mir in schwieriger Lage von den Befehlshabern und Officieren unserer Kriegsschiffe, sowie namentlich auch von den deutschen, niederländischen, englischen und französischen Kaufleuten so viel Liebenswürdigkeit erwiesen worden, daß die Liste derjenigen Personen, denen ich zu tiefstem Danke verpflichtet bin, mehrere Seiten ausfüllen würde.

Das Ergebnis meiner Reisen habe ich in vier Bänden niedergelegt, von denen der erste das Togoland und der zweite (vorliegende) das Kamerun-Gebirge behandelt, während der dritte, binnen Monatsfrist erscheinende das Flußgebiet von Kamerun und der vierte das südliche Kamerun-Gebiet schildern wird.

Berlin, im October 1885.

Der Verfasser.

Von den vielen Hundert Zuschriften, welche dem Verfasser nach seiner Rückkehr nicht nur von den hervorragenden Geographen Deutschlands, sondern auch aus allen Schichten der Bevölkerung zugegangen sind, möge ein Brief unseres großen Africareisenden und Africaforschers Prof. Schweinfurth hier mitgeteilt werden. Er lautet:

Kairo, 22. August 1885.

Hochgeschätzter Herr und Freund!

Willkommen auf deutscher Erde alten Stils! Mit Bangen sah ich Ihre Spuren sich im Dickicht giftiger Urwälder verlieren. Endlich tauchen dieselben wieder auf am Rhein. Ich beeile mich, Sie zu beglückwünschen, denn Sie können von Glück sagen, in so kurzer Zeit so Großes und so Rühmliches vollbracht zu haben. Jetzt gehören Sie in die erste Reihe der Vorkämpfer für deutsche Cultur in fernen Landen. Ist von der Gröben zu so nachhaltigem Ruhme gelangt, einer der ersten gewesen zu sein, wieviel mehr erst Sie, der Sie die Welt mit den ausführlichsten, von der Unbeugsamkeit Ihres brillanten Temperaments so recht Zeugnis ablegenden Berichten über so gut wie unbekannte Länderstriche von ungeheurer Ausdehnung beglückten. „A source of inexhaustible interest for the Germans“ sagte die Times einmal von Ihren Berichten, und das ist ganz wahr. In der That, Sie haben uns kaum zu Atem kommen lassen. Immer waren wir mit Ihnen voran und vorauf, durch dick und dünn. Eine ähnliche Uebereinstimmung in allen Gesichtspuncten auf africanischem Gebiet, wie Ihre Berichte sie mir gewährten, ist mir noch nicht vorgekommen.

Ich hätte Ihnen nie widersprechen mögen. Der vortreffliche, nie genug zu beklagende Nachtigal hat sich gewiß zu wenig geschont. Ist es wahr, daß er eine individuelle Abneigung gegen Chinin hatte und es deshalb vielleicht (meine Vermutung) unterließ, prophylaktisch in besonders verdächtigen Gegenden welches zu nehmen? Weshalb verschaffte er sich nicht auch etwas mehr Bequemlichkeit? Wer auf der Erde schläft, darf sich nicht wundern, vom Fieber befallen zu werden. Bettstellen sind in Africa doch in 10 Minuten zu beschaffen und auch Matratzen lassen sich einrollen und mitnehmen. Wenn ich nicht verstanden hätte, mich zu schonen, wären mir meine Strapazen gewiß nicht ungestraft verziehen worden. Mein Ruhm ist, in Central-Africa nie ohne eine auf ein Gestell gelegte Matratze geschlafen zu haben. Haushälterisch hat der Reisende mit seinem Comfort umzugehen. Also Nachtigal verstand es, die Neger lachen und tanzen zu lassen. Dann allerdings war sein Erfolg gewiß. Mürrische Leute taugen nichts. Leben und Lebenlassen muß der Wahlspruch sein, la joie de vivre (et pour les autres). Ich könnte Bände füllen, um das aufzuschreiben, was mir beim Lesen Ihrer so reichen Mitteilungen besonders zu Herzen gegangen ist, und um die Schlüsse zu ziehen, die sich daraus ergeben. Um nur eine Thatsache herauszugreifen: Also die braven Schweden mußten erst kommen, um die Welt zu belehren, daß es in jenen Wildnissen nicht bloß Exportbier abzuzapfen gab, sondern auch Kautschuksaft. Dies führt mich dahin, wo seit Monaten bereits alle meine Gedanken sich concentriren. Es ist der Schmerzensschrei eines Botanikers, dem allein von allen Musicanten die Mitwirkung bei diesem großen Concert (im Sinne der französischen Dichter) versagt geblieben ist. Man sendet Mineralogen, Ornithologen, Ethnologen und andere Logen (nach Stanleys Ausdruck) hinaus und vergißt die allein maßgebenden Botaniker, denn wenn es im tropischen Africa Schätze zu heben gibt, so sind diese in erster Linie vegetabilische. Was soll der Geologe in Ländern, wo fast nur Laterit und Gneis? Der Zoologe? der den Spiritus zum Einmachen entweder selbst austrinkt oder von seinen Begleitern consumiren läßt? Der Jäger ohne Jagd? Mit bestem Gruße Ihr treu ergebener

(gez.) G. Schweinfurth.

Inhalt.

Beigegebene Karten.

Verzeichnis der Illustrationen.

Capitel I.

Die englische Goldküsten-Colonie.

(Englische Verwaltung, aber vorwiegend deutscher Handel. — Der Zerfall des Aschanti-Reichs. — Geringer Ertrag der Goldbergwerke. — Englische Colonialbeamte und ihre Gehälter. — Gesundheitsstationen in 1400 Fuß Höhe. — Accra und Christiansburg. — Wahre und wirkliche Gasthäuser. — Europäische Damen. — Die westafricanische Presse. — Hohe Verdienste der Baseler Missionsgesellschaft. — Handel und Zölle. — Adda am Volta-Fluß. — Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta. — Die Schwankungen der Lagune. — Englisches Fort, englische Verwaltung und doch bloß zwei englische Einwohner. — Deutsche Kaufmannshäuser. — Der Angló-Stamm des Ewe-Volks. — Die Bremer Mission.)

Das Gebiet der Goldküsten-Colonie — der bedeutendsten englischen Besitzung in Westafrica — ist mehrere Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen Franzosen, Portugiesen, Holländern und Brandenburgern gewesen, während die Engländer verhältnismäßig spät dort Fuß gefaßt haben. Erst 1750 wurde einer „African Company" Charter verliehen und 1821 sind die Besitzungen dieser Gesellschaft mit Cape Coast Castle als damaliger Hauptstadt in den Besitz der englischen Regierung übergegangen. 1850 erwarb England die dänischen und 1872 zum Entgelt für Zugeständnisse in Insel-Indien die holländischen Niederlassungen, deren Hauptort bis dahin das Fort Elmina gewesen war.

Es scheint, als ob England damals an dieses neue Colonialreich große Hoffnungen geknüpft hätte, — Hoffnungen, die sich bisher, wie wir gleich an dieser Stelle bemerken wollen, in keiner Weise erfüllt haben. Denn erstens bietet die Goldküste das selt-

same und vielleicht auf der ganzen Erde vereinzelt dastehende Beispiel einer englischen Colonie, deren Handel größtenteils in deutschen Händen ruht und in welcher der englische Handel nur schwer mit dem deutschen zu wetteifern vermag, und zweitens haben die goldführenden Quarzschichten, die seit Jahrhunderten so sehr viel besprochen worden sind und denen das Land seinen Namen verdankt, bisher weit häufiger den Verlust als den Erwerb großer Vermögen verursacht. Sei es, daß man die Verhältnisse für England günstiger gestalten zu können glaubte, sei es, daß man zu Anfang des vorigen Jahrzehnts noch nicht so gut wie heute über die Natur des Landes Bescheid wußte, jedenfalls hat England, als es den kostspieligen Aschanti-Krieg begann, die Bedeutung der Colonie bei weitem überschätzt.

Soviel ist allerdings richtig, daß ohne die Niederwerfung des Aschanti-Reichs eine befriedigende Entwicklung der Colonie kaum denkbar gewesen wäre, während eine solche heutigentags zwar langsam aber stetig von statten geht. Denn als Wolseley am 4. Februar 1874 Kumassi, die Hauptstadt des Aschanti-Landes, genommen hatte, waren die Ansiedlungen an der Küste nicht bloß von einem schlimmen Feinde befreit, sondern es eröffnete sich auch die immer mehr sich verwirklichende Aussicht, daß das zerfallende Despotenreich, welches das Hinterland der Goldküsten-Colonie bildet, in nicht allzu ferner Zeit auf friedlichem Wege in englischen Besitz übergehen werde. Schon König Mensa, der Nachfolger des kriegslustigen Koffi Kalkalli, war nichts weiter als eine machtlose Puppe, und die Zeit, wo englische Beamte auch in Kumassi befehlen werden, dürfte fast mit mathematischer Gewißheit voraus zu bestimmen sein. Größern Wert als Kumassi haben allerdings die nördlich und nordwestlich vom deutschen Togoland gelegenen Marktplätze Atakpame und Sallaga, mit denen ein geregelter Handelsverkehr wegen der Unsicherheit der Verhältnisse bisher noch nicht eingerichtet werden konnte.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß trotz zahlreicher Funde jene Goldlager, in die bloß englisches und glücklicherweise gar kein deutsches Capital gesteckt worden ist, bisher keine günstigen Ergebnisse geliefert haben, so mag gleich hier hinzugefügt werden, daß nach englischer Ansicht die bisherigen Mißerfolge einzig und allein auf Verkehrsschwierigkeiten zurückzuführen sein dürften. Eine Eisenbahn von Axim nach Tacquah (72 Kilometer) ist schon lange

geplant, und als die ersten Schienen gelandet wurden, hat die ohnehin schon übereifrige Speculation in Bergwerksanteilen einen neuen Aufschwung erhalten. Aber große Fortschritte hat namentlich wegen des häufigen Wechsels der Gouverneure der Eisenbahnbau nicht gemacht. So plante z. B. ein Gouverneur eine schmalspurige Bahn von Accra nach Cape Coast Castle, und es war bereits ein großer Teil des benötigten Materials gelandet worden, als sein Nachfolger die ganze Sache wieder fallen ließ.

Ueber die Art der Verwaltung wird sehr viel und, wie es scheint, mit einigem Recht geklagt. Hauptsächlich macht man der englischen Colonialregierung den Vorwurf, daß sie angeblich zur Deckung der durch den kostspieligen Aschantikrieg verursachten Auslagen einen großen Teil der reichlichen Zollgefälle — welche hier fast die einzige Einnahmequelle der Regierung bilden — nach England sende, anstatt den Ueberschuß über die Verwaltungsunkosten zur wirtschaftlichen Hebung des Landes zu verwerten. Des weitern heißt es, daß man nach Westafrica, wo es in den höhern Stellungen bei wenig Arbeit sehr reichliche Gehälter gibt, bloß die weniger tüchtigen Beamten, so z. B. die weniger befähigten Söhne aus guten Familien zu senden pflege. Der in Christiansburg bei Accra wohnende Gouverneur bezieht jährlich 60 000 ℳ Gehalt und außerdem 10 000 ℳ Repräsentationsgelder. Der Untergouverneur (Lieutenant Governor) und der oberste Richter (Chief Justice) erhalten jeder 30 000 ℳ. Auch die übrigen Beamten und Officiere haben insofern eine sehr angenehme Stellung, als sie bloß auf ein Jahr herausgesandt werden und sogar von dieser Zeit noch mehrere Monate Urlaub zu erhalten pflegen. In den niedern Stellungen und namentlich beim Zollwesen findet man der Ersparnis halber fast lauter mäßig gut oder auch sehr gering besoldete Schwarze. Während in frühern Zeiten die aus westindischen Negern recrutirten Regimenter den Garnisondienst in den westafricanischen Forts leisteten, ist seit dem Aschanti-Krieg eine besondere westafricanische Truppe eingerichtet worden, deren Officiere Engländer, deren Mannschaften mohamedanische Haussas sind. Als amtlichen Titel dieser Truppe hört man bald „Houssa armed and civil police“, bald „Gold Coast Constabulary“.

Die vielfachen Klagen, welche von den Kaufleuten über die englische Verwaltung geäußert werden, halte ich zum größten Teil für übertrieben. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in einem

Lande, wo englische Interessen doch eigentlich bloß in geringerm Grade vertreten sind, eine handvoll Beamte und Officiere nicht bloß eine wahre und wirkliche Verwaltung eingerichtet haben, sondern daß einem auch auf Schritt und Tritt eine in Anbetracht des geringen Menschenmaterials, vermittelst dessen solches geleistet wird, gradezu wunderbare Ordnung entgegentritt. Bloß aus der ungeheuren Erfahrung und Routine, welche England sich im Verlauf einer mehrhundertjährigen Colonialthätigkeit erworben hat, vermag man sich ein solches Wunder zu erklären. Trotzdem es in einem so ausgedehnten Verwaltungsbezirk, wie z. B. derjenige von Quitta, neben einer ganzen Anzahl Deutscher bloß zwei Engländer, einen Beamten und einen Civilisten, gibt, so ist die englische Staatsautorität dennoch kein Phantom, sondern eine von Jahr zu Jahr mehr in Fleisch und Blut der Eingeborenen übergehende Thatsache.

Nur in einem Puncte glaube ich die Klagen gegen das englische Verwaltungssystem vollauf bestätigen zu können. Während der Weiße in den unabhängigen Gebieten als eine Folge der dort geübten summarischen Rechtspflege das größte Ansehen genießt, führt in den englischen Colonieen der thatsächlich unausführbare Grundsatz, daß für Weiße und Farbige das gleiche Recht herrschen soll, zu Zuständen, die schon jetzt beinahe ungeheuerlich sind und die in Zukunft das Prestige der weißen Haut völlig untergraben dürften. In Gegenden, wo einzelne Weiße unter Tausenden von kindischen und abergläubischen Schwarzen leben müssen, wo ihre Sicherheit beinahe einzig und allein von einem leicht zerstörbaren Nimbus abhängt, ist das zähe Festhalten an einem solchen theoretisch richtigen, aber praktisch hinfälligen Grundsatz nicht bloß verwerflich, sondern beinahe verbrecherisch. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß das Gerichtsverfahren in den westafricanischen Colonieen der Engländer ein Hohn auf jede Gerechtigkeit, daß es die in Gesetzesform festgestellte Vergewaltigung des Weißen durch den Schwarzen ist. Mit dem Eide treibt man einen gradezu komischen Mißbrauch, indem der Schwur eines schwarzen Mohamedaners oder Heiden genau ebenso viel gilt wie derjenige eines Christen. Wie ist es mit solchen Rechtsanschauungen vereinbar, daß man im bürgerlichen Leben den meines Erachtens allein richtigen Standpunct vertritt, der Weiße dürfe angesichts von Schwarzen bei rauher Arbeit nicht selbst mit

Hand anlegen? Als einem Kaufmann von seinem schwarzen Diener eine große Geldsumme gestohlen worden war, die dann durch strammes Vorgehen wieder in die Hände des Besitzers zurückgelangte, da ließ der englische Richter den Schwarzen frei ausgehen und bat den seinen Untergebenen anklagenden Kaufmann, selbst wegen Einschüchterung auf der Anklagebank Platz zu nehmen.

Ein tieferer Sinn liegt allerdings auch in solchem Rechtsverfahren, denn die Engländer haben ihre unleugbar großen Erfolge unter schwarzen Völkern nicht zum wenigsten dadurch erreicht, daß sie ihnen in geschickter Weise zu schmeicheln verstehen. Namentlich die von englischer Cultur beleckten Mischlinge betreiben für England eine gradezu fanatische Propaganda. Aber es ist sehr die Frage, ob man mit solchem System auf die Dauer wird auskommen können, und ob nicht das System der Portugiesen, welche auf dem Höhepunct ihrer Macht die Eingeborenen stets in strammer Zucht und Ordnung gehalten haben, bei weitem vorzuziehen sein würde.

Der Küstensaum der englischen Goldküsten-Colonie — deren Flächenraum man auf 40 000 Quadratkilometer mit annähernd 450 000 Bewohnern berechnet — ist von demjenigen Liberias so verschieden wie nur möglich. Bis beinahe zum Volta-Fluß treten allenthalben Berge bis dicht an die Küste heran, die viel weniger eintönig ist als in andern Teilen Westafricas. Aber diese Berge sind nicht grün wie die Küste von Liberia, nicht überwuchert von Pflanzenwuchs, sondern teils kahl, teils mit dürrem Gestrüpp bestanden und durchweg von Farbe dunkelbraun. Am Fuße dieser Berge zieht sich ein schmaler, den Strand bildender und ab und zu von Felsen unterbrochener Sandstreifen hin. Weiter landeinwärts steigt das Land bis zu einer Höhe von 1350 Fuß (bei Aburi) oder auch 1400 Fuß (bei Akropong), von der es sich dann wieder um etwa 1000 Fuß abwärts senkt. Dürr sind übrigens bloß die Küstenberge, während im Innern nicht bloß Buschwerk und Ackerfelder, sondern auch ausgedehnte Strecken mit Hochwald bestandenen Landes vorkommen. Die höchsten Berge dürften sich kaum mehr als 2000 bis 2500 Fuß über den Meeresspiegel erheben. Die oben erwähnten Ortschaften Aburi und Akropong besitzen insofern eine gewisse Bedeutung, als sie an der ganzen Gold- und Sklavenküste die einzigen Gesundheitsstationen darstellen. Wenn auch das oft gehörte Lob, daß es eine

Kunst sei, dort oben krank zu werden, ein wenig übertrieben sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß viele fieberkrank von der Küste kommende Kaufleute und Missionare hier Genesung und Kräftigung gefunden haben. Noch weiter landeinwärts soll man wieder zu ungesunderm Lande kommen. Uebrigens gilt im Vergleich zu andern Küstenplätzen auch Accra, die jetzige Hauptstadt der englischen Goldküsten-Colonie, nicht als sonderlich ungesund. Manche Leute ertragen trotz gelegentlicher Fieberanfälle das Klima ohne wesentliche Beschwerden, wie denn z. B. Herr Rottmann, der Vorsteher der Baseler Missionsfactoreien, schon seit länger als 25 Jahren im Lande verweilt.

Was die Jahreszeiten anbelangt, so dauert die große Trockenzeit von December bis März und die kleine von Juni bis October, die kleine Regenzeit dagegen von October bis December und die große von März bis Juni. Im Januar und Februar pflegt der Harmattan genannte Landwind zu wehen. Die Brandung, die an dieser Küste ebenso sehr wie bei Lome, Bagida, Klein-Popo, Weida u. s. w. gefürchtet wird, ist im November und December am schwächsten, von März bis Juni ist sie aber bisweilen so stark, daß gar keine Waren gelandet oder verschifft werden können.

Wie beinahe im ganzen tropischen Westafrica, so gibt es auch an der Goldküste bloß sehr wenig Viehzucht. Noch in Senegambien findet man arabische und einheimische Pferde, Buckelochsen und sogar Kamele, die einmal des Jahres (Mitte Januar) in ganzen Karawanen aus dem Innern kommen. Aber weiter südwärts schienen Klima, schlechte Beschaffenheit des Futters und das Auftreten eines Insects, welches man für die echte Tsetsefliege zu halten geneigt ist, eine Viehzucht größern Stils zur Unmöglichkeit zu machen. Pferde werden zwar bei solchen Plätzen wie Accra oder Cape Coast Castle in immer größerer Anzahl gehalten, sterben aber leicht und können des oben erwähnten Insects wegen nicht zu Reisen ins Innere verwandt werden. Erst eine gute Strecke landeinwärts bei Sallaga und Atakpame gestattet das veränderliche Klima nicht bloß die Zucht von Pferden, sondern auch die Verwendung von Kamelen, die jedoch niemals zur Küste heruntergebracht werden. Uebrigens tötet die Tsetsefliege nicht etwa, wie häufig angenommen wird, durch ein besonders kräftiges Gift, sondern bewirkt, wenn sie, in größern Mengen auftretend, den

Tieren keine Ruhe zum Schlafen und zum Fressen läßt, Abmagerung und Tod durch Entkräftung.

Während es in frühern Zeiten zu den Eigentümlichkeiten der Goldküste gehörte, daß man dort in Wagen fuhr, die von Trab laufenden Negern gezogen wurden, pflegt, seit von Madeira, von Teneriffa oder von Sallaga neue und stets neue Pferde eingeführt wurden, europäisches Fuhrwerk immer häufiger zu werden.

Als wir von Liberia kommend vor Accra, und zwar in der Entfernung von 1½ Seemeilen vom Lande Anker warfen, lagen dort bereits ein englischer Dampfer, ein kleiner Regierungsdampfer (der den Dienst zwischen Cape Coast Castle und Accra versieht) sowie drei americanische Segelschiffe. Unglücklicherweise stand grade die schlimmste Brandung an, die unser Capitän sich entsinnen konnte, jemals beobachtet zu haben. Ueber der Baseler Mission wehte die deutsche und über der Factorei von J. J. Fischer zunächst bloß die Woermannsche Comptoir-Flagge. Gar bald aber stiegen daneben auch einige Signal-Zeichen auf. Wir schlugen im Signal-Verzeichnis ihren Sinn nach. Sie lauteten: „capsized“. Wie sich später herausstellte, waren zwei Herren der Firma J. J. Fischer, die sich an Bord begeben wollten, mit ihrem Boote gekentert und hatten bloß gänzlich durchnäßt das Ufer wieder erreichen können. Die Accra-Ruderer verhießen zwar, uns lebend und sicher durch die Brandung hindurch und wieder zurück zu bringen, ermutigten aber durchaus nicht zu solchem Unternehmen. Es wäre schon schwer genug gewesen, von Deck aus in die beständig zwischen dem Abgrund und unserem eigenen Standpunct auf und ab tanzenden Boote zu gelangen. Die Unmöglichkeit aber, meine Briefe, die ich befördern wollte, undurchnäßt durch die Brandung zu bringen, gab den Ausschlag. Ich blieb, während unser halb ausgeladenes Schiff ganz fürchterlich rollte, bis zum nächsten Tage an Bord und bereute diesen Aufschub auch dann nicht, als schließlich doch noch vom Lande her — und zwar selbstverständlich ganz durchnäßt — ein farbiger Missionar zu uns an Bord kam.

Mit seinen flachen Dächern und weiß angestrichenen Häusern gewährt Accra, wenn man es vom Meere her betrachtet, den Eindruck einer orientalischen Stadt. Es gleicht in dieser Hinsicht dem senegambischen Hafenplatz Gorée, ist aber grundverschieden von Monrovia. Accra und Lagos sind die bedeutendsten und volkreichsten Städte an der Gold- und Sklavenküste; von andern

westafricanischen Ortschaften können ihnen höchstens noch St. Louis, Loanda und Mossamedes an die Seite gestellt werden. Diese verhältnismäßig große Bedeutung von Accra äußert sich auch darin, daß man hier zwei wahre und wirkliche Gasthäuser findet, nämlich erstens das „African-American-Hotel“ des Herrn Alex. Bruce und zweitens den Gasthof der schwarzen Frau Adoo. Da manche englische Officiere und auch die Capitäne der vielen hier verkehrenden americanischen Segelschiffe in diesen Wirtshäusern zu wohnen und zu speisen pflegen, so ist man mit dem Bau zweier neuen Hotels beschäftigt, deren Raumverhältnisse jedoch das vorhandene Bedürfnis weit übersteigen dürften. Die deutschen Kaufleute speisen nicht, wie die englischen Officiere dies vielfach thun, in den Wirtshäusern, sondern führen mit ihren Accra-Köchen eigene Haushaltungen. Es wird dies im Gegensatz zu den meisten andern Küstenplätzen sehr dadurch erleichtert, daß man nicht bloß — von mohamedanischen Metzgern — täglich frisches Fleisch, sondern auch andere Lebensmittel in verhältnismäßig reichhaltiger Auswahl erstehen kann.

In Accra und dem nahegelegenen Christiansburg mögen, einschließlich der englischen Officiere, insgesamt etwa 40 Europäer leben, die sich natürlich alle untereinander persönlich kennen. Unter diesen Weißen gibt es aber zur Zeit bloß 6 Damen, nämlich 3 Engländerinnen, 1 Französin und 2 deutsche Missionarsfrauen. Die englischen Beamten ließen früher ihre Frauen und Kinder in England zurück, wie dies auch noch der jetzige Gouverneur gethan hat. Neuerdings aber scheut man sich doch immer weniger, auch europäischen Damen die Unbilden des vielleicht nicht mehr ganz so schlimmen Klimas zuzumuten. Die Missionare kommen ohnehin schon meistens verlobt hinaus und erbitten dann nach einem Jahre oder mehrern Jahren die Erlaubnis, sich verheiraten und ihre Frauen herüber kommen lassen zu dürfen. Neuerdings sollen sogar allein für Accra nicht weniger als 6 Bräute unter Kreuzband von Europa verschrieben worden sein.

So gering auch die Zahl der europäischen Einwohner in solchen Städten wie Accra, Cape Coast Castle oder Lagos sein mag, so sind dieselben dennoch ebenso sehr Brennpuncte eines gewissen geistigen Lebens, wie innerhalb ihres Bezirks jede deutsche Provincial-Hauptstadt. So werden z. B. in der englischen Goldküstencolonie zwei Zeitungen veröffentlicht, nämlich die von einem Engländer und einem Mulatten redigirte, je einmal wöchentlich in



Groß-Friedrichsburg.
(Aus der Gartenlaube.)

Cape Coast Castle gedruckte „Gold Coast Times" und der ebenfalls wöchentlich, aber in Lagos erscheinende „Lagos Observer". Außer diesen beiden Blättern beschränkt sich die westafricanische Presse auf einige portugiesische Zeitungen in Loanda und Mossamedes. Da, wie das wohl kaum des nähern dargelegt zu werden braucht, die Kunst der Redigirung hier nicht sonderlich hoch steht, so bezieht jeder Weiße, auch wenn er auf solch africanisches Blatt abonnirt ist, doch stets noch mehrere europäische Zeitungen. Ziemlich verbreitet ist die in London gedruckte „African Times".

Die Eingeborenen der Goldküstencolonie, die größtenteils zu dem mit den Aschanti verwandten, aber viel feigern Stamme der Fanti gehören, sind durch Missionare und Kaufleute bis zu einem gewissen geringen Grade mit europäischer Cultur vertraut geworden. Sie werden unter englischer Aufsicht teils von eigenen kleinen Königen regiert, teils haben sie sich zu ebenso kleinen republicanischen Staatswesen zusammengeschlossen. Wörterbücher und Grammatiken der verschiedenen Dialekte sind von den Missionaren ausgearbeitet worden und einer der verdienstvollsten Sendlinge der Baseler Mission, nämlich der verstorbene deutsche Missionar Zimmermann, hat sogar die Bibel in die Ga-Sprache des Fanti-Volkes übersetzt.

Die seit 1828 an der Goldküste thätige Baseler Missionsgesellschaft, die auch Stationen in China und in Englisch-Indien besitzt, arbeitet zu ³/₄ mit deutschen und zu ¹/₄ mit schweizerischen Mitteln. Sie hat in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, so außerordentlich Tüchtiges geleistet, daß sie mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden darf. In 10 zwischen Cape Coast und dem Volta-Flusse gelegenen Hauptstationen, von denen die entfernteste in 5 Tagereisen von der Küste aus erreicht werden kann, erzieht man die Eingeborenen nicht bloß, wie dies seitens der englischen Baptisten so vielfach geschieht, zu den äußern Formen der Religion, sondern auch zur Demut und vor allem zur Arbeit. Aus den Handwerkerschulen der Baseler Missionsgesellschaft sind fast alle jene Schmiede, Schreiner, Küfer u. s. w. hervorgegangen, die man heutigentags an der westafricanischen Küste vorfindet. Außer ihrer seelsorgerischen und erzieherischen Thätigkeit betreibt die Mission auch eine Anzahl Factoreien — größere in Cape

Coast Castle, Accra, Christiansburg und Acusey, kleinere in Salt Pond, Winnebah, Barracoe, Pram Pram und Pong —, die sich von den übrigen Handelshäusern dadurch unterscheiden, daß sie, und zwar nicht ohne Schaden für ihre Rentabilität, zwar Bier und Wein, aber keinen Rum und auch kein Pulver verkaufen. Diese letztere Einschränkung, die früher, als die Eingebornen noch häufig untereinander Krieg führten, sehr am Platze war, hat heute ihre Bedeutung und ihren Sinn verloren. Das Personal der Mission bestand zur Zeit meiner Anwesenheit aus 8 Kaufleuten, mehrern Handwerkern und 13 europäischen Missionaren (außer sehr vielen eingeborenen), die größtenteils verheiratet waren. Außer der Baseler Gesellschaft arbeiten zwischen Cape Coast und dem Volta-Fluß bloß noch englisch-wesleyanische Missionare, die jedoch, weil sie sich überall ungerufen eindrängen und allzu weltliche und herrschsüchtige Ziele verfolgen, nicht sonderlich beliebt zu sein scheinen.

Außer der Baseler Missionsfactorei gibt es in Accra bloß noch zwei weitere Factoreien, nämlich diejenige von J. J. Fischer (schweizerisch) und von F. und A. Swanzy (englisch).

Die hauptsächlichsten Hafen- und Handelsplätze des Landes sind in der Reihenfolge von Westen nach Osten: Apollonia, Axim, Dixcove, Elmina, Cape Coast Castle, Winnebah, Barracoe, Accra, Christiansburg, Adda, Jellacoffee, Quitta, Elmina Chica und Danoe. Die hier erhobenen sehr hohen Zollgebühren bilden, wie bereits früher erwähnt wurde, fast die einzige Einnahmequelle der Regierung. Für Pulver und Tabak werden 6 Pence vom Pfund oder 100 pCt. vom augenblicklichen Wert, für Wein und Bier 6 P. die Gallone und für Rum $2^1/_2$ Sh. die Gallone oder etwa 150—200 pCt. vom Wert erhoben. Von so ziemlich allen übrigen Einfuhrwaren, namentlich auch von baumwollenen Geweben wird ein 4procentiger Wertzoll berechnet. Bloß sehr wenige Dinge, wie z. B. Faßdauben für die zum Verschiffen des Oels benötigten Fässer, dürfen zollfrei eingeführt werden. Salz, welches früher einen der hauptsächlichsten Handelsartikel bildete, wird neuerdings gar nicht mehr gekauft, da die Eingebornen es gelernt haben, an den Ufern der Lagune deren salzhaltiges Wasser einzutrocknen. In den Läden der Factoreien wird so ziemlich alles zur Schau ausgestellt, was überhaupt hierzulande verkäuflich ist. Denn der Neger, der in Bezug auf

Mißtrauen und Eigensinn dem deutschen Bauer gleicht, kauft mit Vorliebe, was zufällig seinen Blicken begegnet. Uebrigens betreiben die Nordamericaner den Handel auch noch ohne Factoreien in einer ältern und höchst eigenartigen Weise. Ihre Segelschiffe kommen mit Rum, Tabak, Petroleum u. s. w. befrachtet heraus, um, wenn sie nach so und so viel Monaten diese Waren gegen Landeserzeugnisse umgetauscht haben, die Heimreise anzutreten. Von dieser ausgedehnten Handelsthätigkeit der Nordamericaner mag es herrühren, daß, obwohl größenteils englische Münzen in Umlauf sind, dennoch fast ausschließlich nach Dollars gerechnet wird. Die Münze, mit welcher der Neger am vertrautesten geworden, ist der halbe nordamericanische Dollar, für den neuerdings auch häufig das englische Zweischilling-Stück eintritt.

Etwas östlich von Accra liegt das ganz ähnlich, bloß kleiner aussehende Christiansburg, welches früher durch seitdem niedergebrannte Hütten mit Accra zusammenhing. Als nämlich bei der Uebernahme des Landes durch die Engländer Zölle eingeführt werden sollten, brach ein Aufstand los, in dessen Verlauf die früher viel größere Einwohnerzahl auf 10 000 für Accra und 6000 für Christiansburg zusammenschmolz.

Von Accra an ostwärts wird die Küste nicht bloß ganz flach, sondern man gewahrt auch hinter dem busch- oder palmenbestandenen Strande gar keine Berge mehr. Der nächste Hafenplatz ist Adda oder vielmehr der Strand von Adda (Adda Beach), während die eigentliche Stadt eine gute Strecke flußaufwärts am Volta liegt. Die Baseler Missionsfactorei zu Adda ist eins der schönsten Gebäude, das ich in Westafrica gesehen habe. Zweistöckig, mit schöner Veranda und einer langen Flucht von Fenstern, deren Läden freundlich grün angestrichen sind, würde sie jedem südeuropäischen Orte zur Ehre gereichen. Die dicht daneben liegende Factorei von Chevalier (ein Stuttgarter Haus) ist etwas kleiner, aber durchaus nicht weniger sauber gehalten. Des weitern folgt ein Gewirr von dunkelbraunen, viereckigen Negerhütten mit sehr hohem und steilem Dach. Den Hintergrund aber, von dem alle diese Häuser sich sehr hübsch abheben, bildet ein prächtiger Wald von Kokos- und Fächerpalmen, deren monumentale Formen sehr gut zu den lebhaften Farben des Himmels und des Strandes passen. Und wenn ich von lebhafter Farbe des Strandes spreche, so ist das durchaus nicht bloß bildlich zu verstehen. Es

sind zwar bloß zwei Farben, blau und weiß, die sich hier durcheinander mischen, aber es herrscht in ihrer Verteilung ein Leben, eine Abwechslung, wie man das kaum für möglich halten würde.

Das erste vom Lande kommende Boot brachte ein kleines Fäßchen, aus dem zu meinem Erstaunen, als es vom Küfer geöffnet worden war, ein Postbeutel herausgenommen wurde, den man auf diese Weise vor dem Naßwerden im Gischt der Brandung geschützt hatte. Ein anderer, die Briefe für Adda enthaltender Postbeutel wurde hineingesteckt und das Faß wieder regelrecht vermittelst aufgeschlagener Eisenreifen verschlossen. Ein zweites Boot zeigte durch das auf den dreizackigen Rudern angebrachte Schweizer Wappen, daß es der Baseler Mission gehöre. Beim Löschen der Ladung machte eine Sendung in riesige Fässer verpackter Steinkohlen die meiste Mühe. Diese Kohlen waren für jene fünf kleinen Dampfer bestimmt, welche (der Regierung, der Mission und den Firmen Chevalier, F. und A. Swanzy und Williams gehörend) den Volta befahren. Dieser Fluß, der größte der Goldküsten-Colonie, führt eine Menge Sand und Gerölle in die See hinaus, was man auch daraus ersehen kann, daß vor seiner Mündung über den sich bis weit ins Meer hinaus erstreckenden Untiefen eine ganz fürchterliche Brandung ansteht.

Die englisch-deutsche Grenzstadt Quitta, die etwa 1200 Einwohner zählen mag, nimmt sich, vom Meer und ebenfalls von der Lagune aus gesehen, recht hübsch aus. Von dem Strande, der so überaus niedrig und flach ist, daß man ihn, wo nicht Bäume stehen, aus einiger Entfernung gar nicht sieht, heben sich in überraschender Klarheit, fast wie eins jener häufig gezeichneten Bilder einer Sahara-Oase, freundliche verandageschmückte Factoreien, braune Hütten und vor allem eine stattliche Ansammlung hochstämmiger Kokospalmen ab. Das Landen kann auch hier, wo die Dampfer wie fast überall an der Gold- und Sklavenküste etwa eine Seemeile weit vom Land entfernt bleiben müssen, unter Umständen recht schwierig sein. Doch gehört Quitta in dieser Hinsicht noch mit zu den bessern Plätzen dieser Küste, und von den drei Malen, daß ich hier die Brandung passirte, bin ich bloß einmal recht tüchtig, einmal ein wenig und einmal gar nicht durchnäßt worden.

Dicht am Strande liegt die große und sehr gut eingerichtete

Factorei von Friedr. M. Vietor Söhne. Eine hohe Mauer umschließt einen Hof und verschiedene mit weißgekälkter Asphaltpappe bedeckte Häuser, von denen das größte im Erdgeschoß die Lagerräume und im ersten Stockwerk, um welches sich eine herrliche Veranda rund herum zieht, die geräumigen, luftigen und äußerst gemütlich eingerichteten Wohnräume enthält. Als ich hier seit Indien und Westindien zum erstenmal wieder in einem von feinem Moskitonetz überspannten Bette schlief, erklang das Rauschen der Brandung und das Säuseln der Kokospalmen so laut, daß ich aufwachend mehrfach glaubte, ein Tornado sause über das Haus dahin.

Außer dem Hause Friedr. M. Vietor Söhne sind in Quitta noch die Firmen C. Gödelt, Daake u. Comp. (in Liquidation) und F. u. A. Swanzy vertreten. Da die Angestellten dieser Factoreien zum überwiegenden Teil Deutsche sind, so fehlte es weder an Geselligkeit noch an bereitwilligen Begleitern bei größern und kleinern Ausflügen. Das beliebteste Ziel für die vier oder fünf auf der Lagune von Quitta schwimmenden Vergnügungsboote ist die in der Nähe des jenseitigen Lagunen-Ufers gelegene Insel Anjako. Die ausgedehnte aber sehr flache Lagune von Quitta, die außer einigen kleinern Zuflüssen auch von einem Arm des Volta gespeist wird, zeigt in verschiedenen Zeiträumen auffallend verschiedene Größen- und Wasserstandsverhältnisse. Für gewöhnlich beginnt sie im Juni zu steigen und im October wieder zu fallen. Aber außer diesen jährlichen Schwankungen gibt es auch noch viel größere, die sich erst in einer längern Reihe von Jahren bemerkbar machen und deren Ursache völlig unaufgeklärt ist. Als ich die Lagune befuhr, erstreckte sich, so weit das Auge reichte, eine 6 bis 8 Fuß tiefe, aber scheinbar endlose Wasserfläche, in deren Hintergrund hier und dort als winzige Pünctchen kleine mit Palmen bestandene Inseln wahrzunehmen waren. Und doch konnte man sich noch wenige Monate vorher in der Hängematte zum anderen Ufer hinübertragen lassen, indem damals der größte Teil der Lagune zu einer knochenharten Morastmasse ausgetrocknet war.

Quitta, welches bloß in politischer Hinsicht zur englischen Goldküsten-Colonie, aber in geographischer Hinsicht zur Sklavenküste gehört, liegt wie beinahe alle Handelspätze der Sklavenküste auf dem schmalen Streifen zwischen Meer und Lagune. Die Häuser der Eingeborenen werden auf die allernachlässigste Weise aus

gestampftem und mit Wasser vermischtem Lehm hergestellt, während die sogenannten Straßen, für die von der englischen Colonialverwaltung niemals auch nur das geringste geschehen ist, ein schwer zu durchwatendes Sandmeer darstellen. Die ganze Thätigkeit der Engländer beschränkt sich außer dem von ihrem Militär und ihrer Rechtspflege angerichteten Unheil auf die Erhebung der durchaus nicht unbedeutenden Zollgefälle. Da bei der Zollverwaltung fast bloß Mischlinge angestellt sind, so mag man sich vorstellen, wie es dabei hergeht. Als ich bei der Landung die am Ufer stehenden Kaufleute begrüßte und während dieser doch gewiß sehr kurzen Zeit meine Koffer außer acht gelassen hatte, benutzte ein rothosiger Mulatte die Gelegenheit, um einen funkelnagelneuen Lederkoffer mit scharfem Messer derart entzwei zu schneiden, daß der Inhalt untersucht werden konnte. Er entschuldigte sich später damit, daß der Eigentümer des Koffers nicht, wie sich das gehöre, zur Stelle gewesen sei und daß er (der Mulatte) nicht habe warten können. Der Bezirkscommissar, dem ich die Sache vorlegte, erklärte, daß, wenn ich es wünsche, eine Untersuchung eingeleitet werden solle, daß er mich aber alsdann bis zur Entscheidung in Quitta werde zurückhalten müssen. Da dies meinen ganzen Reiseplan durchkreuzt haben würde, so habe ich in einer Sache, die, so geringfügig sie auch war, doch meine Entrüstung erregt hatte, keine Gerechtigkeit erlangen können. Es hätte sogar nicht viel daran gefehlt, daß der Mulatte wegen des von einem mir befreundeten Kaufmann gebrauchten Wortes „Nigger“ klagbar geworden wäre.

Streitigkeiten zwischen den Schwarzen werden von zwei eingeborenen Häuptlingen, kleinere Streitigkeiten zwischen Weißen oder zwischen Weißen und Schwarzen vom Bezirkscommissar und Rechtsfälle, bei denen es sich um mehr als 25 L. handelt, von dem Gerichtshof der weit entfernten Hauptstadt Accra geschlichtet. Obwohl die Engländer in Quitta kaum eine weniger directe Herrschaft ausüben als in der ganzen übrigen Goldküsten-Colonie, so wird dennoch in amtlichen Actenstücken bloß von einem Protectorat gesprochen, das sich zur Zeit meiner Anwesenheit landeinwärts nicht über die Lagune hinaus erstreckte. Die Engländer glauben eben des Binnenlandes so sicher zu sein, daß sie sich der Mühe und der Kosten einer noch so einfachen Verwaltung nicht ungern entschlagen. Auch stellt ja, da es ihnen bloß um die

Zölle zu thun ist, einzig und allein die Küste einen wertvollen Besitz dar. Uebrigens ist man, seit in Togo die deutsche Flagge gehißt wurde, in größter Eile dazu übergegangen, das westlich von der Westgrenze des Togogebiets gelegene Land der directen englischen Herrschaft zu unterstellen.

Der geneigte Leser wird, falls er mit englischen Colonialverhältnissen nicht ganz genau vertraut ist, erstaunt sein, zu hören, daß in einer Stadt, wo es ein englisches Fort mit schwarzer Besatzung, wo es eine Post, ein Zollbureau und noch viele andere Bureaux gibt, dennoch alles in allem bloß zwei Engländer leben, nämlich erstens der Bezirkscommissar (district-commissioner), der gleichzeitig der Befehlshaber der kleinen Haussa-Truppe ist, und zweitens der Agent des Hauses F. und A. Swanzy. Die Zahl der Deutschen belief sich dagegen zur Zeit meiner Anwesenheit auf 10. Der Bezirkscommissar, Capitän Campbell, der den durch Dr. Nachtigals Bericht berühmt oder vielmehr berüchtigt gewordenen Firminger ersetzt hatte, schien ein ebenso freundlicher wie wohlwollender Herr zu sein, über den die Kaufleute in keiner Weise Klage zu führen hatten. Das kleine weißgekälkte, mit 4 Geschützen ausgerüstete und von stachlichten Cactushecken umgebene Fort hatte 40 bis 60 Fuß hohe Mauern aus Lehm und aus Steinen, die mit vieler Mühe und großen Kosten von Accra herbeigeschafft worden waren. Daß derartige Befestigungen dem Angriff einer mit noch so kleinen Geschützen ausgerüsteten europäischen Truppe Widerstand leisten könnten, ist völlig ausgeschlossen, aber den Eingebornen gegenüber leisten sie dieselben Dienste wie bei uns eine regelrechte Festung.

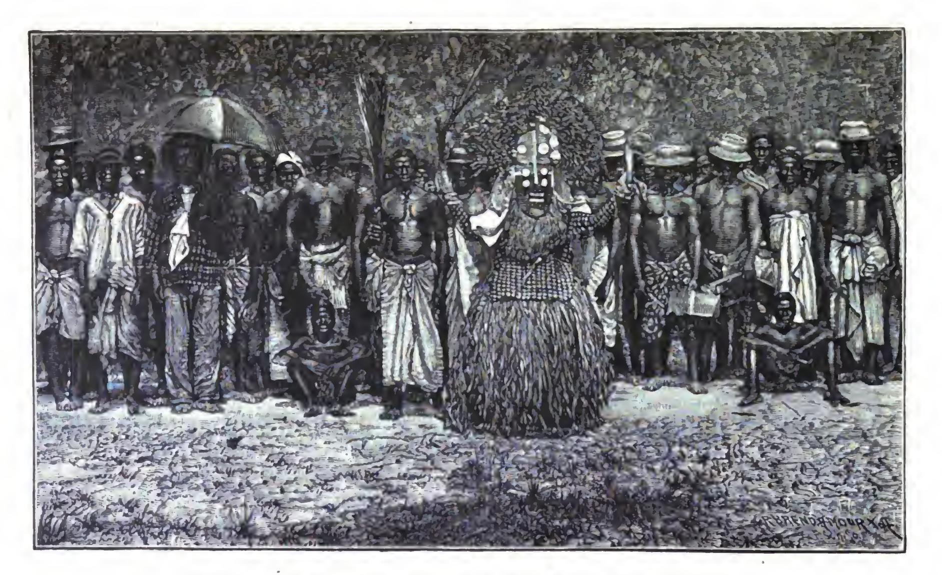
Ostwärts vom Volta-Fluß wohnen keine Fanti mehr; das Volk gehört zum Angló-Stamm des Ewe-Volks, zu dem auch die Eingebornen von Togo, Popo und Dahome zu rechnen sind. Nichts Interessanteres für den Ankömmling als einer der alle 4 Tage abgehaltenen Märkte, zu denen von jenseit der Lagune die wild aussehenden Buschleute herüberkommen, um für ihr Palmöl und ihre Palmkerne europäische Zeuge, Kauri-Muscheln, Krimskrams oder auch solche Nahrungsmittel wie z. B. junge getrocknete Haifische einzutauschen. Dem Neuling erscheint dieses Schauspiel zunächst als eine plumpe Ausstellung unverhüllter menschlicher Körperformen, denn das Anstandsgefühl der Buschleute ist noch nicht bis zu jenen breiten, den größten Teil des

Körpers bedeckenden Hüftentüchern vorangeschritten, die bei den civilisirtern Bewohnern von Quitta die Regel sind. Allerdings soll es, wie mir die Missionare erzählten, auch in Quitta vorkommen, daß die Mädchen aus einem Beweggrund, den man bei uns Koketterie nennen würde, bloß unverhältnismäßig schmale Hüftentücher anlegen.

Dicht am Markte liegt das von jungen und hübschen Sklavinnen wimmelnde Haus Akolatses, des sogenannten „englischen" Häuptlings, der sich durch seinen im Schacher erworbenen Reichtum zur angesehensten Persönlichkeit unter den Schwarzen von Quitta emporgeschwungen hat. Er bewirtete mich, als ich ihn besuchte, mit deutschem Bier, das von der jüngsten unter seinen zahlreichen Frauen credenzt wurde, und zeigte mir einen Säbel, der ihm im Auftrag der Königin von England geschenkt worden sei.

Neben mehrern von Sierra Leone-Negern gehaltenen Schänken, für die ebenso wie in England eine hohe Abgabe bezahlt werden muß, liegt das in neuerer Zeit immer seltener besuchte Haus des Fetischpriesters, der früher, als es noch keine Mission gab, eine große Rolle gespielt haben soll.

Der Volta-Fluß bildet, wie bereits vorher erwähnt, die Ostgrenze des Wirkungskreises der Baseler Missionsgesellschaft. Im Ewe-Land sind dagegen bisher bloß Bremer Missionare thätig gewesen. Es ist bezeichnend für den Opfermut dieser Pioniere europäischer Cultur, daß von 65 insgesamt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf africanischer Erde begraben liegen. Die nach langjähriger aufopferungsvoller Thätigkeit in ihre deutsche Heimat Zurückkehrenden finden zwar häufig Stellung als Pastoren, aber es ist sehr zu beklagen, daß sie nicht mit Gewißheit darauf rechnen können. Die in sehr viel bescheidenern Verhältnissen, obwohl mit gutem Erfolg arbeitende Bremer Mission unterscheidet sich von der Baseler hauptsächlich dadurch, daß sie keine Factoreien und, soviel mir bekannt, auch keine Handwerkerschulen besitzt. Ihre Ware bezieht die Bremer Mission von dem auch in anderer Hinsicht aufs engste mit der Mission in Verbindung stehenden Hause Friedr. M. Vietor Söhne in Bremen. In den Schulen der Mission wird teils von europäischen Missionaren, die der Ewe-Sprache vollkommen mächtig sind, teils auch von eingeborenen Lehrern Unterricht erteilt.



Religiöser Mummenschanz der Kru-Leute von Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Sonntags predigt man abwechselnd in Englisch und im Ewe-Idiom; daß die Missionare sich, soweit der Unterricht über die Sprache der Eingebornen hinausgeht, des Englischen und nicht des Deutschen bedienen, ist, wenn es auch an der englischen Goldküste vielleicht nicht anders möglich war, dennoch sehr bedauerlich. Hoffentlich aber wird dieser Fehler im Togo- und Kamerun-Gebiet vermieden werden.

Capitel II.

Unter den Amazonen von Dahome.

(Weida und seine Sümpfe. — Abschließungspolitik. — Eine Boa Constrictor im Badezimmer. — Heute nur noch eine Stadt von 20 000 Einwohnern. — Die Ruinen der Sklavenpaläste. — Das portugiesische Fort. — Das Schreckensreich Dahome. — Eine absolute Monarchie africanischen Stils. — Abwechselnd Kriegszüge und Festlichkeiten. — Die Abschlachtung der Sklaven. — Das Unheimliche der Reisen nach Abome. — König Gelelé und sein Thronfolger. — Ptolemäische Geschwister-Ehen. — Die Uniform der Kriegerinnen von Dahome. — Amazonen-Tänze. — Der Gesang der jungen Frauen. — Der Handel von Dahome. — Die drei großen Firmen. — Ein Wort an unsere Industriellen. — Im Schlangentempel. — Anklänge an die altägyptische Religion. — Mahu und Leba stellen das gute und böse Princip dar. — Bachstelzen, Krokodile und Schlangen genießen göttliche Verehrung. — Meine Reise quer durch Dahome. — Gespensterfurcht meiner Leute. — Godome und Abome-Callavi. — Die Seeräuber von Ketenu.)

Wie aus den Ruinen unserer mittelalterlichen Burgen irgend ein gewaltiger Turm hervorragt, trotzig und unempfindlich die unsolidern Wohnstätten eines neu aufsprießenden Geschlechts überblickend, so lebt in Westafrica, unberührt von allen Strömungen der modernen Zeitgeschichte, ein Ueberbleibsel aus jener guten alten Zeit der Sklaverei und der Autorität, welche man heute als die Jahrhunderte der Barbarei und des Despotismus bezeichnet. Dieser der ringsumher sich breitmachenden Civilisation trotzende Wartturm uralter africanischer Barbarei ist Dahome — eine Ruine, wenn man es so nennen will, obwohl in seiner Regierung und Verwaltung neben aller Grausamkeit mehr Leben, Thatkraft und

Weisheit steckt als in der ganzen englischen Goldküsten-Colonie; ein Schreckensreich, wenn man es so nennen will, obwohl der Fremde sich innerhalb seiner ausgedehnten Grenzen der größten persönlichen Sicherheit erfreut. Wie lange wird diese aus verschollenen Zeiten gerettete Säule noch stehen bleiben, dieses märchenhafte Reich mit seinen Amazonen und Menschenopfern, seinem Hofceremoniell und seiner geordneten Verwaltung?

Dahome erstreckt sich bis ans Meer, wo es in Weida, Avrikete, Cutanu u. s. w. einige keiner andern Macht unterthänige Seehäfen besitzt. Man sollte denken, daß dieses Land, welches äußerst fruchtbar und ziemlich dicht bevölkert ist, schon mancher europäischen Macht, besonders Engländern und Franzosen, als ein verlockender Bissen erschienen wäre. Was Dahomes Unabhängigkeit bisher gerettet hat, ist der Ruf, ein Wespennest zu sein, in das eben niemand seine Hand hineinstecken will.

Ohne dieses interessante Stück Erde kennen gelernt zu haben, wollte ich nicht von der Sklavenküste Abschied nehmen. Aber da meine kaufmännischen Freunde von Klein- und Groß-Popo mir behufs Erforschung des Togo-Gebiets schon so viel von ihrer knapp bemessenen freien Zeit geopfert hatten, so wollte ich für das weniger einladende Dahome ihre Güte nicht mehr in Anspruch nehmen und machte mich in einem von drei Schwarzen aus Groß-Popo geruderten Boote der Firma Wölber und Brohm allein auf den Weg.

Von Groß-Popo aus kann man sowohl zur See als auch — und zwar mit guten Bootsleuten in 5½—6, mit schlechten in 7—7½ Stunden — auf der Lagune nach Weida gelangen; letztere Reiseart ist, trotzdem die Ufer der Lagune nicht mehr jene Fülle tropischen Pflanzenwuchses aufweisen, wie sie mich zwischen Klein- und Groß-Popo entzückt hatte, bei weitem die angenehmere. Der gelbe sandige Streifen zwischen Meer und Lagune ist auf weite Strecken hin vollständig kahl und bietet keinerlei Abwechslung, bis man sich nach einstündiger Fahrt dem hauptsächlichsten und zur Zeit einzigen Ausfluß der Lagune des Togo- und Popo-Gebiets nähert. Schon von weitem vernahm ich ein beunruhigendes Rauschen. Als wir näher und näher an die durch den Widerstreit der ausfließenden Wassermassen und der hereinströmenden Flut sich bildende schaumgekrönte Riesenwelle herankamen, ließ mich dieser in der 500m breiten Oeffnung sich ab-

spielende Aufruhr der Elemente für unser kleines schwankendes Boot erzittern. Die Lagune behielt, auch als weiterhin an beiden Ufern Mangrovegebüsch auftrat, fortwährend ihr flußartiges Aussehen.

Nach dreistündiger Fahrt zahlte ich bei dem quer über die Lagune sich erstreckenden und bloß dicht am Lande eine schmale Durchfahrt freilassenden Grenzzaun des Königreichs Dahome dem dort wartenden und meine Leute nach dem Reiseziel fragenden Beamten — einem halbnackten Neger, der sich in nichts von seinen Stammesgenossen unterschied — die übliche Gebühr von einer Flasche Branntwein. Nach einer weitern halben Stunde wiederholte sich die Sache bei einem zweiten Zaun, nur mit dem Unterschied, daß, als ich geraume Zeit auf den säumigen Beamten gewartet hatte, meine Leute die Flasche in dessen Hütte trugen. Sie benutzten diese Gelegenheit, um Kinke (Maisbrot) und übelriechende getrocknete Fische zu kaufen, die sie, während ich auf einer Matte sitzend meine Koffer als Eßtisch benutzte, in geschickter Weise mit der Hand zum Munde führten. Da das Eßgeschäft (Chop-Palaver) bei allen Schwarzen als eine höchst wichtige Angelegenheit gilt, so wurde die Fortbewegung unseres Bootes während der nächsten Stunde so langsam, daß eine ganze Anzahl Canoes unter dem Spott der sie vorwärts stoßenden Weiber und Mädchen zu wiederholten Malen an uns vorüberfuhr, ohne daß ich meine des Englischen unkundigen Leute zu energischerer Thätigkeit anzuspornen vermocht hätte.

Bei der Annäherung an Weida traten auf der Landseite die Kokospalmen immer dichter zusammen, bis sie schließlich förmliche Wälder bildeten, die aufs angenehmste gegen die Trostlosigkeit des bisherigen Landschaftsbildes abstachen. Eben waren in weiter Ferne die Flaggenstangen des Strandes von Weida in Sicht gekommen, als meine Leute das Boot an einer sumpfigen Stelle aufsetzten und die Sorge, auf trockenen Boden zu gelangen, mir selbst überließen. Schnell schrieb ich ein paar Zeilen an den jüngern Randad, Hauptagenten der Firma C. Gödelt, und harrte, nachdem ein Bote durch brusttiefes Wasser hinweggewatet war, des Erscheinens einer Hängematte.

Die eigentümliche Lage von Weida erleichtert die Abschließungspolitik der Regierung von Dahome und läßt es als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß europäische Besucher anders als unter ge-

wissen Vorbedingungen, zu denen vor allem die Verfügung über eine Hängematte und deren Träger gehört, zur Stadt gelangen könnten. Am Seestrande von Weida befinden sich bloß die Warenlager der drei großen Kaufmannsfirmen des Landes, während die Stadt, in der auch alle fremden Kaufleute wohnen, noch 3½ km entfernt ist. Ueber den an dieser Stelle 1 km breiten Sandstreifen zwischen Meer und Lagune gelangt man zu dem etwa 500 m breiten Binnengewässer und hat dann noch 2 km abwechselnd über festen Boden und durch mehrere Fuß tiefen Sumpf zurückzulegen. Obwohl die Lagune so seicht ist, daß sie von den Hängemattenträgern durchwatet werden kann, ohne daß man erst in ein Boot zu steigen brauchte, so nimmt der Weg, der von den Kaufleuten oft genug zurückgelegt werden muß, dennoch beinahe eine Stunde in Anspruch und ist auch, wenn sich grade besonders viele Krokodile in der Lagune befinden, nicht ganz gefahrlos.

Auch nach Westen und in der Richtung nach Abome wird Weida von Sümpfen eingeschlossen — merkwürdigerweise ist es trotzdem ein verhältnismäßig gesunder Aufenthaltsort —, Sümpfen, die der Regierung des Landes wahrscheinlich als die beste Schutzwehr gegen einen kriegerischen Angriff erscheinen, denn so häufig das auch von den fremden Kaufleuten angeregt worden ist, so hat sie dennoch einer Verbesserung der Wege den zähesten Widerspruch entgegengestellt. Da die europäischen Kaufleute gemäß einem alten und aufs strengste gehandhabten Landesgesetze bloß in der Stadt wohnen dürfen und mit Einbruch der Dunkelheit ihre am Strande gelegenen Magazine verlassen müssen, so mag man sich vorstellen, wie sehr dieselben den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse verwünschen. Aber auch von der Unbequemlichkeit abgesehen würde die Anlage einer Pfahlbrücke erwünscht und sogar kaufmännisch rentabel sein, denn gegenwärtig muß für jedes Faß Oel, das unter großer Gefahr des Zerbrechens zum Strande gerollt und geschleift wird, 1 Dollar (4 ℳ) bezahlt werden.

In der Gödeltschen Factorei zu Weida genoß ich während eines zweimaligen Aufenthaltes jene liebenswürdige Gastlichkeit, welche den Ankömmling um so mehr entzückt, weil sie dem Einheimischen als etwas Selbstverständliches erscheint und in der einfachsten, natürlichsten Form dargeboten wird. Diese deutsche Factorei ist mit ihrem großen prächtigen Speisesaal die schönste, die ich bisher an der Sklavenküste gesehen. Aus den Zeiten, als

der Platz, wo jetzt die Factorei steht, ein englisches Fort war, stammen die hohen Umwallungsmauern und die zahlreichen, dem Hofe zur Zierde gereichenden Kanonenrohre. Die englische Firma F. und A. Swanzy begann das seit langer Zeit leerstehende Fort zu friedlichern Zwecken zu gebrauchen und verkaufte dann, um ihren übrigen zahlreichen Factoreien eine größere Aufmerksamkeit zuwenden zu können, das ganze Dahome-Geschäft an das oben genannte Hamburger Haus. Im Garten der Factorei wuchsen vortreffliche Ananas, Bananen und Orangen, es blühten dort duftende Rosen, während Radieschen binnen einer Woche nach der Aussaat zur Reife gediehen und selbst ein Weinstock zweimal im Jahre (Januar und September) seine etwas verkümmerten Früchte spendete. Ein tiefer Brunnen lieferte besseres Wasser, als man es sonst in diesen Gegenden zu finden gewohnt ist; und ein geräumiges Badezimmer lud jeden Morgen zu willkommener Erfrischung ein.

Aber damit dieses verlockende Bild den Leser nicht zu einem voreiligen Besuch in Dahome ansporne, möge auch gleich die Kehrseite hier nachfolgen. Wenn auch nicht unter den blühenden Rosen, so lauerten doch — was mir weit unangenehmer war — im Badezimmer unheimliche Schlangen. Eines Morgens, als einer der „Boys" des Hauses mit Seife und Handtüchern vor mir herschreitend die Thür des Badezimmers geöffnet hatte, sah ich denselben mit entsetzten Gebärden zurückprallen. Ich schaute hinein und gewahrte eine mächtige Boa Constrictor, die seitwärts von der Badewanne ausgestreckt nichts Arges zu sinnen schien. Mein Erstaunen wuchs, als meine Landsleute (Herr Randad und Herr Bödecker), zu denen ich zurückeilte, gar nichts Besonderes in der Sache fanden und mir thatsächlich zuredeten trotz der Schlange mein Bad zu nehmen. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß sich beinahe täglich größere und kleinere Schlangen in der Factorei einfinden und, anstatt dem Tode zu verfallen, von einem herbeigerufenen Fetischpriester in den Schlangentempel, von dem später die Rede sein wird, zurückgebracht werden. Bloß giftlose Schlangen erfreuen sich der göttlichen Verehrung, und da sie recht ausgiebig gefüttert werden, so wird selbst die größte Boa Constrictor demjenigen, der sie in Ruhe läßt, nichts zuleide thun. Immerhin scheinen die in den Factoreien angestellten Kru- und Accra-Leute, in deren Heimat der Schlangencultus unbekannt ist,

der Sache nicht recht zu trauen, und auch die Europäer warnten mich davor, abends ohne eine Laterne über den Hof zu gehen, weil ich sonst unversehens auf eine Schlange treten könnte.

Weida, von den Eingebornen Gle-Chue genannt, ist noch immer nicht bloß die volkreichste Stadt Dahomes, sondern der ganzen unabhängigen Sklavenküste überhaupt. Der Höhepunct seiner Blüte fällt aber in die Jahrhunderte des Sklavenhandels, als es nach der geringsten Schätzung 35 000 Einwohner zählte. Durch das Aufhören des lohnenden Sklavenhandels, die Bedrückungen des Königs und die starke Auswanderung — allein in Ague wohnen 3000 Weida-Leute — schrumpfte die Bevölkerung auf ihren heutigen Stand von 19- bis 20 000 Seelen zusammen.

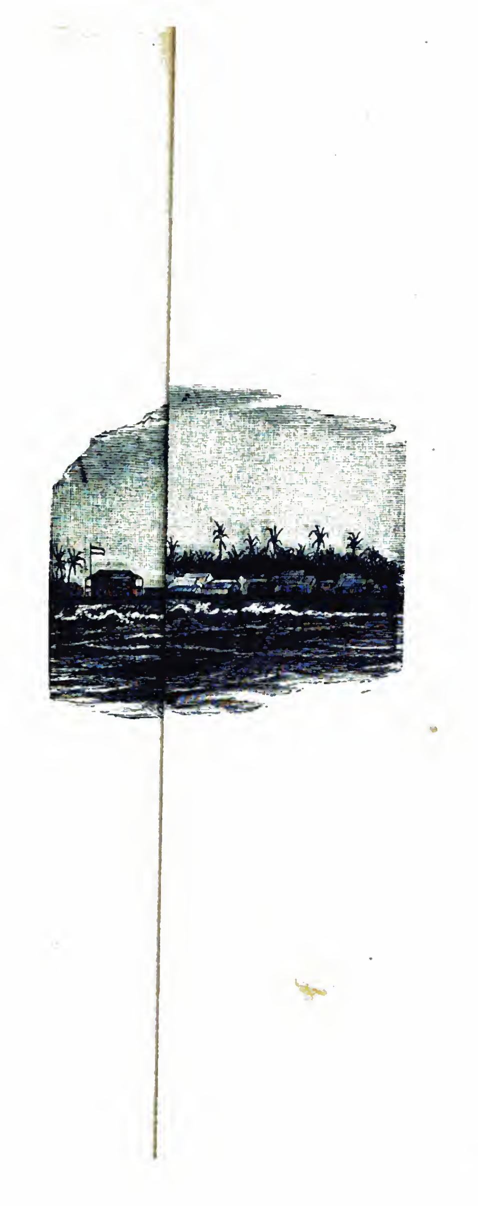
Gleich allen westafricanischen Städten ist auch Weida äußerst weitläufig gebaut, indem, was bei uns ein einzelnes mehrstöckiges Haus sein würde, hier einen Complex von Häusern und Hütten, also ein Gehöft darstellt. Statt der Holzzäune von Groß- und Klein-Popo umgeben hier drei bis vier Fuß hohe Mauern aus rotem Thon die Gehöfte. Die mäßig breiten Straßen, die durch zahllose Löcher und Abfallhaufen nicht grade wegsamer werden, führen überall zwischen solchen Mauern hindurch, die nur selten einen Einblick in die Gehöfte gestatten und dem Ort einen orientalischen Anstrich geben. Der Untergrund ist der überall an der Sklavenküste in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste sich findende rote Thon, der sich unter den Fußtritten der Menschen zu einer Art von macadamisirten und keinerlei Staub entwickelnden Wegen gestaltet. Diesem Umstande und vielleicht auch einer bessern Veranlagung seiner Bevölkerung verdankt Weida eine größere Reinlichkeit, als sie in Groß-Popo zu finden ist; immerhin kann Weida in dieser Beziehung auch nicht im entferntesten mit den peinlich saubern Dörfern im Innern des Togo-Gebiets verglichen werden.

Den Eindruck, den eine europäische Stadt mit ihren regelrechten Straßen hervorbringt, kann man schon deshalb von Weida nicht erwarten, weil die alle Häuser und alle Straßen überwuchernde Vegetation bei dem Mangel aller Aussichtspuncte eine Uebersicht ganz unmöglich macht. Nicht nur wuchern Gras und Buschwerk neben den Straßen und in den ausgedehnten Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gehöften, sondern auf Schritt und Tritt

findet man ganze Gruppen von Riesenbäumen, jenen Baobabs, Yuccas und Eriodendren, unter deren Laubkronen die nächstgelegenen Häuser fast verschwinden. Uebrigens soll in der Harmattan-Zeit die alsdann eintretende Dürre das Dahinschwinden eines großen Teiles dieses üppigen Pflanzenwuchses mit sich bringen.

Trotz der auf drei Seiten die Stadt umgebenden Sümpfe mangelt es nicht an hübschen Spazirgängen auf hartgetretenen, leicht gangbaren Pfaden. Einer der anmutigsten unter diesen Spazirwegen führt zu dem größten, nicht weniger als 60 Schritt im Umfang messenden Baumriesen dieser Gegend, einem Eriodendron oder Bombax-Baum, dessen teilweise über der Erde sich fortsetzende Wurzeln nicht bloß Nischen, sondern förmliche, für ein Dutzend Maiwein trinkende Gesellschaften vollkommen ausreichende Zimmer bilden.

Die Häuser der Weißen, die Wohnung des Schascha (des ersten Beamten) und ein oder zwei andere abgerechnet, sind alle Gebäude bloß einstöckig. Der Besitz eines zweistöckigen Heims gilt als ein besonderes Vorrecht, das nicht jedermann zusteht, und man hält um so strenger darauf, da zwar das eine Haus etwas besser gehalten sein mag als das andere, da aber im übrigen die Bauart bei allen die gleiche ist. Sowohl die Wohnungen der Eingebornen als diejenigen der Weißen sind aus rotem, mit Wasser gekneteten und zu Quadern geformten Thon hergestellt, einem sehr gebrechlichen Baumaterial, wenn die Regenwässer ungehindert Zugang finden, aber einem ganz vortrefflichen und dauerhaften, wenn nach Abschluß der sehr langsam vor sich gehenden Austrocknung jede sich bemerkbar machende Lücke aufs sorgfältigste verputzt wird. Sich selbst überlassene Häuser gewähren schon nach wenigen Jahren ein Bild des Verfalles, wie man es sich schlimmer gar nicht vorstellen kann. In solchem Zustande befinden sich fast alle die alten Sklavenpaläste, von denen viele ein ganzes Stadtviertel dargestellt haben müssen und deren braune massive Ruinen mich aufs lebhafteste an die Ueberbleibsel der Kaiserwohnungen in Rom erinnerten. Die Schablone ist überall die nämliche, aus Portugal überlieferte. Durch ein anspruchloses Thor tritt man in den mäßig großen, an drei Seiten vom Wohnhaus, an der vierten von der Straßenmauer umschlossenen Hof, wo es sofort auffällt, daß das ganze Erdgeschoß aus Galerieen besteht, die mit schweren Eisenstangen vergittert sind. Hinter diesen an die Raubtierhäuser



unserer Zoologischen Gärten erinnernden Gittern lebten die Sklaven, welche genau ebenso, wie man einen Löwen oder einen Tiger anschaut, von etwanigen Käufern aufs ungenirteste besichtigt werden konnten. Die in portugiesischem Stil eingerichteten und möblirten Wohnräume der Sklavenhändler befanden sich hinter und über diesen Galerieen. Viele von diesen ehemaligen Sklavenmagazinen werden noch heute, wenn auch zu andern Zwecken benutzt. Die Insassen der leer stehenden und verfallenen oder verfallenden sind wahrscheinlich einem Rufe des Königs folgend zur Hauptstadt Abome gereist und nicht mehr von dort zurückgekehrt.

Zur Straßenphysiognomie von Weida gehören außer allem Geschilderten noch grasende Kühe (deren Milch jedoch niemals von Europäern getrunken wird), schnell einherhuschende und je nach dem Untergrund, über den sie laufen, ihre Farbe verändernde Chamäleons, die Straßenpolizei besorgende Aasgeier und vor allem Hunderttausende von fliegenden Hunden. An manchem Baume hängt wohl, mit dem Kopf nach unten, ein halbes Tausend solcher lebenden, der Größe nach einem Aasgeier beinahe gleichkommenden Früchte. Anfänglich, als man mir solche Bäume zeigte, wollte ich gar nicht glauben, daß diese Tausende und Abertausende von schwarzen baumelnden Gestalten lebende Wesen sein könnten. Aber ein Schuß, und in dichten, die Sonne verfinsternden Wolken fliegen die Tagesschläfer aufwärts.

Die Zahl der zu vorübergehendem Aufenthalt angesiedelten Europäer ist in Weida größer als an irgend einem andern Puncte der Sklavenküste. Abgesehen von den Kaufleuten, über deren Thätigkeit ich später sprechen werde, gibt es eine portugiesische Besatzung und eine französische Mission. Das von den Portugiesen noch heute ausgeübte Besatzungsrecht in dem ihnen gehörigen Fort ist, wenn man so sagen darf, bloß eine Erinnerung an entschwundene Zeiten und darf keineswegs so aufgefaßt werden, als ob die Portugiesen irgendwelche Hoheitsrechte in Weida besäßen oder auch nur beanspruchten. Ebenso unrichtig ist es aber auch, wenn noch vielfach die neuesten Auflagen unserer Atlanten Weida, oder wie es nach englischem Gebrauch bisweilen geschrieben wird, Whydah, als englischen Besitz verzeichnen. Dahome ist ein durchaus unabhängiges Reich, dessen volle Souveränetät über Weida und die ganze Küste einschließlich von Cutanu von keiner europäischen Macht beanstandet worden ist.

Das Besatzungsrecht hatte in jenen Zeiten, als es Portugiesen, Franzosen und Engländern eingeräumt wurde, eine ganz andere Bedeutung, als man sie ihm heute zuschreiben würde. Genau eben so gut wie jene drei Nationen hätte damals jede andere nach vorheriger Verständigung mit der Regierung von Dahome ein Fort erbauen und eine Besatzung hineinlegen können. Die Anwesenheit einer solchen Besatzung schien der König von Dahome eher als eine Ehrenbezeigung denn als eine Beschneidung seiner Souveränetätsrechte anzusehen. So lange noch in Westafrica das Faustrecht in seiner rohesten Form herrschte, waren die Besatzungen zur Beschützung des Handels von thatsächlichem Wert. Als mildere Zustände einkehrten, zogen die Franzosen und die Engländer sich zurück; im französischen Fort befindet sich zur Zeit die Factorei von Regis Ainé, im englischen die Factorei von C. Gödelt.

Bloß die Portugiesen haben, ohne seit dem endgültigen Aufhören des Sklavenhandels (1863) irgendwelche Handelsverbindung mit Dahome zu besitzen, an ihrem Besatzungsrecht festgehalten, spielen aber dabei eine so traurige Rolle, daß man sich wohl fragen darf, ob der gänzliche Verzicht auf diese bloß Kosten verursachende Stellung nicht bei weitem am zweckmäßigsten sein würde. Das dicht an der Peripherie der Stadt gelegene portugiesische Fort mit seinen dünnen, weißgekalkten und jeden Erdschutzes entbehrenden Mauern, seinen Vorderladergeschützen und seiner geringen Besatzung von 30 Mann (10 deportirten Portugiesen und 20 Schwarzen) würde voraussichtlich selbst dem Angriff einer Handvoll schlecht bewaffneter Neger unterliegen. Man erzählt sich, daß unter dem frühern Commandanten die europäischen Soldaten, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, barfuß für die schwarzen Marktweiber Säcke getragen hätten. Im Gegensatz hierzu fand ich das Fort recht sauber geputzt, die Soldaten, deren Verbrecherphysiognomieen mich allerdings abstießen, ordentlich in weiße leinene Uniformen mit schwarzem Lederzeug gekleidet und ihre Snidergewehre in gutem Zustande. Der Commandant, der in seiner Heimat Lieutenantsrang gehabt hatte, ein hochgewachsener Mann mit den angenehmen Umgangsformen des Südländers, wartete, da seine Dienstzeit in Africa längst abgelaufen war, recht sehnsüchtig auf das Erscheinen jenes Kanonenbootes, das ihn zur Heimat zurückbringen sollte. Sein Sohn diente ihm als Adjutant und als einziger Officier; außerdem waren ihm noch ein Arzt

und für die kirchlichen Bedürfnisse der Deportirten zwei Patres beigegeben. Die Kirche oder Capelle des Forts fand ich in der That nicht übel, auf ihre innere Ausschmückung hatte man augenscheinlich viel Mühe und Sorgfalt verwandt, wobei es allerdings vorgekommen war, daß man die zum Altarschmuck verwandten korinthischen Säulen, die, wer weiß von welchem Orte hierher verschlagen worden, mit dem Capitäl nach unten aufgestellt hatte.

Sind nun auch die in Weida vorhandenen militärischen Machtmittel der Portugiesen nicht grade der Art, daß sie den auf ihre volle Unabhängigkeit pochenden Dahome-Leuten zu imponiren vermöchten, so stehen dennoch meines Erachtens die Portugiesen in größerm Ansehen als irgend eine andere europäische Macht. Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner andern europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Commandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich notwendig erachtete Staffage zu allen größern Festlichkeiten, wie denn auch noch kürzlich der Commandant und nach ihm der Arzt dem König einen Besuch in Abome abgestattet haben. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutz des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrechterhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, anderseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchtrute zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo jedermann vom König abwärts bis zum Händler über den entschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise teilen, so ist damit ein Anknüpfungspunct gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt.

Von ganz anderm Schlage als die Portugiesen sind die Väter und Schwestern der französischen Mission; nicht als ob ich behaupten wollte, daß sie auch nur annähernd einen ebenso großen Einfluß ausübten oder sich auch nur annähernd ebenso gut auf die Behandlung der Neger verständen. Die französischen Missionare sind Männer von besonderer und ausgezeichneter Begabung, im Vollbesitz aller modernen Bildung und Wissenschaft bilden sie einen seltsamen Gegensatz zu den formgewandten, aber auf eine beinahe mittelalterliche Schulbildung zurückblickenden Portugiesen. Wenn sie in ihren langen weißwollenen Gewändern mit Sonnenhelm und einem schwarzen Kreuz auf der Brust über die Straßen schreiten, grüßen viele Schwarze aufs ehrerbietigste, aber mir scheint es, daß sie trotz aller Achtung, die man ihnen entgegenbringt, nicht so tief in die Herzen des Volkes hinabsteigen, als es die weniger gebildeten Portugiesen thun würden.

Alle katholischen Missionen an der Sklavenküste sind von der „Mission Africaine de Lyon“ gegründet worden und beschäftigen sich, von der Heidenbekehrung abgesehen, ausschließlich mit Schulunterricht. Nachdem die Katholiken vor einigen Jahren aus Dahome vertrieben worden waren, ist seit dem August 1884 wiederum eine unter Père Ménager, dem „Préfet apostolique du royaume de Dahome“ stehende Station dort eingerichtet worden, in der während meines Aufenthaltes außer dem genannten Vorsteher noch Père Dorgère und Père Sattler (ein Luxemburger) thätig waren. Drei Schwestern, von denen die Mère Supérieure trotz des für eine europäische Frauennatur wahrhaft entsetzlichen Klimas bereits zehn Jahre in dem benachbarten Ague gelebt hat, beschäftigen sich in einem zweiten Hause (auch einem ehemaligen Sklavenpalast) mit dem Unterricht der jungen Mädchen. Sie klagten mir, daß der jugendliche Teil der weiblichen Bevölkerung aus wahrhaften Tigerkatzen bestehe und weit schwerer zu erziehen sei als die Knaben. In beiden Schulen der Mission darf auf Befehl des Königs bloß Portugiesisch oder allenfalls auch Französisch unterrichtet werden, da das Englische völlig verpönt ist. Die Fußböden in der Mission fand ich, wie das hierzulande vielfach üblich ist, mit schnell trocknendem Kuhmist überstrichen — einem vortrefflichen Mittel zum Fernhalten aller lästigen Insecten.

Bei meiner Beschreibung der Togo- und Popo-Gebiete wird der Leser sich über den nahezu vollständigen Mangel jeder staat-

lichen Gewalt und Autorität gewundert haben. Grade das Gegenteil findet man in Dahome: in ganz Africa ist kein so vollendeter, kein so systematischer Despotismus zu finden. Alles und jedes in diesem Lande dreht sich um das Wort „König“. Und doch ist dieser König selbst wieder durch alte, aufs strengste festgehaltene Ueberlieferungen, durch eine aus Fetischpriestern und Mitgliedern der alten Häuptlingsfamilien bestehende Aristokratie in seinem Thun und Lassen so sehr beschränkt, daß jede wesentliche Neuerung ihm Thron und Leben kosten würde. Die mit der Ausführung der Bestimmungen des Königs betrauten Menschen, einerlei, welche Rangstufe sie in der Verwaltungs-Hierarchie einnehmen mögen, werden „Königsleute“ genannt. Ob diese ganze Staatsmaschinerie durch wirkliche Kraft oder durch den Schrecken, den sie von alters her ausstrahlt, ihr Ansehen auch bei feindlichen Völkerstämmen behauptet, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt es nicht an Anzeichen für wirkliche Energie, wie denn z. B., als 1855 ein Aufstand der Mohamedaner auszubrechen drohte, kurz vor dem Losschlagen über 3000 Personen auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Daß aber die eigentlichen, hinter den Coulissen stehenden Machthaber, d. h. die Fetischpriester und die Aristokratie, nicht auf die Energie allein vertrauen, sondern zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft jede Art von Terrorismus benutzen, geht aus vielerlei Kleinigkeiten hervor. Damit nicht etwa der König unter die Herrschaft der an Bildung überlegenen Weißen gerate, besteht ebenso wie in Porto-Novo, in den kleinen Staatsgebilden des Kamerun-Gebirges und an vielen andern Puncten Westafricas die Bestimmung, daß der Monarch unter Gefahr der Entthronung und des Todes weder das Meer sehen noch auch das Geräusch der Brandung hören dürfe. Vom Volke, dem schon die alljährliche Abschlachtung der Kriegsgefangenen einen mit Vergnügen gemischten Schauder einflößt, ist, wer das geringste gegen den König unternimmt oder spricht, unwiderruflich verloren.

Da zu dieser über dem Haupt eines jeden schwebenden Gefahr eine drückende Recrutirung und ein drückendes Steuersystem hinzukommen, so übersteigt die Auswanderung trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes dermaßen den gar nicht unbeträchtlichen Nachwuchs, daß in einigen Gegenden, die früher einen sehr fleißigen Ackerbau aufwiesen, eine Art von Entvölkerung eingetreten ist.

Ich will jedoch gleich hierbei erwähnen, daß die Angaben über diese Verringerung des Volkes von Dahome, aus so guter Quelle sie mir auch zugekommen sind, dennoch etwas unbestimmt und schwankend erscheinen, weil meine Gewährsleute die Unterscheidung zwischen ursprünglich von Dahome-Leuten bevölkerten Gebietsteilen und solchen, die durch die alljährlichen Kriegszüge des Königs entvölkert, später mit Dahome-Leuten besiedelt wurden, nicht genau innegehalten zu haben scheinen.

Zu dem mit ebenso strenger Folgerichtigkeit wie unerbittlicher Barbarei aufgebauten Mechanismus des Staatswesens von Dahome gehört auch die Spionage, die ebenso wie bei den Jesuiten zu einem vollkommenen System entwickelt worden ist. Ein Häuptling beaufsichtigt stets den andern, in allen Berufsschichten finden sich Spione, und die europäischen Kaufleute weigern sich, Eingeborne von Dahome als Dienstboten oder Frauen in ihr Haus zu nehmen.

Der hauptsächlichste, bloß von Sklaven, Eunuchen- und Weibern bewohnte, sehr weitläufig gebaute Palast des Königs befindet sich in Abome, der Hauptstadt des Landes, die nach den übereinstimmenden Angaben der portugiesischen Officiere, der katholischen Missionare und der Hauptagenten der beiden französischen Kaufmannshäuser wohl nicht mehr als 10 000 Einwohner zählt. In dem eine starke Tagereise hinter Abome ansteigenden Gebirge besitzt der König noch mehrere andere Paläste, die abwechselnd in verschiedenen Jahreszeiten von ihm bewohnt werden. Zu den Pflichten des Königs gehört es, alljährlich im ersten Semester (nach einheimischer Zeitrechnung) einen Kriegszug und im zweiten Semester großartige Festlichkeiten, die in militärischen Aufzügen, Tänzen, Gesängen und Massenabschlachtungen gipfeln, zu veranstalten. Der Zeitpunct, wann der König ins Feld rückt, entzieht sich der Kenntnis der Europäer, die ja nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nach Abome hinaufkommen. Weit besser ist die Zeit der Festlichkeiten bekannt, da zu diesen eine ganze Anzahl Leute vermittelst königlichen Befehls von Weida aus hinaufbeordert werden. Gewöhnlich geschieht das im Januar oder Februar; 1884 aber begannen die Schaustellungen erst ausnahmsweise im Mai, weil der König auf einem Kriegszuge zurückgeworfen worden war und, um die betreffende Stadt dennoch einzunehmen, erst neue Truppen hatte sammeln müssen.

Seitdem im Westen alles Land bis dicht vor Atakpame (mit

Atakpame besteht jetzt ein freundschaftliches Verhältnis) und im Südosten bis einschließlich Cutanu erobert worden ist, richten sich die Kriegszüge des Königs, wenn man dieselben so nennen darf, vorwiegend nach den dichtbevölkerten, nördlich und nordwestlich von Lagos gelegenen Yoruba-Ländern. Nach unsern Anschauungen ist diese Kriegführung unbeschreiblich feige und entwürdigend. Man darf aber nicht vergessen, daß der unter andern Verhältnissen aufgewachsene Neger andere Anschauungen besitzt, daß bei den nordamericanischen Indianern, deren Mut gewöhnlich so hoch gerühmt wird, zwischen der Wertschätzung eines Männer-, Weiber- oder Kinder-Skalps kein Unterschied besteht. Begleitet von seinen Amazonen und einer bloß mit Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren bewaffneten, aber wohlgedrillten und wohldisciplinirten Armee überfällt der König irgendeine wehrlose und nichts ahnende Stadt, deren Einwohner mit Einschluß der Weiber und Kinder erbarmungslos hinweggeschleppt werden.

Der Gebrauch, einen Teil dieser Kriegsgefangenen abzuschlachten, scheint sich erst mit dem Aufhören des Sklavenhandels zu seiner spätern Ausdehnung entwickelt und auch seitdem wieder ein wenig nachgelassen zu haben. So lange die Kriegsgefangenen in unbeschränkter Anzahl als Sklaven verkauft werden konnten und dementsprechend für den Kopf ein kleines Capital darstellten, mußte die Versuchung, sie als Gladiatoren oder Schlachtopfer zu benutzen, in der tief eingewurzelten Habgier des Negercharakters ein natürliches Gegengewicht finden. Als der Sklavenhandel mit dem Anfang der sechziger Jahre zu erlöschen begann, ließ man aus Ueberlieferung und Gewohnheit die jährlichen Kriegszüge fortbestehen, sodaß die Versuchung, sich der Gefangenen zur Ausdehnung der dem Volke nun einmal lieb gewordenen Hinrichtungsschauspiele zu bedienen, sehr nahe lag. Es wird behauptet, daß ursprünglich, d. h. in einer schon ziemlich weit hinter uns liegenden Zeit, bloß die während eines ganzen Jahres angesammelten Verbrecher zu den einmaligen festlichen Abschlachtungen benutzt worden seien. Wahrscheinlich hat sich dann die Sache in ganz ähnlicher Weise weiter entwickelt, als die nicht viel weniger rohen spanischen Stiergefechte. Ursprünglich ist das Pferd des Picadors ganz gewiß nicht dazu bestimmt gewesen, seine Eingeweide unter den Hörnern des Stiers hervorquellen zu lassen. Aber die Blutgier des Publicums brachte es mit sich, daß der Picador, welcher

sein Pferd opferte, mehr beklatscht wurde als jener andere, der mit geschicktem Lanzenstoß den Anprall des Stiers abwehrte. Daß dem so ist, sehen wir in Spanien an den Spielen der „Aficionados“ oder Stierfechterei-Dilettanten, die, wertvolle Vollblutpferde reitend, deren Leben selbst dem wildesten Stier gegenüber niemals aufs Spiel setzen. Und daß man in Africa ohne Gewissensbisse darauf verfiel, die Zahl der Verbrecher durch unschuldige Kriegsgefangene zu vermehren, bedarf für denjenigen, der Land, Leute und namentlich die Geringschätzung des menschlichen Lebens kennt, keinerlei Erklärung.

So gut oder so schlecht die Sklaven — und als solche gelten die Kriegsgefangenen — behandelt werden mögen, so sieht man sie doch stets als eine „Sache“ an im Gegensatz zu den Freien, die „Personen“ sind. So beträgt beispielsweise am Kamerun-Fluß das Sühngeld für die Erschlagung eines Sklaven bloß 5 Kru (etwa 60—80 ℳ), während für einen Freien überhaupt kein Sühngeld angenommen wird. Daß die allmähliche Einschränkung und gänzliche Verhinderung des Sklavenhandels den Kriegsgefangenen von Dahome ein leichteres Los geschaffen habe, mag nach dem Gesagten füglich bezweifelt werden. Auch die Behandlung der Sklaven soll, seit man nicht mehr unumschränkt über sie verfügen kann, härter und schlechter geworden sein. Genau das gleiche finden wir in Brasilien, wo, seitdem alle neugeborenen Sklavenkinder vom 21. Jahre an frei sind, die Arbeitskraft der ältern Sklaven bis zur letzten Neige ihrer Kräfte ausgenutzt und für das junge Geschlecht weit weniger gut gesorgt wird als früher. Unter dem Aufhören des Sklavenhandels darf selbstverständlich bloß der überseeische Teil des Geschäftes verstanden werden.

In Africa selbst und besonders ein wenig landeinwärts von der Küste ist der Sklavenhandel, wenn nicht ganz, so doch fast ebensosehr in Schwung wie vor 30 und 40 Jahren. Es sind jedoch durch die Verschließung aller bedeutendern Absatzgebiete die Preise ganz außerordentlich gedrückt worden, sodaß augenblicklich eine hübsche Jungfrau oder ein kräftiger Mann schon für 80 Dollars (320 ℳ) zu erstehen sein würde. Selbst in Weida, also dicht an der Küste, könnte, wer eine Verwendung dafür hätte, ohne Schwierigkeit, wenn auch bloß unter der Hand, jede gewünschte Anzahl von Sklaven kaufen. In dieser Hinsicht



Neger Albert Wilson.
(Aus der Gartenlaube.)

erhielt ich interessante Aufschlüsse bei einem für mich besonders veranstalteten Gastmahl, zu dem alle ehemaligen Sklavenhändler von Weida Einladungen erhalten hatten. Wohlmeinend und alles Ernstes riet mir ein alter portugiesischer Marquis, selbst wenn, wie er hoffe und wisse, der Sklavenhandel wieder eingeführt würde, mich nicht damit abzugeben, denn aus eigener Erfahrung könne er versichern, daß das Geschäft schlecht, d. h. auf die Dauer nicht lohnend sei.

Habe ich im vorstehenden die wesentlichsten Scheußlichkeiten der despotischen Regierung von Dahome aufgezählt, so ist es eine Sache der Gerechtigkeit, auch deren hohe Vorzüge und, wenn man sie so nennen will, Tugenden nicht unerwähnt zu lassen. So weit ich Westafrica kennen gelernt habe, gibt es dort, die europäischen Colonieen nicht ausgeschlossen, kein Land, wo Ordnung und Gerechtigkeit besser gehandhabt würden, als in Dahome. Der europäische Ansiedler lebt dort zum wenigsten ebenso sicher wie in Gorée, Accra und Lagos und erfreut sich außerdem einer bessern Rechtspflege. Das große Problem, bei gleichem Recht für Weiße und Schwarze dennoch deren ganz verschiedene Stellung zu berücksichtigen, ist hier in praktischer, wenn auch vielleicht theoretisch nicht zu rechtfertigender Weise gelöst worden. So sehr das auch von der Schule der englischen Humanitätsfreunde geleugnet werden mag, so ist es dennoch ganz unthunlich, die Handlungen von Weißen und Schwarzen mit gleichem Maße zu messen. Auch bei uns findet niemand etwas Entwürdigendes darin, daß ein böses Kind mit der Rute gezüchtigt wird, während die gleiche Strafe bei Erwachsenen, falls sie nicht etwa rohe Verbrecher sind, nicht am Platze sein würde. Nun ist und bleibt aber der Neger im Vergleich zum Weißen ein Kind, wie hoch auch immer sein Alter sich beziffern möge. Zudem benötigt seine rohere Natur ein höheres Maß von Autorität und andere Strafen als diejenigen, welche bei Europäern die wirksamsten und zweckmäßigsten sind. Neger in europäischem Stil mit verantwortlicher Regierung und gesetzgebenden Körperschaften regieren zu wollen, ist ein Unding, fast möchte man sagen, ein Wahnsinn. Den Erfolg solches Versuches kann man an jenen unverschämten Neger-Lümmeln, die von Sierra Leone aus Westafrica überfluten, auf Schritt und Tritt studiren. Meines Erachtens hätten die europäischen Colonialregierungen, bevor sie solch gefährliche, die Autorität der weißen

Rasse untergrabende Versuche anstellten, die einheimischen, aus der Negerrasse selbst hervorgegangenen und ihrer Natur jedenfalls am besten angepaßten Regierungsformen etwas näher studiren sollen.

Von solch einheimischen Regierungsformen habe ich in Africa zwei ganz verschiedene kennen gelernt, die sich aber beide recht gut zu bewähren schienen. Die eine Form ist diejenige der scharf ausgeprägten, ihre Autorität bis ins kleinste zur Geltung bringenden Monarchie. Die andere Form, die wir außer in Dahome, Aschanti und Porto-Novo an der ganzen Sklavenküste finden, ist mehr republicanischer Art und gestattet fast ohne jede staatliche Autorität sowohl den Individuen wie den kleinen Gemeinwesen das denkbar größte Maß von Freiheit. Sowohl unter den einzelnen Individuen wie unter den Gemeinwesen waltet der Grundsatz, ein gewisses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Ausschreitungen durch die Gewißheit einer allerdings etwas umständlichen Vergeltung zu verhindern. Sowohl in den despotisch regierten Neger-Monarchieen als in den mehr republicanischen Staatsgebilden vermag der Weiße die Autorität seiner Rasse weit besser aufrechtzuerhalten als dort, wo, wie z. B. in Sierra Leone oder in Victoria, der Schwarze künstlich und ohne genügende Vorbildung zur Rangstufe des Weißen hinaufgeschraubt werden soll.

In den nicht von Europäern bewohnten Ortschaften des Königreichs Dahome ruht die Verwaltung in den Händen eines von mehrern Spionen beaufsichtigten Vertreters des Königs, der den Titel „Avoga" (das Wort ist von den Portugiesen eingeführt und gleichen Ursprungs wie unser „Advocat") führt. In Weida dagegen gibt es einen ebenfalls Avoga genannten Vertreter für die Schwarzen und einen zweiten, dem der Titel Chacha (ausgesprochen Schascha) zukommt und der gleichzeitig so etwas wie Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist, für die Weißen. Dem Range nach steht der Chacha unter dem Avoga, die Verhältnisse aber bringen es mit sich, daß thatsächlich sein Einfluß bei weitem der größere ist. Man kann das Verhältnis der beiden Beamten auch so darstellen, daß der Avoga, dem das Recrutirungsgeschäft obliegt und der ein Schwarzer sein muß, die höchste Militärbehörde, der Chacha dagegen, der fast immer, wenn nicht ein Weißer, so doch ein Mischling ist, die höchste Civilbehörde darstellt. Da der Chacha dem Avoga an Bildung weit überlegen

ist, so empfindet er jene wenigen Kleinigkeiten, die an seine geringere Rangstellung erinnern, fast als eine Kränkung. Er muß beispielsweise seinen Stock, der allen Weißen, die das Land verlassen wollen, als Paß dient, zuerst behufs Erfüllung einer schwer verständlichen Formalität an den Avoga, oder falls derselbe verreist ist, an dessen Stellvertreter senden, der ihn nach wenigen Stunden zurückzuschicken pflegt.

Sowohl dem Chacha wie dem Avoga und den dem letztern zur Seite stehenden Häuptlingen (so etwas wie Geheimen Räten) ist je ein Viertel der Stadt behufs Schlichtung der von Schwarzen gegen Schwarze angestrengten Klagen zugewiesen. Alle Rechtsfälle, die auf Europäer Bezug haben, kommen jedoch ohne Rücksicht auf das Stadtviertel vor den Chacha, der außer seinen sonstigen Obliegenheiten als der vom König eingesetzte Anwalt und Beschützer der Weißen gilt. Wie der Neger überhaupt ein verhältnismäßig feines Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, so halten namentlich die Beamten von Dahome streng darauf, daß einerseits die Autorität der weißen Rasse von ihren schwarzen Stammesgenossen nicht angetastet und anderseits diese selbe Autorität von den Weißen nicht mißbraucht werde. Der Eingeborne von Dahome, der sich eines Unrechts schuldig macht, wird in den meisten Fällen recht streng bestraft werden. Aber es gilt als unzulässig, daß der Weiße die Bestrafung selbst in die Hand nehme und einen Dahome-Mann ebenso ungescheut prügele, wie er das mit Kru- und Accra-Leuten, für welche die Regierung von Dahome bloß in sehr beschränktem Maße eintritt, ohne weiteres thun darf. Zu wichtigern Verhandlungen, wie deren während meines Aufenthaltes Père Ménager eine im Interesse der französischen Nonnen veranlaßt hatte, beruft der Chacha alle in Weida lebenden Weißen mit Ausnahme solcher Individuen, die (wie z. B. ein Holländer) durch schlechten Lebenswandel des Vorrechtes ihrer weißen Haut verlustig gegangen sind und sich auf den Standpunct von Schwarzen gestellt haben. Bei solchen Verhandlungen ist der Wunsch, Gerechtigkeit, und zwar strengste Gerechtigkeit zu üben, so klar ersichtlich, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Aufrichtigkeit des Gerichtsverfahrens aufkommen kann.

Weniger gut als die Rechtspflege ist das Steuersystem entwickelt. Von den Eingebornen werden Abgaben in der Weise erhoben, daß der König jedem Häuptling befiehlt, eine gewisse

Menge Palmöl einzuliefern. Der Häuptling verteilt die Abgaben wieder auf die ihm unterstellten Unterthanen, und da meistens nicht freiwillig gezahlt wird, so muß ein wenig mit Gewalt nachgeholfen werden. Von den Weißen werden hier wohl Abgaben für die von ihnen betriebenen Handelsgeschäfte, aber keine solche Steuern wie von den Schwarzen erhoben, es sei denn, daß sie sich, wie der oben erwähnte Holländer, durch ihren Lebenswandel auf den Standpunct von Schwarzen gestellt hätten.

Ob den zahlreichen Vorrechten, deren sich die in Dahome angesiedelten Weißen erfreuen, bloß die Anerkennung der Ueberlegenheit der weißen Rasse zugrunde liegt oder ob die Furcht, bei anderartigem Verhalten mit jenen Regierungen, deren Unterthanen die Weißen sind, in Verwicklungen zu geraten, dabei eine Rolle spielt, dürfte schwer festzustellen sein. Sogar der König, der im übrigen für seine Wünsche und Liebhabereien, soweit sie nicht gegen die Ueberlieferung verstoßen, kaum irgendwelche Schranke kennt, befleißigt sich den Weißen gegenüber einer großen Mäßigung und Zurückhaltung. Jeder Schwarze, den der König an seinen Hof nach Abome beruft, muß bei Strafe des Todes Folge leisten, obwohl er niemals völlig davon überzeugt sein kann, daß er wieder zurückkehren werde. Aber so gern auch der König namentlich bei Festlichkeiten die Anwesenheit von Weißen sehen würde, so gilt es dennoch als Landesgesetz, daß ein Europäer niemals gezwungen werden dürfe, nach Abome zu reisen. Begibt sich jemand freiwillig dorthin, so glaubt der König durch diese Thatsache ein gewisses Recht über ihn zu haben und fesselt ihn oft Monate lang an seinen Hof. Dieses Ungewisse, in das man hineingeht, hat manche mit ihrer Zeit nicht allzu freigebige Besucher von Dahome und unter andern auch den Verfasser dieses Buches von einem Besuche der Hauptstadt zurückgeschreckt. Man kann wohl vorausbestimmen, wann man nach Abome abreisen, aber niemals, wann man wieder zurückkehren werde. Im günstigsten Falle mag die Sache 2 bis 3 Wochen, im ungünstigsten, d. h. wenn man das Unglück hat, durch irgendwelchen Zufall den König zu interessiren, mag sie Monate über Monate dauern. Es ist Sitte, bei Besuchen in Abome ein Geschenk mitzubringen, das jedenfalls etwas Neues und noch nicht von den Factoreien Angebotenes sein muß. Auch wird durch die große Anzahl der Träger, die man besolden und beköstigen muß, die Reise ziemlich kostspielig. Als Gegengeschenk

pflegt der König gleich nach der Ankunft Lebensmittel und kurz vor der Abreise ein paar Sklaven (meistens zwei Jungfrauen) zu senden. In dieser Weise brachte der Hauptagent eines Bremer Hauses ein paar Sklaven mit herunter, denen er natürlich gleich nach der Rückkehr die Freiheit schenkte. Obwohl der König es sehr erwünscht findet, daß die in Abome weilenden Europäer allen Festlichkeiten beiwohnen, so scheint doch auf diejenigen, welche sich dem Anschauen der Menschenschlächtereien entziehen wollen, neuerdings kein Zwang mehr ausgeübt zu werden. So berichteten mir sowohl der Commandant und der Arzt des portugiesischen Forts wie auch Herr Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co., der mehrere Wochen in Abome gelebt hat, ohne ein einziges Menschenopfer zu sehen.

Trotz der greulichen, von ihm veranstalteten und geleiteten Festlichkeiten soll der sehr alte König Gelelé im Grunde genommen ein ganz wohlwollender Herr sein. Auch behauptet man, daß der Thronfolger, der ungefähr ebensoviel Macht hat wie der König, einer Abschaffung der alten Gebräuche nicht abgeneigt sei. Versuche in dieser Richtung sind namentlich von den Engländern schon mehrmals gemacht worden. Am 13. Januar 1852 kam zwischen England und dem damaligen Könige Gezo ein Vertrag zustande, wonach der Sklavenhandel abgeschafft werden sollte. Am 12. Mai 1877 folgte ein mit dem noch jetzt regierenden Könige Gelelé abgeschlossener Vertrag, wonach die Sklavenausfuhr endgültig verboten und kein Engländer gezwungen werden sollte, den in Abome stattfindenden Menschenopfern beizuwohnen.

Trotz dieser Verträge, zu denen man sich herbeiließ, sind die Engländer in Dahome niemals besonders beliebt gewesen. Als 1876 der Agent des Hauses F. u. A. Swanzy die öffentliche Meinung stark gegen sich aufgeregt hatte, zog man ihm in großer Versammlung die Stiefel aus (es gilt das als die größte Schmach, die man einem Weißen anthun kann). Das kurz darauf an der Küste erscheinende englische Geschwader verhängte eine Blockade über alle Hafenplätze von Dahome und forderte einen Schadenersatz von 400 Puncheons Oel (in Geldeswert etwa 80 000 Mark). Aber der König von Dahome kümmerte sich wenig um die Blockade, die den europäischen Kaufleuten weit mehr Schaden zufügte als ihm selbst, und machte gar keine Anstalten, die geforderte Summe aufzutreiben. Schließlich übernahmen die zwei französischen

Firmen, denen die Wiedereröffnung des Handels am Herzen lag, die Zahlung von 200 Puncheons, womit sich die Engländer stillschweigend für befriedigt erklärten. Ein neues Gegenstück zum Aschantikriege würde ihnen um so weniger erwünscht gewesen sein, da im allgemeinen die Ansicht vorherrscht, daß Dahome wegen der den Vormarsch nach Abome fast unmöglich machenden Sümpfe nur sehr schwer angegriffen und niedergeworfen werden könnte.

Trotzdem man den Deutschen im großen und ganzen sehr viel Achtung und Vertrauen entgegenbringt, wurden im Februar 1883 doch auch zwei Deutsche, die Herren Elliott und Meyer, und zwar von Leuten des Königs mißhandelt. Wegen eines angeblichen Fetischfestes hatte man den genannten Herren den Weg zum Strande verlegen wollen und sie, als sie dennoch durchzudringen versuchten, gefangen genommen. Sechs Monate später erschien die „Elisabeth" vor Weida, ohne daß jedoch die Sache eingehender untersucht worden wäre.

In neuester Zeit haben bloß die Franzosen, und zwar in ziemlich unbefriedigender Weise mit der Regierung von Dahome Unterhandlungen geflogen. 1883 boten sie eine Schutzherrschaft an und wollten dem Könige für die Abtretung der vier Küstenplätze des Landes (Weida, Avrikete, Godome-Strand und Cutanu) eine Jahresrente von 40 000 ℳ zahlen. Der von Porto-Novo herübergekommene Hauptagent der Firma Regis Ainé, der diesen Antrag überbracht hatte, wurde des Landes verwiesen. Im October 1884 soll der Vorschlag erneuert worden sein. Man suchte, wie es heißt, mit Umgehung des grade in Abome weilenden Chacha einen in französischer Sprache geschriebenen Brief (das Schreiben vom vorhergehenden Jahre war portugiesisch abgefaßt) an den König zu befördern. Gelelé aber gab diesen Brief dem Chacha zur Uebersetzung und erklärte, daß er sein Land selbst verwalten könne.

Der jetzige Chacha von Weida, Juliano de Souza, meistens bloß „Juliano" genannt, stammt aus einer alten portugiesischen Familie, die aber seit Generationen mit Negerblut durchtränkt worden ist und so ziemlich in allem und jedem die Sitten der eingeborenen Vornehmen angenommen hat. Der große, durch Sklavenhandel erworbene Reichtum, dessen sich die Familie de Souza während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfreute, ist durch allzu verschwenderisches Leben verloren gegangen, sodaß sogar nach und nach jene Diamanten, auf welche die Familie besonders stolz

war, verpfändet und verkauft werden mußten. Dem klugen Juliano gelang es jedoch am Hofe von Abome, wo er bis dahin ziemlich mißbeliebt war, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und jene Chacha-Würde zu erlangen, die sein verstorbener Bruder bereits bekleidet hatte. Seitdem wächst das Ansehen der Souza-Familie von Jahr zu Jahr; jedermann huldigt dem zum zweiten Mal strahlenden Stern.

Ein Gehalt in unserm Sinne beziehen die Beamten von Dahome nicht, ihr Verhältnis zum König und zur Centralregierung erinnert an die alten persischen Satrapen. Daß die Beamten auch von jenen Geschenken, die sie in Abome zu erhalten pflegen, nicht leben können, ist um so einleuchtender, als die Geschenke, die sie selbst mitbringen müssen, von höherm Werte zu sein pflegen. Trotz alledem gelten hohe Stellungen wie diejenige des Avoga oder Chacha als eine Quelle des Reichtums. Es würde zu weit führen, wenn ich den Leser noch tiefer in dieses Labyrinth orientalisch-barbarischer Finanzkünste hineingeleiten wollte. Nur so viel sei erwähnt, daß in ganz Westafrica auch die größten und angesehensten Persönlichkeiten den aus dem Handel sich ergebenden Verdienst nicht verschmähen. Selbst der stolze Juliano erachtet es nicht unter seiner Würde, einen allerdings etwas versteckt gelegenen Laden zu unterhalten, in welchem seine mischblütigen portugiesischen Gattinnen die aus den Factoreien bezogenen Waren feilbieten.

Einen großen Teil dessen, was ich von Dahome gesehen und über Dahome erfahren habe, verdanke ich dem Chacha, der sich mir gegenüber als ein ebenso energischer wie liebenswürdiger Anwalt der Weißen erwiesen hat. Man möge sich aber nicht wundern, wenn ich trotz des Gefühls der Dankbarkeit, die ich für ihn empfinde, den Mann ohne jede Beschönigung so schildere, wie er ist. Ich würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn für einen Europäer ausgäbe und meine Leser veranlaßte, europäische Sitten und Lebensgewohnheiten bei ihm vorauszusetzen. Berücksichtigt man, daß er als Africaner aufgewachsen und erzogen ist, so muß man seiner Thatkraft, seiner Klugheit, seinem würdevollen Benehmen und seiner Liebenswürdigkeit das höchste Lob zollen. Als ich den Wunsch geäußert hatte, jene Amazonen, die der König dem Chacha bei verschiedenen Gelegenheiten zum Geschenk gemacht, kennen zu lernen, veranstaltete Juliano mir zu Ehren Festlichkeiten, die drei Tage lang ganz Weida in eine gewisse

Aufregung versetzten. Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft sollten die 60 Amazonen des Chacha bei Fackelbeleuchtung einen kriegerischen Tanz aufführen.

Kurz nach Dunkelwerden ließen sich Herr Randad, Père Menager, Herr Bödecker und meine Wenigkeit in Hängematten zum Hause des Chacha tragen. Es ist in Dahome nicht üblich und so zu sagen nicht gestattet, daß Weiße auf längere Entfernungen zu Fuße gehen. Mit allen zugehörigen Häusern und Hütten stellt der Wohnsitz des Chacha ein rings von hoher Mauer umschlossenes Gehöft dar, dessen Umfang demjenigen eines großen europäischen Bauerndorfes zum mindesten gleichkommt. Das eigentliche zweistöckige Wohnhaus sieht ein wenig verfallen aus und ließ in diesem ruinenhaften Zustande die Scenen, die sich dicht davor auf dem Hofe abspielten, noch phantastischer erscheinen, als dies ohnehin schon der Fall gewesen sein würde.

Juliano, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann von dunkelgelber, ein klein wenig bräunlicher Hautfarbe, empfing uns in der freundlichen und zuvorkommenden Manier eines prunkliebenden Aristokraten. Er trug ein langes, buntes, bis auf die Füße reichendes hemdartiges Kattun-Gewand, dazu europäische Zugstiefel, ein buntgesticktes Troddel-Käppchen und — obwohl er ganz zweifellos Fetisch-Anbeter ist — auf der Brust ein großes schwarzes Metallkreuz. Diese Kleidung mochte ihm selbst nicht ganz zweckentsprechend erscheinen, denn er entschuldigte sich, daß er krankheitshalber die bequemen losen Gewänder den engen europäischen vorgezogen habe. Neben dem Chacha saß sein ältester, in einem englischen Knabenpensionat erzogener und ganz europäisch gekleideter Sohn, der, von einer schwarzen Oberstin der Amazonen geboren, weit dunkler als sein Vater und schon beinahe kaffeebraun ist. Dieser junge Mann hat seine Vorliebe für europäische Sitten auch dadurch bethätigt, daß er sich in kirchlicher Form bei den französischen Padres trauen ließ. Durch diesen Vorgang kamen dann überhaupt für einige Zeit die kirchlichen Eheschließungen in Aufschwung, und die Kaufleute hatten nichts Eiligeres zu thun, als sofort einige Dutzend Brautkränze und Brautschleier aus Europa zu bestellen. Diese Mode der Eheschließung, die auch gegenwärtig noch als guter Ton gilt, wird voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, denn schon beginnen diejenigen, die zuerst damit angefangen hatten, wieder zu den Sitten der guten alten Zeit zurückzukehren.

Es ist schwer, ohne Zuhülfenahme der bildlichen Darstellung jenen Kranz von sogenannten, d. h. gelben und schwarzen Europäern und Europäerinnen zu beschreiben, der als Staffage und Hofstaat den Chacha umgab. Jedermann, der so eine Ahnung hat, als ob in den Adern seiner Vorfahren europäisches Blut geflossen sei, und auch ein großer Teil der aus Brasilien gekommenen Mischlinge betrachten sich als Weiße. Die Zahl dieser sogenannten Europäer würde noch viel größer sein, wenn nicht seitens der Regierungs-Beamten mit einer gewissen Strenge gegen jeden Mißbrauch dieses Adelstitels der weißen Hautfarbe vorgegangen würde. Daß der dunkelbraune Sohn des Chacha ein Weißer sei, daß die gelbbraunen Schwestern, Gattinnen und sonstigen Verwandten des Chacha Portugiesinnen seien, gilt als ausgemacht und selbstverständlich. Aber wehe dem, der ohne anerkanntermaßen ein Weißer zu sein, europäische Stiefel anlegen oder sich einer Hängematte bedienen wollte! Selbst der König und alle seine Avogas werden niemals Stiefel tragen, die Hängematten sind dagegen auch den höhern einheimischen Beamten, sowie allen reichern Leuten gestattet, wenn sie krankheitshalber nicht zu Fuße gehen können.

Die Hautfarbe der oben erwähnten Portugiesinnen, die nicht recht zu wissen scheinen, ob sie sich als Negerinnen oder als Europäerinnen benehmen sollen, wechselt zwischen dunkelgelb und schwarzbraun. Obwohl die Gesichtszüge noch immer den edlern Schnitt der europäischen Rasse zeigen, so kann man diese mischblütigen Portugiesinnen nicht grade hübsch nennen. Bei voller Kraft und Gesundheit sehen sie dennoch klein, mager, welk und melancholisch aus, was zum Teil von der unvorteilhaften Art, wie sie sich kleiden, zum Teil auch von den seit Generationen unter den westafricanischen Portugiesen üblichen Verwandtschafts- und selbst Geschwister-Ehen herrühren mag. Die Kleidung der Frauen glich derjenigen des Chacha: ein sehr langes, bis auf die Füße reichendes Hemd, unförmliche, schleppende Pantoffeln, äußerst sorgfältig im Pompadour-Stil frisirtes Haar und eine Ueberfülle von Schmuck.

Die Geschwister-Ehen, von denen ich sprach, mögen auch unter Negern vorkommen, gelten aber bei diesen als Ausnahmen, während sie unter den schwarzgewordenen Portugiesen vollkommen eingebürgert sind, etwa im Sinne der ägyptischen Ptolemäer. Unter den Frauen eines hochgestellten Portugiesen findet sich, wenn nicht

immer, so doch häufig genug eine seiner Schwestern, allerdings mit der Einschränkung, daß sich bloß Geschwister, die denselben Vater haben, ehelichen, aber niemals solche, denen die Mutter gemeinsam ist.

Aus allem, was ich bereits über Dahome gesagt habe, wird man entnommen haben, daß dort streng auf Rangordnung gehalten wird. Die Eingebornen erfreuen sich, selbst von dem größern oder geringern Reichtum ganz abgesehen, bei weitem nicht der gleichen Freiheit wie alle Fremden. Nahte dem Chacha ein Diener oder ein Mann aus dem Volke, so kroch er ehrerbietig auf allen Vieren herbei. Die höhergestellten Eingebornen begnügten sich mit einfachem Niederknieen, die sogenannten Portugiesen und Portugiesinnen sowie alle sonstigen Fremden dagegen mit Verbeugung und Handkuß. Dabei darf man nicht vergessen, daß in Abome, wo doch auch die Weißen bloß eine Verbeugung machen, der Chacha selbst wieder niederkniet, wenn nicht gar auf Händen und Füßen zum Throne des Königs heranrutscht.

Die ehrsamen Bürger von Weida, von denen sich im Kreise herumstehend wohl mindestens ein halbes Tausend eingefunden haben mochte, betrachteten uns mit ehrerbietigem Staunen. Viele von ihnen hatten dressirte Schafe bei sich, die ihren Herren gleich unsern Hunden folgen und höchst gelehrig zu sein scheinen.

Kurz bevor das Schauspiel der Amazonentänze begann, ließ der Chacha deutsches Bier und Bahia-Rum ausschenken. Dieser letztere ist in Dahome, das ehedem eine rege Verbindung mit Brasilien hatte, das gewöhnliche Getränk, welches bei Besuchen herumgereicht wird.

Meines Wissens ist Dahome zur Zeit das einzige Land auf der Erde, wo es ein weibliches Kriegsheer gibt. Die Amazonen von Abome, deren Zahl höchst verschieden angegeben wird und jedenfalls nicht höher als 6000 ist, gelten dem Namen nach als Frauen des Königs und bilden eine Leibgarde, die durch Mut, Disciplin und Anhänglichkeit den männlichen Soldaten überlegen sein soll. Obwohl die Amazonen den König auf allen Kriegszügen begleiten, so glaube ich doch, daß sie mehr als Staatstruppe denn als Feldtruppe verwendet werden. Bei allen wilden und halbwilden Völkerschaften werden Gesang und Tanz als ebenso unumgängliche Hülfsmittel zu kriegerischer Schulung angesehen, wie bei uns Exerciren und Trommelwirbel. Da aber die Ama-

zonen von frühester Kindheit an zu Kriegerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen erzogen werden, so ist es natürlich, daß sie in Bezug auf Drill und Exercitium den männlichen Soldaten ebenso sehr überlegen sind, wie ein Garde-Regiment der Landwehr.

Die Amazonen des Chacha, die früher sämtlich in der Armee von Abome gedient haben, sind Frauen von 18—25 Jahren und werden, da ja der Chacha keine Kriege führt, selbstverständlich bloß zum Pomp unterhalten. Sie besitzen keine gemeinschaftliche Caserne, sondern wohnen ebenso wie die 30 männlichen Soldaten Julianos in verschiedenen Stadtvierteln, von wo sie jedesmal, wenn der Chacha ein Fest gibt, herbeigerufen werden. Schon als sie, in langem Zuge aufmarschirend, ihren Herrn und Gatten begrüßten, setzte mich die Exactheit ihrer an unsere eigenen Militärgebräuche erinnernden Bewegungen in Erstaunen. Man denke sich 60 junge, schlanke und ausgesucht kräftige Frauen, die, ohne unweiblich zu werden, dennoch einen unbezweifelt kriegerischen Eindruck hervorrufen. Diese Vereinigung des Weiblichen und des Kriegerischen würde bei Europäerinnen kaum denkbar sein, sie erklärt sich, so wie ich mir die Sache vorstellte, durch die eigentümliche Bildung des Negerskeletts und besonders durch die Schmalheit des weiblichen Negerbeckens. Negerinnen von unvermischtem Blut (bei Mulattinnen ist es grade umgekehrt) haben nur selten üppige Formen und ähneln in Bezug auf den Knochenbau in auffälliger Weise den Männern. Man muß sich daher die Amazonen ungefähr so vorstellen, als ob die erwachsenen Zöglinge eines deutschen Mädchenpensionats turnten oder kriegerische Spiele veranstalteten. Die Behauptung, daß bei den Kriegerinnen von Dahome ebenso wie bei den mythologischen Amazonen der alten Griechen eine Brust abgeschnitten werde, ist unrichtig.

Eine eingehende Schilderung verdient die auffallend hübsche Uniformirung, die unsere Theaterdirectoren behufs etwaniger Ballettaufführungen zum Muster nehmen könnten. Unter einer weißen, schirmlosen, mit schwarzgestickten Tierbildern (Eidechsen, Vögel u. s. w.) geschmückten Jockeykappe lugen die frischen jugendlichen Gesichter recht freundlich hervor. Die Füße sind nackt, aber die Beine mit kurzen bis oberhalb der Kniee reichenden grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens gestreifte, die Arme und den Hals unbedeckt lassende Tunica von Seide oder Samt umschließt den von einem Corsett

(einheimisches Fabricat) gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird nach ganz besonders durch einen ebenfalls vielfarbig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert steckt und an dem vorn die schwarzlederne Patrontasche befestigt ist. Eine weißseidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie von unserer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung besteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren, welch letztere jedoch beim Tanzen zur Seite gestellt werden. Der Chacha schenkte mir, als ich Interesse dafür zeigte, eines der kurzen, an die bekannte römische Form erinnernden Schwerter und eine Streitaxt. Die letztere war eigentlich bloß eine aus hartem Holz gefertigte Keule, in die man einen spitzen Eisenstift eingefügt hatte.

Ich bin fest überzeugt, daß der unternehmende Impresario, der zuerst einen Trupp Amazonen nach Europa brächte, damit auf jeder Bühne Furore machen würde. Abgesehen davon, daß Gesang und Tanz hier zusammenwirkten, waren die Leistungen, die uns Stunde um Stunde lang in ununterbrochener Reihenfolge vor Augen geführt wurden, ganz im Stile unserer Balletts. Nur tanzt vielleicht kein anderes Corps de ballet so exact. Voran eine hochgewachsene, etwas ältliche Gestalt. Das war die Oberstin, betreffs deren mir der Sohn des Chacha die mein Gefühl verletzenden Worte ins Ohr flüsterte: „Sehen Sie bloß, wie gut meine Mutter tanzt.“ Dahinter folgten mit geschwungener Streitaxt die jüngern Lieutenants und die noch jüngern Mannschaften, bald in nachgeahmtem Angriff auf uns Zuschauende losstürzend, bald abschwenkend, sich zerstreuend und sich wieder vereinigend. Und das alles mit rhythmischen, halb kriegerischen, halb kokett-graziösen, jedenfalls nicht unschönen Bewegungen, bei denen das anmutige Spiel der nackten gerundeten Arme an die classischen Statuen des Altertums hätten erinnern können. Alle Tänze, die ich bisher bei wilden und halbwilden Völkerschaften gesehen hatte, waren eigenartig, grotesk und bis zu gewissem Grade unzüchtig gewesen. Hier zum ersten Mal führte man ein Schauspiel auf, das auch vor einer ernstern Kritik und einem ernstern Schönheitssinn standgehalten haben würde.

Die Gesänge, die mit auffallender Reinheit der Kehlen vorgetragen wurden, besaßen, wenn auch vielleicht keine complicirte Melodie, so doch verschiedene aufregende und an die Marseillaise

erinnernde Rhythmen. Ihr einziger Inhalt war die Verherrlichung des Vaterlandes und der Tapferkeit seiner Kriegerinnen. Bei jedem Scheinangriff, bei dem die Tänzerinnen dicht vor uns auf den Fußspitzen sich aufrichtend ihre Streitäxte über unsern Köpfen emporhoben, wurde mit äußerster Betonung das Wort „Dáhŏmä“ gesungen. Trotz der nach unsern Begriffen ungeheuren Anstrengung schienen doch selbst nach mehrern Stunden weder die Muskeln zu ermüden noch die Kehlen heiser zu werden.

Die Abendunterhaltung endete mit einem Zwischenfall, den der Chacha wohl selbst bestellt hatte, um diesen ersten Tag des Festes mit Glanz beschließen zu können. Auf Händen und Füßen sich vorwärtsbewegend, nahte ein Bote, der sich aufrichtend geraume Zeit mit dem Chacha zu plaudern schien. Juliano schien nachzusinnen, dann aber erhob er sich und forderte uns in portugiesischer Sprache auf, unsere Köpfe zu entblößen, weil er eine Botschaft vom König erhalten habe. Einer von des Chachas geheimen Räten sprach zum Volke, ein anderer zu den Amazonen, die, nachdem zuerst eine feierliche Stille gefolgt war, urplötzlich, während gleichzeitig das Eingebornen-Orchester Tusch spielte, ein unbeschreibliches Freudengeheul anstimmten und das wildeste Stück ihrer Kriegs- und Tanzkunst losließen. Ich bin überzeugt, daß das Ganze bloß ein Theatercoup war, aber selbst als solcher machte es einen ausgezeichneten Eindruck. Kaum war es wieder ruhig geworden, als der Chacha mir auf die Schultern klopfend mich auf eine neue Ueberraschung vorbereitete. In langer Linie kamen die Amazonen, die sich zur andern Seite des Hofes zurückgezogen hatten, herangestürmt und stürzten, etwa wie man ein wildes Roß parirt, vor uns fremden Gästen auf die Kniee nieder, indem sie gleichzeitig ihre Streitäxte vor unsere Füße legten. Das ist eine Huldigung, die für gewöhnlich außer dem Könige bloß ihrem Herrn und Meister zuteil wird und die sie auch diesem gegenüber wiederholten.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß ein Geschenk meinerseits nicht ungünstig aufgenommen werden würde, bat ich den englisch sprechenden Sohn des Chacha, seinem außer der Landessprache bloß des Portugiesischen mächtigen Vater mitzuteilen, daß man drinnen in den Gemächern einige von mir mitgebrachte Stücke Samt niedergelegt habe. Gleichzeitig bat ich um die Erlaubnis, den Amazonen ein in Zeug und — Rum! bestehendes Geschenk

überreichen lassen zu dürfen. Der Chacha nickte freundlich zustimmend mit dem Kopfe und die Amazonen machten, als ihnen die Kunde verdolmetscht wurde, vergnügte Gesichter. Ich bin überzeugt, daß diese energischen Damen fast so gut wie ich selbst geschlafen haben werden.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten die Festlichkeiten fortgesetzt werden, aber der Chacha bat mich, etwas früher zu erscheinen, weil er mir sein im Bau befindliches neues Wohnhaus zeigen wolle. Besondern Wert schien er auf das Empfangszimmer zu legen. Die Wände waren dort bereits mit goldglitzernden Tapeten bekleidet, während der Fußboden aus getrocknetem Kuhdünger bestand. Ein großes und nicht übel gemaltes Oelgemälde in breitem Goldrahmen stellte den Bruder Julianos und frühern Chacha dar. Da Juliano einige Kronleuchter bestellen wollte, so hatte Herr Randad die mit Bildern geschmückten Preislisten einiger Berliner Lampenfabriken mitgebracht, und es war höchst interessant, sowohl die Geschmacksrichtung der Ratgeber des Chacha wie auch die selbstbewußte Art und Weise zu beobachten, mit welcher er durch einen Fingerzeig diejenigen Gegenstände andeutete, die er zu besitzen wünschte.

Als wir aus dem Hause auf den Hof traten, sahen wir einige Dutzend dort niedergehockte und ganz niedliche Frauengestalten, von denen keine einzige erheblich älter als 16 oder 17 Jahre sein mochte. Der Chacha verfehlte nicht, mir ganz besonders übersetzen zu lassen, daß dies alles, alles, alles seine Frauen seien. Auch diese Schönen begannen zu singen und auch ein wenig zu tanzen oder wenigstens ihren Gesang mit theatralischen Bewegungen zu begleiten, aber im Gegensatz zu den wilden, aufregenden Scenen des vorhergehenden Tages waren ihre Leistungen sanfterer und ein wenig erotischer Natur. Selbst im Rhythmus der Gesänge, zu denen ein einheimisches Orchester auf orgelpfeifenartig abgestuften Trommeln den Tact angab, prägte sich dieser Unterschied aus. Der Text der Gesänge sei, wie man mir sagte, am frühen Morgen von den Damen selbst gedichtet worden und preise uns als die Gäste des Chacha.

Etwa eine Stunde lang mochten wir zugeschaut haben, als der Chacha mich fragte, welches Schauspiel ich vorziehe, das gestrige oder das heutige. Arglos erwiderte ich, der Wahrheit entsprechend, daß, so hübsch auch seine (des Chachas) Frauen sein

möchten, die kriegerischen Spiele der wilden Amazonen mich doch weit mehr interessirt hätten, da ich niemals vorher etwas Aehnliches gesehen habe. Der Chacha schien über diese Antwort verstimmt, befahl den jungen, hübschen Frauen, sich zurückzuziehen, und ließ seine männlichen Krieger vortreten. Das waren baumlange, tölpelhafte, in ähnlicher Weise wie die Amazonen uniformirte Gestalten, die in beunruhigender Weise mit ihren Steinschloßgewehren in der Luft herumfuchtelten. Als der Chacha zu bemerken glaubte, daß auch dieses Schauspiel seine Wirkung verfehle, ließ er, trotz meiner Einwendung, daß dieselben wohl zu ermüdet seien, abermals die Amazonen rufen.

Ich will Gesagtes nicht wiederholen. Es genüge, daß ich zum zweiten Mal einige Stunden lang dem seltsamen Tanze, der dennoch kein Tanz war, zuschaute. Die Erregung der im Kreise herumstehenden Menge wuchs mit der Dauer des Schauspiels, und als es Nachmittag wurde, sah ich die portugiesischen Schwestern des Chacha Streitäxte ergreifen, um, umringt von den Amazonen und ohne deren feuriges Ungestüm zu erreichen, die kriegerischen Bewegungen nachzuahmen. Es soll vorkommen, daß eine Streitaxt dem Chacha selbst gereicht wird, der alsdann einige als Tanz geltende Schritte und Bewegungen mache. Das gleiche thäten in solchen Fällen die anwesenden Weißen.

Die Festlichkeit schloß an diesem Tage damit, daß der Chacha mir einen Ochsen schenkte — eine alte Landessitte, die auch in diesem Falle, wo sie doch ziemlich gegenstandslos war, innegehalten werden sollte. Herr Raudad hatte den Chacha zur Tafel geladen, und unter gewaltigem, von einem halben Dutzend seiner Krieger getragenen Sonnenschirm schritt er, umringt von der tanzenden und singenden Amazonenschar, über die Straßen. Zu seiner Rechten ging Père Ménager, zu seiner Linken der Verfasser dieses Buches, der in ähnlichem Aufzuge noch niemals zuvor zu seinem Mittagsmahl ausgezogen war.

Weida ist der bedeutendste Ein- und Ausfuhrhafen von Dahome; bloß ein sehr kleiner Theil des Handels geht über die ebenfalls zu Dahome gehörigen Hafenplätze Godomestrand, Avrikete und Cutanu. Ab und zu sind auch Waren von Groß-Povo bezogen worden, ja, ich habe sogar Palmkerne verkaufende Händler des Königs in Klein-Povo gesehen, aber das sind doch immerhin seltene Ausnahmen. Die Küste von Dahome ist noch in höherm

Grade als diejenige des Togo- und Povo-Gebiets wegen ihrer gefährlichen Brandung berüchtigt; Weida eifert mit dem an der englischen Goldküste gelegenen Adda um die Berühmtheit, den schlechtesten Strand zu besitzen. Da hier auch die Haifische häufig sind und bei dem oft genug vorkommenden Umschlagen der Boote schon recht viel Unheil angerichtet haben, so pflegt man nach Ankunft eines Dampfers und ehe die Brandungsboote ihre Fahrten beginnen, Dynamitpatronen ins Wasser zu werfen, um die Haifische, wenn nicht zu töten, so doch zu betäuben. Den Verkehr Weidas mit Europa vermitteln außer den wöchentlich anlaufenden englischen und den monatlich anlaufenden Woermannschen Dampfern die namentlich von den beiden französischen Firmen gecharterten Segelschiffe, deren bei meiner Anwesenheit fünf dort lagen.

Drei große Kaufmannsfirmen monopolisiren so ziemlich den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel von Dahome. Es sind das die Hamburger Firma C. Gödelt, ferner die seit 1847 an dieser Küste arbeitende Firma Regis Ainé u. Co. und die Firma Cypr. Fabre u. Co. Das deutsche Haus hat zwei, jedes der beiden französischen dagegen vier europäische Angestellte; die Factorei von Weida ist die größte des Gödeltschen Hauses; dort wohnt der Hauptagent, Herr Randad, dem Herr Bödecker zur Seite steht. Die beiden Gödeltschen Factoreien in Quitta (englische Goldküsten-Colonie) und Lome (deutsches Togo-Gebiet) werden von dem in Quitta wohnenden Herrn Meyer verwaltet. Die Franzosen besitzen außer ihren Hauptfactoreien in Weida auch noch Zweigfactoreien in Godome (Regis Ainé u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.), in dem Seeplatze Avrikete (Mantes Frères et Borelli de Regis Ainé u. Co.), in dem Seeplatze Cutanu (Regis Ainé u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.) und in dem Lagunenplatze Abome-Callavi (ebenfalls Regis Ainé u. Co. und Cypr. Fabre u. Co.).

Während Weida den Höhepunct seiner Blüte zur Zeit des schwunghaft betriebenen Sklavenhandels erreicht hat, beschränkt sich die gegenwärtige Monats-Ausfuhr auf etwa 40 000 Gallonen Palmöl, 150 Tonnen Palmkerne und ab und zu etwas Elfenbein. Am Markte von London, Liverpool und Hamburg steht das rote und gelbe Palmöl von Lagos und von Weida am höchsten im Preise, und zwar deshalb, weil es, unverfälscht in den Handel kommend, nicht gekocht zu werden braucht. An der übrigen Sklavenküste wird so ziemlich alles Oel behufs Ausscheidung der Unrei-

nigkeiten vor dem Einkauf gekocht; in Weida dagegen macht man bloß mit kleinen Mengen eine Probe und weist erbarmungslos alles gefälschte Oel zurück.

Nur ein geringer Teil der zur Verschiffung gelangenden Landeserzeugnisse wird in den zu jeder Factorei gehörigen Verkaufsläden eingekauft; meist bedient man sich mischblütiger Zwischenhändler, denen europäische Waren geliefert werden und die dieselben nicht teurer, als dies in den Factoreiläden geschieht, verkaufen dürfen. Trotz der Vermittlung dieser „traders“, die alle portugiesisch, aber nur selten englisch sprechen, ist es eine Ausnahme, wenn das Oel schon in einer größern Anzahl von Fässern herbeigebracht wird. Meist bringen die Eingebornen bloß ganz kleine Mengen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der größte Teil jener 600 000 Gallonen Oel, die einmal in einer Woche Madeira passirt haben, in solch verschwindend kleinen Mengen wie eine halbe oder ganze Gallone angesammelt worden ist. Die sogenannte große Oel-Saison umfaßt die Monate December und Januar, ohne daß auch in der übrigen Zeit des Jahres das Geschäft zu stocken pflegte. Die Kaufleute pflegen jedoch Manufacturwaren in neuen, Erfolg versprechenden Mustern, auch wenn sie dieselben schon früher erhalten haben, doch erst in der großen Oel-Saison an den Markt zu bringen.

Da in Dahome beinahe gar kein bares Geld vorhanden ist, so würde man das dortige Geschäft nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Tauschhandel nennen müssen. Ich möchte jedoch daran erinnern, daß es zwei sehr verschiedene Stufen des Tauschhandels gibt, je nachdem man nach einer feststehenden Werteinheit rechnet oder nicht, und daß der reine, keinerlei feststehende Werteinheit kennende Tauschhandel an der Küste wohl kaum mehr vorkommt. Solche Art von Tauschhandel findet man im Innern, wo dem Eingebornen der größere oder geringere Grad seiner Begehrlichkeit als einziger Maßstab für die Wertschätzung und Bezahlung europäischen Gutes dient. Anders an der Küste, wo trotz des Mangels an Bargeld die Preise ebenso genau und fast noch genauer festgestellt sind, als in Europa. Angenommen, ein Eingeborner bringe so und so viel Faß Palmöl, so wird der Preis ganz ebenso, wie das bei uns geschehen würde, der Menge und der Beschaffenheit des Oels entsprechend in der Werteinheit des betreffenden Landes, also bei Dahome-Leuten in Dollars, festgestellt.

Als Bezahlung kann der Eingeborne sich je nach Bedarf und Geschmacksrichtung europäische Waren aussuchen, deren Preis ihm meistens ebenso gut bekannt ist wie der des von ihm gebrachten Oels. Es ist unschwer einzusehen, daß die letztere Art von Tauschhandel, wenn man sie überhaupt noch so nennen kann, bloß eine vorübergehende Zwischenstufe zwischen echtem Tauschhandel und der Benutzung geprägter Münzen, die ja auch im Grunde bloß eine Ware sind, darstellt.

Von den in Dahome umgesetzten europäischen Waren stammt dem Werte nach mehr als die Hälfte aus England. Aber die Deutschen könnten mit verhältnismäßig geringer Mühe Boden gewinnen, und den Weg, wie das geschehen könnte, zu skizziren, ist der Beweggrund, der mich die nachstehenden, im übrigen gewiß recht langweiligen Notizen schreiben läßt. Was Pulver, Spirituosen, Eisenwaren und Parfumerieen anlangt, so brauchen die Deutschen nur auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu verharren. Für Spirituosen beherrscht Hamburg den Markt der ganzen Welt in dem Grade, daß Holland dabei kaum mehr in Betracht kommt und selbst die französischen Häuser Westafricas ihre Segler zur Befrachtung nach Hamburg senden. Ebensowenig vermag französisches Pulver erfolgreich mit deutschem zu wetteifern. Auch die Remscheider und Solinger Eisenwaren sowie die hübsch aufgemachten, von den hiesigen, höchst eitlen Mulatten mit Vorliebe gekauften Parfumerieen von Frankfurt a. M. und Berlin stehen in Bezug auf Preis und Beschaffenheit unerreicht da.

Anders mit dem bedeutendsten aller Einfuhrartikel, den Manufacturwaren. Die Engländer stehen in dieser Hinsicht noch immer auf der Höhe und liefern den größten Teil des Bedarfs von Dahome. Nicht als ob die Ware der Deutschen schlechter wäre. Im Gegenteil. Aber einesteils berechnen die Deutschen zu hohe Preise und anderenteils wissen sie auch noch nicht recht, wie man die Sache anfangen muß. Mode und Geschmack spielen in Africa eine ebenso große Rolle wie bei uns. Der in Africa arbeitende europäische Kaufmann, bei dem die Entscheidung darüber liegt, welche Waren zu beziehen seien, wird stets derjenigen Firma den Vorzug geben, die ihm mit dem geringsten Aufwand von Mühe und Arbeit die Befriedigung der Wünsche der Eingebornen ermöglicht. Die Engländer verstehen sich hierauf ganz ausgezeichnet. In den Privatcomptoirs der deutschen und französischen Haupt-

agenten sah ich ganze Haufen und kleine Berge von Zeugmustern und Zeugproben, die direct vom englischen Fabricanten herausgesandt worden waren. Dieses System sollten auch unsere Industriellen nachahmen. Die Warenmuster, mit denen sowohl die europäischen Mutterhäuser wie die africanischen Factoreien förmlich überschwemmt werden, haben den Zweck, daß an Ort und Stelle das am besten dem Geschmack der Eingebornen Entsprechende herausgesucht werden kann. Von Dahome im besondern weiß ich, daß der größte Teil aller Bestellungen auf Mustersendungen hin erfolgt, die den Hauptagenten der drei großen Firmen gefallen haben. Ein anderer Kunstgriff der Engländer besteht darin, daß sie mit jeder bestellten Warensendung hübsch ausgestattete Bücher heraussenden, in welche Proben der verschiedenen Zeugmuster eingeklebt sind, sodaß um die Zeuge vorzuzeigen, nicht erst in den Säcken nach dem betreffenden Stück gesucht zu werden braucht.

In Dahome ist für Negerverhältnisse der Geschmack schon ziemlich verfeinert, und jene grellfarbigen roten und gelben Zeuge, die in Quitta einen guten Absatz finden, würden hier unverkäuflich sein. Zur Zeit sind die blauen, blaugestreiften und blaucarrirten Muster recht beliebt. Die Zeuge dürfen trotz billiger Preise nicht grade solcher Schund sein, wie er an andern Teilen der Küste immerhin noch verkäuflich ist. Baumwollene oder halbseidene Zeuge, ferner schlechter Damast und sehr schlechter Samt werden am meisten begehrt, wollene Zeuge sind beinahe unbekannt.

Jede der drei früher genannten Firmen hat mit des Königs Stellvertreter einen Vertrag abgeschlossen, in dem die Höhe der jährlich zu zahlenden Abgaben festgestellt ist. Außerdem müssen noch an den König und dessen höchstgestellte Beamte Geschenke entrichtet werden, deren Höhe zwar dem Belieben der Kaufleute überlassen bleibt, die aber nicht allzu schlecht sein dürfen, weil der König sie sonst zurückzusenden pflegt. Ein solches kurz vor meiner Ankunft abgesandtes Geschenk an den König bestand in einem reichgeschnitzten Bett mit seidenem Zubehör. Die höhern Beamten erhalten häufig goldene, mit großen Edelsteinen besetzte Ringe. Dabei kommt es vor, daß sie, besonders wenn das Geschenk recht schön war, ein zweites und drittes Exemplar erbitten. Diese Bettelei wurzelt nun einmal tief im Grunde jeder Negernatur; zum Entgelt dafür hat man in Dahome nur verhältnismäßig wenig mit jenen Chicanen zu kämpfen, die in andern Negerländern

auch den geduldigsten Kaufmann auf eine harte Probe stellen. Selbst die Eintreibung rückständiger Forderungen wird in ausgiebigster Weise von des Königs Leuten besorgt, die allerdings die Hälfte dessen, was dabei herauskommt, für des Königs Casse beanspruchen.

Eingangszölle gibt es in Dahome nicht. Ohne Abgaben und ohne jede Schwierigkeit kann man so viel Waren als man nur will ins Land bringen. Anders steht es mit der Ausfuhr. Aus dem Königreich Dahome darf nichts anderes als Landeserzeugnisse hinweggenommen oder versandt werden. Alle fremden Waren oder Güter, die einmal über die Grenze gebracht wurden, müssen im Lande bleiben. Eine Ausnahme macht man bloß mit dem Gepäck der Reisenden, vorausgesetzt, daß es nicht allzu umfangreich sei. Der dieser Bestimmung zugrunde liegende Rechtsbegriff ist, daß, was einmal in das Land eingeführt worden, dem Könige, beziehentlich der Verwaltung verfallen sei und höchstens noch (weil ja andernfalls der Handel stocken würde) gegen Landeserzeugnisse umgesetzt werden dürfe.

Eine andere, schon vorher erwähnte drückende Bestimmung ist die, daß alle fremden Kaufleute in der Stadt wohnen müssen, während sich ihre großen Vorratsmagazine an dem 3½km entfernten Strande befinden. Ohne Erlaubnis der königlichen Beamten darf niemand und dürfen auch die Capitäne der Weida anlaufenden Schiffe nicht an Land kommen. Mit Eintritt der Dunkelheit müssen die Kaufleute ihre am Strande gelegenen Magazine, die in der Nacht von Königsleuten bewacht werden, verlassen. Diebstähle sollen beinahe gar nicht vorkommen; wird aber doch einmal etwas gestohlen, so macht man dafür die Regierung verantwortlich. In der Stadt selbst und in den dortigen Factoreien pflegt sich an Waren nur das Allernötigste zu befinden. Während anderwärts Palmöl und Palmkerne am Strande gekauft, verpackt und verschifft werden, wickelt sich in Weida das ganze Geschäft in der Stadt ab, von wo, wie früher erwähnt, der Verkehr mit dem Strande recht schwierig ist. Zur Dienstleistung in den Factoreien sowie zum Transport nach dem Strande werden auch hier wegen der Faulheit der Eingebornen vorwiegend Kru- oder Accra-Leute, und bloß in Ausnahmefällen und zur Aushülfe von den Regierungsbeamten leihweise zur Verfügung gestellte Sklaven verwandt.

Als die erste Sehenswürdigkeit von Weida gilt der größte der

zahlreichen Schlangen-Tempel, der, obwohl als Bauwerk höchst unbedeutend, mich dennoch wegen der seltsamen, seinen Bewohnern entgegengebrachten Verehrung zu mehrfachen Besuchen angelockt hat. Deutsche, englische und französische Missionare, welche nur die im allernächsten Umkreise ihres Wohnsitzes lebenden Eingebornen kennen, haben die Behauptung aufgestellt, daß in einem großen Teil von West- und Inner-Africa ein und dieselbe Religion herrsche, daß jene Götter, an deren Stelle sie das Christentum gesetzt haben, auch Hunderte von Meilen weiter südlich und nordwärts verehrt würden. Wenn mich nun schon die Thatsache in Erstaunen setzte, daß die auf die Götterwelt der Eingebornen bezüglichen Veröffentlichungen den verschiedenen Missionsgesellschaften beinahe gar keine Vergleichungspuncte, z. B. beinahe gar keine gleichlautenden Götternamen, darboten, so bestärkten mich meine eigenen, an den verschiedensten Orten eingezogenen Erkundigungen in der Ueberzeugung, daß nicht einmal unter den verschiedenen Stämmen des an der Sklavenküste wohnenden Ewe-Volks, geschweige denn in ganz Westafrica ein und dieselbe Religion verbreitet sei.

Gewisse Grundzüge, die aber noch der nähern Erforschung harren, scheinen allen diesen Religionssystemen gemeinsam zu sein und auf einen gemeinsamen Ursprung schließen zu lassen. Aber der Olymp des einen Stammes ist von seinen Fetisch-Priestern in ganz anderer Weise als derjenige der rechts- oder linksseitigen Nachbarn ausgebildet worden, sodaß von Göttern, die von einer größern Anzahl von Stämmen verehrt würden, nicht die Rede sein kann. Die vielleicht bloß scheinbaren Anklänge an altägyptische Religionsformen, die von protestantischen und katholischen Missionaren mit besonderer Vorliebe studirt worden sind, so z. B. die Tierverehrung und ähnliches, finden sich, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt, an der ganzen Sklavenküste. Die Tierverehrung scheint in der Religion aller Stämme des Ewe-Volks wiederzukehren, aber es ist auffallend, welche Verschiedenheit doch auch hierbei wieder obwaltet. Im Togo-Gebiet, wo Leoparden und in einzelnen Gegenden Krokodile heilig sind, darf ungestraft jede Schlange getötet werden, während in Dahome selbst der Schutz des Königs den Weißen, der auf eine nicht giftige Schlange schösse, nicht zu retten vermöchte.

Der Schlangencultus, der sogar in Klein-Povo noch unbekannt ist, beginnt, obwohl in milderer Form, bei Groß-Povo. Auf dem

Höhepunct seiner Entwicklung finden wir ihn in Weida, wo den nicht giftigen Schlangen und namentlich den sehr zahlreichen Boas eine ähnliche Verehrung entgegengebracht wird, wie im alten Aegypten dem Apis oder den Katzen. Die von mir befragten Eingebornen stellten die Sache so dar, daß die Schlangen nicht etwa selbst Götter, wohl aber Verkörperungen, Erscheinungen oder Versinnbildlichungen eines sehr mächtigen und einflußreichen göttlichen Princips seien, vermittelst dessen nicht nur Krankheiten geheilt, sondern auch an diejenigen, welche ihm huldigten, Reichtümer ausgeteilt würden. Ob man sich dieses Princip als eine Person, als einen Gott gleich den übrigen Göttern vorstelle, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Olymp von Dahome kennt eine Unzahl von Heroen, Unter-Göttern und Göttern, unter welch letztern zwei, nämlich Mahu der gute und Legba der böse Gott, die wichtigsten zu sein scheinen. Mahu ist sehr gut, so gut, daß man sich, da er ohnehin nichts Böses thut, gar nicht um ihn zu kümmern braucht. Dem Legba wird dagegen in Weida und seiner nächsten Umgebung vor Hunderten von abscheulichen, aus rotem Thon gefertigten und mit allerlei Lumpenkram ausgeschmückten Statuen geopfert. Meist habe ich den africanischen Gevatter unseres Satans in sitzender oder hockender Stellung, und zwar auffallenderweise fast immer priapisch dargestellt gesehen. Nächst ihm scheint sich der Kriegsgott Bo (der auch, da das Wort Ahua Krieg bedeutet, Ahua Bo genannt wird) des größten Ansehens zu erfreuen. Von allen weiblichen Gottheiten zählte Nna, „die Mutter alles dessen, was ist“, die meisten Verehrer.

Die Zahl der auf allen öffentlichen Plätzen, vor den Häusern und an den Scheidewegen stehenden Fetisch-Puppen ist gradezu Legion; ich möchte fast behaupten, daß es deren in Weida allein mehrere Hunderte gebe. Außerdem gilt eine besondere Art von Laubbäumen, deren botanischen Namen ich nicht erfahren konnte, als heilig, und auch verschiedene andere, weder durch Größe noch durch Schönheit hervorragende Bäume wurden mir als „Fetisch“ bezeichnet. Außer den nicht giftigen Schlangen gelten in Weida die Bachstelzen und etwas weiter landeinwärts bei den in die Lagune mündenden Flüssen die Krokodile als Verkörperung der Göttlichkeit.

Welche Rolle in solchem Lande die Fetisch-Priester spielen, braucht kaum erst des nähern dargelegt zu werden. Meist sollen

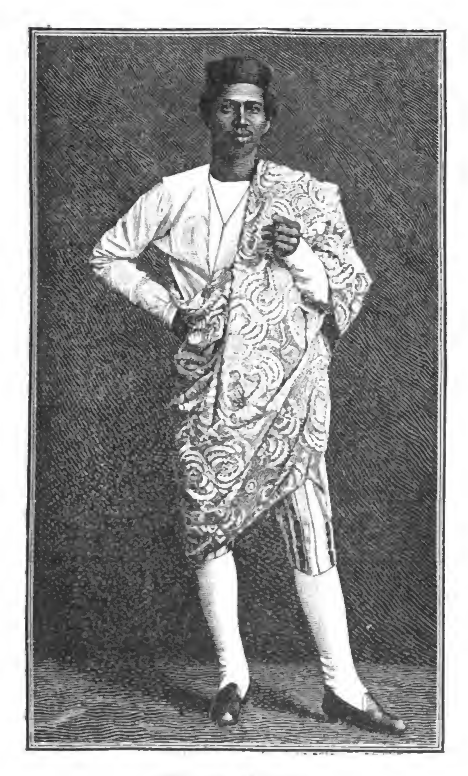
es schlaue Leute sein, die, so streng sie auch das Volk in ihrer Gewalt behalten, dennoch ebensowenig wie weiland die römischen Augurn sich selbst zu täuschen lieben. Aehnlich wie das Königtum dort mit größerer Autorität auftritt, so hat sich auch das Priestertum in Dahome mit mehr Glanz und Pomp zu umgeben gewußt, als in den benachbarten Ländern. Wenn großer Fetisch „gemacht“ werden soll, ergeht vorher eine Benachrichtigung an die Weißen, daß sie während der und der Zeit zu Hause bleiben müßten und sich unter keinen Umständen auf der Straße zeigen dürften. Wie in allen übrigen Einrichtungen des Landes, so tritt auch hierin ein gewisser gewaltthätiger Ordnungs- und Gerechtigkeitssinn hervor. Zu einer Zeit, wann die religiösen Gefühle des im übrigen nichts weniger als unduldsamen Volkes erregt sind, schützt man den Europäer vor Belästigung und Gewaltthat, indem man ihn zwingt, zu Hause zu bleiben. Er könnte sonst, ohne zu wollen, irgend eine Handlung begehen, die von den Fetisch-Priestern als schwere Versündigung aufgefaßt werden müßte. So würde es beispielsweise, während sonst dem weiblichen Geschlecht gegenüber viele Freiheiten erlaubt sind, im höchsten Grade gefährlich sein, ein Fetischmädchen auch nur beim Vorbeigehen auf der Straße unversehens zu berühren. Das Mädchen würde sich ganz gewiß auf die Erde werfen, Krämpfe bekommen und behaupten, behext zu sein.

Die Fetischhäuser von Weida gleichen außer den Schlangentempeln den schon früher beschriebenen des Togo- und Popo-Gebiets. Der große Schlangentempel ist ein gewöhnliches, nur sehr langes Wohnhaus, an das sich eine kreisförmige, bloß einen Raum enthaltende Hütte anschließt. In das wohnhausähnliche Gebäude, das Räume für die Priester und auch eine Art von Allerheiligstem zu enthalten scheint, ist mir der Zutritt nicht gestattet worden. Die kreisförmige Hütte dagegen, in die ich mit Herrn Randad, begleitet von einem durch reichliche Trinkgelder zur Freundlichkeit gestimmten Priester, hineingetreten bin, wimmelte buchstäblich von Schlangen, die sich namentlich dort, wo unter dem Dache ein Absatz rings herum lief, zusammengerollt hatten oder auch einen Teil ihrer Riesenleiber herunterhängen ließen. In ähnlicher Weise war dicht unter dem schrägen, kegelförmigen Dache die Außenseite des Gebäudes mit Schlangen bespickt. Man behauptet, daß deren allein in diesem Tempel über 1000 und in ganz Weida etwa

3000 lebten. Unserer Aufforderung, eine der großen Boas herunterzunehmen, stellte der uns begleitende Medicinmann unverständliche Einwände entgegen; fast schien es, als ob er sich fürchtete. Mit den kleinern Schlangen, die ihm bis zu gewissem Grade zu gehorchen schienen, begann er in ziemlich ungenirter Weise, wie ich es aber auch schon in Ostindien gesehen hatte, zu spielen, indem er sie um seinen Arm wand oder sich in einer durch seinen Stab angezeigten Richtung vorwärtsbewegen ließ. Wie aus den schlecht verdolmetschten und auch mit einem gewissen Zögern abgegebenen Mitteilungen des Mannes hervorzugehen schien, würden die Schlangen mit Hühnern und kleinem, in den Sümpfen gesammeltem Getier gefüttert. Mich dünkt aber, daß die Priester selbst das Geflügel aufessen und den Schlangen das kleinere Getier überlassen.

Sei es nun, daß die Fütterung nicht ausreicht oder daß auch Schlangen eine gewisse Veränderung lieben, jedenfalls machen dieselben sehr häufig Streifzüge in die Stadt, sodaß fast stündlich dort aufgefangene Tiere wieder zum Tempel gebracht werden. Die ganz großen, die unter Umständen gefährlich werden könnten, steckt man bei solchem Transport in einen Sack; die kleinern wurden, wie ich das häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, auf dem Arme getragen. In welcher Weise die Verehrung der Schlangen stattfindet, vermag ich nicht anzugeben. Eine Andeutung, wie das geschehe, erhielt ich, als die schwarze jugendliche Geliebte eines Franzosen, die krank zu sein glaubte, von ihrem Herrn und Gatten ein Geschenk erbat, weil sie ein Huhn und andere Dinge kaufen wollte, um beim Schlangentempel „Fetisch zu machen“. Selbst der verhältnismäßig hochgebildete Chacha huldigt dieser Sitte und soll bei besonders wichtigen Gerichtssitzungen, indem er sich für längere Zeit in seine Privatgemächer zurückzog, durch Fetischmachen die Wahrheit und ein gerechtes Urteil herauszufinden versucht haben.

So lange es in Dahome Europäer gibt, erinnert man sich nicht, daß einer von ihnen jemals eine heilige, d. h. nicht giftige Schlange getötet hätte. Die Schwarzen oder Farbigen, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten, sollen sämtlich hingerichtet, das heißt lebendig verbrannt worden sein. Es besteht aber auch noch eine besondere Form, wie diejenigen, welche unschuldiger Weise, etwa bei der Feldarbeit eine Schlange getötet haben, ihrer Schuld ledig werden können. Sie müssen sich frei-



Mulatte Gomez.
(Aus der Gartenlaube.)

willig beim ersten der Schlangenpriester melden und einmal im Jahre wird alsdann für alle gleichzeitig das Verfahren der Reinigung vorgenommen. Bis dahin bleiben sie auch äußerlich als Ausgestoßene gekennzeichnet. Die Reinigung besteht darin, daß alle gleichzeitig, und zwar zusammen mit Schweinen und Hühnern in ein Haus eingesperrt werden, an das man Feuer legt. Sobald die Zerstörung des Hauses so weit vorangeschritten ist, daß die Ausgestoßenen hindurchbrechen können, rennen sie, von den Umstehenden mit Prügeln empfangen, zur Lagune, um sich hineinstürzend ihre halbverbrannte Haut zu kühlen. Mit der Kahlscherung des Kopfes ist die Reinigung beendet und die bis dahin Ausgestoßenen erfreuen sich wieder derselben Rechte, wie alle übrigen.

Anstatt zur Weiterreise von Weida aus den Seeweg zu benutzen, entschloß ich mich, zu Lande quer durch Dahome hindurch nach Abome-Callavi zu reisen, um von dort aus mit einem Canoe nach Porto-Novo zu gelangen, von wo es wiederum Dampferverbindung mit Lagos gibt. Die Schwierigkeit, Hängemattenträger zu bekommen, wurde dadurch gelöst, daß der Chacha mir, allerdings zu außerordentlich hohen Preisen, acht Sklaven und einen englisch sprechenden Dolmetscher zur Verfügung stellte.

Die Entfernung bis Godome, welches der größte Ort im südöstlichen Dahome ist, beträgt nach meiner Berechnung 21 km und kann in fünf Stunden, oder mit Hinzurechnung des zum Ausruhen der Träger unumgänglich notwendigen Aufenthalts in sechs Stunden zurückgelegt werden. Die zwei kleinern Dörfer, durch welche unser Weg führte, fand ich höchst armselig und bloß aus Binsenhütten bestehend. Ein kleines weißes im Winde flatterndes Fähnchen verkündete, daß auch hier ein Vertreter des Königs wohnte. Die Gegend, die wir durchzogen, war völlig flach und nur allzu reich an langgestreckten und flußartigen aber stehenden Gewässern, durch welche, da sie mit Vorliebe als Wege benutzt zu werden schienen, meine Leute hindurchpatschen mußten, trotzdem das Wasser ihnen häufig genug bis zur Brust reichte. Die äußerste Mannigfaltigkeit des üppigen Pflanzenwuchses verlieh selbst dieser eintönigen Ebene alle Schönheiten eines verwilderten Parks. Die weiten Strecken, auf denen frischaufsprießendes Gras mit dürrem oder auch abgebranntem abwechselte, wurden in angenehmster Weise durch hübsch abgezirkelte Palmenbosketts belebt, deren unvergleichliche Anmut jeder Beschreibung spottet.

Lange habe ich darüber nachgedacht, wie es wohl gekommen sein könne, daß auf stundenweite Entfernungen überall Bosketts von genau derselben Zusammensetzung und Größe und genau in der gleichen Entfernung voneinander liegend auftreten. Ich habe mir die Sache in der Weise erklärt, daß eine jede unter den Oelpalmen, welche hier in bestimmten Entfernungen voneinander angepflanzt worden zu sein scheinen, ihren Samen rund herum ausstreuend in regelrechtem Kreise ein neues jüngeres Geschlecht aufsprießen ließ, unter dessen Wipfel sich auch jenes Buschwerk flüchtet, welches anderwärts durch das in gewissen Zeiträumen erfolgende Niederbrennen des dürren Grases vernichtet werden mußte. In der Mitte steht jedesmal eine gigantische Palme, die in mehrfachen Kreisen von niedrigern und immer niedrigern Exemplaren ihrer eignen Gattung umringt wird, bis schließlich ein üppiger Gürtel von Schilf und Buschwerk den Abschluß des wahrhaft künstlerisch aufgebauten Vegetationsbildes darstellt. Mir sind die eleganten Oelpalmen stets viel sympathischer erschienen, als die fremdartigen Fächerpalmen, deren etwas steife, den in der Mitte ausgebauchten Riesenstamm beschattende Blätterkrone im Abendwinde zu rauschen und zu rasseln pflegt, als ob sie aus dünnem Metall bestände.

Zu Godome rastete ich in der Factorei von Cypr. Fabre u. Co., die von einem eben so einsichtsvollen wie liebenswürdigen und ganz nach europäischer Art lebenden Schwarzen, nämlich einem bereits grauhaarigen Sohne Pedro Quadjos von Klein-Popo, verwaltet wird. Von Godome gelangt man in 1½ Stunden nach Abome-Callavi, welches an der mit der Lagune von Lagos in Verbindung stehenden und die Ostgrenze von Dahome darstellenden Denham-Lagune liegt. Diese Denham-Lagune hat für gewöhnlich keine Verbindung mit der Togo- und Povo-Lagune, doch sollen sich bisweilen in der Regenzeit die Ausläufer beider Gewässer zu einer ununterbrochenen Wasserfläche vereinigen. Der Weg von Godome nach Abome-Callavi wird etwas umständlich dadurch, daß man ein breites, keinen Abfluß zeigendes und sehr tiefes Gewässer passiren muß, was bloß im Boote geschehen kann. So viel ich weiß, unterhält dort jede der beiden französischen Firmen ein kleines Fahrzeug; mir wurde dasjenige von Cypr. Fabre u. Co. zur Verfügung gestellt.

Der weitere, in der Hängematte zurückgelegte Weg führte durch

herrlichen Palmenwald, dessen Waldesdunkel jedoch, da es inzwischen Nacht geworden war, meine Leute in Schrecken zu setzen schien. Die Dunkelheit war thatsächlich so groß, daß man in dem Laubengang unter und zwischen Bäumen und Gebüsch sich fortbewegend in einer endlos langen unterirdischen Halle zu wandeln glaubte. Beständig hörte ich von meinen Leuten, die ich jeden Augenblick anspornen mußte, die Worte Legba (Teufel) und Bedé (wildes Tier). Einmal setzten sie sogar recht unsanft die Hängematte auf den Boden nieder, forderten eine Laterne von mir und suchten mich, da ich ihnen dieselbe natürlich nicht geben konnte, zur Umkehr zu bestimmen. Aber wohl wissend, daß sie nicht den Mut besitzen würden, allein zurückzukehren oder auch nur allein im Walde zu bleiben, schritt ich eine Strecke weit zu Fuß fürbaß. Die Folge war denn auch, daß alle sehr bald hinter mir hergelaufen kamen, und nachdem ich sie recht tüchtig wegen ihres Legba und Bedé verspottet hatte, wurde der weitere Weg bis Abome-Callavi ohne Schwierigkeit zurückgelegt.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als ich an dem fremden Orte, wo ich niemand persönlich kannte, eintraf, bloß ausgerüstet mit einem an Herrn Gaillat von der Firma Cypr. Fabre u. Co. gerichteten Schreiben des Père Menager. Zu solcher Stunde und mit solchem Troß von Dienern Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu müssen, ist eine heikle und etwas peinliche Sache. Aber ich fand in Herrn Gaillat einen französischen Gentilhomme, der sich mit all jener feinfühligen Liebenswürdigkeit, welche die höhern Classen seines Volkes auszeichnet, meiner annahm.

Mein Plan, auf der Lagune nach Porto-Novo zu gelangen, stieß jedoch auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. In gewöhnlichen Zeiten mangelt es nicht an Canoeführern, die sich zu dieser mehrere Stunden dauernden Fahrt erbieten. Es war aber seit einigen Tagen ein Krieg zwischen französischen und englischen Schutzbefohlenen ausgebrochen, und da man einige Bedienstete der französischen Factorei erschossen hatte, so wollte mir weder der Vertreter des Königs von Dahome, der für meine Sicherheit verantwortlich zu sein glaubte, den Austritt aus dem Lande gestatten, noch würde ich trotz der hohen Summen, die ich als Preis aussetzte, Canoeleute gefunden haben. Ich mußte mich daher schließlich, nachdem alle Versuche, durchzudringen, vergeblich gewesen waren,

entschließen, zu Lande durch ganz Dahome hindurch nach Klein-Popo zurückzukehren, um mich von dort aus einzuschiffen.

Der französische Resident im Schutzgebiete von Porto-Novo befindet sich in der traurigen Lage, nachdem die Engländer vor kurzem widerrechtlich den zu Porto-Novo gehörigen Küstenstrich von Ketenu, Ketonu oder Kotonu (nicht zu verwechseln mit Cutanu) besetzt haben, gänzlich vom Meere abgeschnitten zu sein. Die Engländer bemühen sich augenscheinlich, den Franzosen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Besitz von Porto-Novo zu verleiden. So haben sie mehrfach die Bewohner von Ketenu, die als ein wildes, zur Seeräuberei neigendes Volk gelten, zu Gewaltthätigkeiten gegen die Angestellten der französischen Factoreien aufgereizt und dadurch eine völlige Unterbrechung alles Verkehrs auf der Denham-Lagune veranlaßt.

Die Ketenu-Leute, die wegen der sumpfigen Natur ihres Landes in Pfahlbauten leben, sind desselben Stammes wie die Bewohner von Groß-Popo. Ihr König Suningun soll zu einer Zeit, die nicht näher festgestellt werden kann, aus Groß-Popo ausgewandert sein und sich in Godome, welches damals noch nicht zu Dahome gehörte, niedergelassen haben. Einer seiner Nachfolger namens Abo floh, von Dahome mit Krieg überzogen, zuerst nach Elpe und dann nach Ketenu. Während nun die Franzosen behaupten, daß Ketenu ein Vasallenstaat des Königs Tofa von Porto-Novo sei, begründen die Engländer ihre Ansprüche darauf, daß der seit 1854 regierende König Seton sein Land im September 1879 unter englischen Schutz gestellt habe. Da nun wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß die Engländer das von einer kleinen Haussa-Truppe besetzte Ketenu wieder herausgeben, so haben sich die Franzosen, aber bisher vergeblich, bemüht, von Dahome die Abtretung des Hafenplatzes Cutanu zu erreichen, durch dessen Besitz ebenfalls eine directe Verbindung zwischen Porto-Novo und der See hergestellt werden würde. Abgesehen von Ketenu streiten sich Engländer und Franzosen auch um jene tiefern Wasserstraßen, welche durch die größtenteils ganz seichte und inselreiche Lagune hindurch nach Porto-Novo führen.

Uebrigens möge daran erinnert werden, daß auch Deutschland sich schon einmal veranlaßt gesehen hat, den seeräuberischen Leuten von Ketenu eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Als die Mannschaft des gestrandeten deutschen Schiffes Ernte dort ausgeplün

dert worden war, veranstaltete die 1883 an dieser Küste erscheinende Hertha in höchst geschickter Weise eine Landung.

Als ich nach endlosen Bemühungen, den Weg nach Porto-Novo zu erzwingen, dennoch nach Weida hatte zurückkehren müssen, wurde ich dort noch mehrere Tage lang durch Paßformalitäten und den Mangel eines Fahrzeuges zurückgehalten. Der Einfluß der französischen Missionare verschaffte mir ein Boot und Bootsleute, aber wie man nur selten aus Dahome hinausgelangt, ohne daß die Beamten noch zum Schluß und trotz aller äußerlichen Freundlichkeit eine recht deutliche Probe ihrer Macht gäben, so mußte auch ich, als alles zur Abfahrt bereit war, noch einen halben Tag lang in glühendem Sonnenbrande am schattenlosen Lagunenstrande auf den als Paß dienenden Stab warten. Man kann ohne jede Schwierigkeit nach Dahome hineinkommen, aber (wenigstens auf dem Landwege) bloß mit dem Stock des Chacha, der ungefähr dieselbe Bedeutung hat wie in alten Zeiten ein Siegelring, wieder herausgelangen. Auf der Lagunenfahrt von Weida nach Groß-Povo muß man den Stab bei den ersten beiden Lagunenzäunen vorzeigen (und je eine Flasche Rum bezahlen) und beim dritten oder Grenzzaun, von wo er zurückgesandt wird, abgeben.

Capitel III.

Lagos, Porto-Novo und Mahin-Gebiet.

(Die Lagunenstadt Lagos und die schlimmste Barre von Westafrica. — Deutscher Handel, deutsche Schiffahrt, deutsche Firmen. — Die französische Schutzherrschaft über Porto-Novo. — Der König der Nacht. — Erwerbungen des deutschen Hauses G. L. Gaiser. — Ein noch ganz unerforschter Küstenstrich. — Schlittenfahrt über zähen, aufgeweichten Thon. — Die gastfreundlichen Leute von Gogoro. — Ein Festmahl im Negerstil. — Unheimliche Besucher. — Ein abgestorbener Wald. — Moderne Pfahldörfer. — Endlich zeigen sich Oelpalmen und festeres Land. — König Amapetu und die Edlen seines Volks. — Der rosarote Cylinder des wirklichen Geheimen Rats. — Die jungen Mädchen von Mahin.)

Lagos, die größte, beziehentlich volkreichste Stadt von Westafrica, liegt $2^1/_2$ Seemeilen vom Meere entfernt jenseit der Lagune und würde durch diese Lagune einen vortrefflichen Hafen besitzen, wenn nicht die Barre zwischen der See und dem Binnengewässer so außerordentlich gefährlich wäre. Die Folge ist, daß alle größern Schiffe draußen im Meere vor der Barre ankern und ihre Ladung durch kleinere, den Kaufmannsfirmen von Lagos gehörige Dampfer löschen lassen. Fremde Kriegsschiffe dürfen ohne besondere Erlaubnis des Gouverneurs überhaupt nicht in die Lagune hineinfahren. Zur Verbesserung des Fahrwassers über der Barre ist seit Einrichtung der englischen Herrschaft so gut wie gar nichts geschehen. Die Tiefe wechselt von Zeit zu Zeit und es wird alsdann seitens der Regierung bekannt gemacht, welche Schiffe, d. h. Schiffe von welchem Tiefgang, die Barre passiren dürfen. In Westafrica, wo es keine Docks gibt, pflegen die Seeleute doppelt

vorsichtig zu sein; kleinere Ausbesserungen können allerdings in Dakar (Senegambien), in Lagos und in Akassa (am Niger) besorgt werden.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Lagos (das Wort ist portugiesischen Ursprungs; die Eingebornen sagen Eko) die größte Stadt von Westafrica sei, so bezieht sich das bloß auf die Gesamtzahl der Bevölkerung. Die meisten Weißen wohnen dagegen in Loanda, welches überhaupt weit mehr das Aussehen einer europäischen Stadt hat. Nach der Volkszählung von 1881 lebten in Lagos 117 Weiße, 68 Mulatten und 75 085 Schwarze. Von den 117 Weißen waren 45 Engländer, 45 Deutsche, 9 Franzosen, 4 Schweizer, 3 Portugiesen, 3 Italiener, 2 Dänen, 4 Americaner, 1 Brasilier und 1 Norweger. Wenn auch die westafricanische Lagunenstadt — wie man Lagos häufig zu nennen pflegt — keine Gasthäuser besitzt, so wird dennoch den dort wohnenden Europäern durch einen reichlich mit Lebensmitteln ausgestatteten Markt die Sorge um ihr materielles Dasein sehr erleichtert. Täglich frisches Fleisch und Ananas von solcher Güte, wie sie von Porto-Novo kommen, sind Dinge, die man in Westafrica nicht so leicht wiederfindet.

Auch in Bezug auf Lagos haben die Engländer ihren außerordentlich scharfen Blick und ihr Talent für das Herausfinden solcher Plätze, welche gemäß ihrer geographischen Lage zu Mittelpuncten des Handels und Verkehrs gemacht werden können, aufs glänzendste bethätigt. Die Geschichte der Besitzergreifung kann mit wenigen Worten erzählt werden. Als der alte König Oluwole von Lagos gestorben war, wurde sein Nachfolger Akitoye im Jahre 1845 von einem andern Thronbewerber namens Kosoko vertrieben. Diesen forderte der damalige englische Premier Palmerston auf, den Sklavenhandel, der in Lagos gradezu schwunghaft betrieben wurde, abzuschaffen, und ließ, als er ablehnte, die Stadt durch englische Marinetruppen (am 26. und 27. December 1851) angreifen. Akitoye wurde zurückgeführt, starb aber nach mehrfachen Bürgerkriegen an Gift. Sein Sohn Docemo trat am 6. August 1861 gegen eine Jahresrente von 20 000 ℳ seine königlichen Rechte an England ab. Dreiundzwanzig Jahre später, nämlich im December 1884, wurde ein von den Gegnern Docemos angezettelter, gegen die Regierung und das Leben der Weißen gerichteter Aufstand entdeckt und — ohne regelrechten Proceß — durch

zahlreiche Hinrichtungen, Landesverweisungen und Einkerkerungen im Keime erstickt.

Die Engländer behaupten ihre Herrschaft mit Hülfe von 500 mohamedanischen Haussa, die von zwei weißen Officieren befehligt werden. Lagos ist der eigentliche Recrutirungsplatz für alle jene Haussa, die in den englischen Colonieen zu militärischer oder halb-militärischer Thätigkeit verwandt werden. Der Name „Haussa" ist aber eigentlich gar nicht zutreffend, denn die wirklichen, im innern Sudan wohnenden Haussa sind durchaus nicht kriegerischer Natur. Mit den wirklichen Haussa haben die sogenannten bloß den Namen und die mohamedanische Religion gemeinsam.

Es gibt in Lagos folgende deutsche Firmen:

G. L. Gaiser, Hamburg, 15 Deutsche; Hauptagent Consul Bey, Stellvertreter Herr Zimmer;
Witt und Büsch, Hamburg, 9 Deutsche;
Voigt, Schabert und Co., Hamburg, 2 Deutsche;
Röthlisberger und Monnier, Hamburg, 3 Deutsche;
Gebr. Lüderitz, Bremen, 3 Deutsche.

Von den englischen sind die bedeutendsten:

Lagos Warehouse and Commission Co., Liverpool;
Banner brothers and Co., Glasgow;
Mc Iver & Co.;
Kerk, Fairley & Co.

Dann folgen:

Mantes frères et Borelli de Regis aîné (Franzosen);
Cypr. Fabre & Co. (Franzosen);
J. A. Colonna de Lecca (Franzosen);
Yates (Americaner);
Madame Pitaluga;
Santanna e filho (Portugiesen);
William brothers (schwarze Engländer).

Auf der Lagune fahren folgende Dampfer: Gaiser, King Tofa, Ebute Ero (Firma G. L. Gaiser); Oscar (Witt und Büsch); Rose (Leigh); Forcados, Ramos, Dodo, Benito (Eigentum der zwei englischen Dampfergesellschaften); Gertrud (Regierungsdampfer).

Der Schiffsverkehr von Lagos stellte sich 1882 wie folgt:

Eingelaufen:	79	Segler	mit	20 691	Tonnen,	darunter
	1	Engländer	„	217	„	und
	30	deutsche	„	8024	„	
	262	Dampfer	„	156 299	„	darunter
	146	Engländer	„	136 053	„	und
	116	deutsche	„	20 246	„	



König Acquas Haus in Kamerun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

Ausgelaufen:	73	Segler	mit	19 117	Tonnen, darunter
	1	Engländer	„	217	„ und
	26	deutsche	„	6 875	„
	267	Dampfer	„	157 381	„ darunter
	149	Engländer	„	136 777	„ und
	118	deutsche	„	20 604	„

Der Wert der Einfuhr und der Ausfuhr, bei der es sich hauptsächlich um Palmöl, Palmkerne und Baumwolle handelt, bezifferte sich 1882 auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
Gesamt	L. 428 883	L. 581 064
Englisch	„ 279 978	„ 267 243
Deutsch	„ 99 337	„ 136 264.

Obwohl die Engländer auf ihr angebliches Freihandelssystem so sehr stolz sind, so verstehen sie es doch, ihren eigenen Industrie-Erzeugnissen gewisse Vorrechte zuteil werden zu lassen. Dies geschieht vermittelst verschiedener Kunstgriffe. Der am häufigsten angewandte beruht darauf, daß man alle vorwiegend in England erzeugten Waren zollfrei ins Land läßt, während jene Waren, die, wie z. B. Pulver und Alkohol, größtenteils fremdländischen (beziehentlich deutschen) Ursprungs sind, mit erdrückenden Abgaben, die man beinahe als Prohibitiv-Zölle bezeichnen könnte, belastet werden.

Englische Zollbeamte sollen, wie ich aus vertrauenswürdiger Quelle erfuhr, die Aeußerung gethan haben, daß, wenn das (nachstehend beschriebene) Mahin-Gebiet deutsch geblieben wäre, der Zollcasse von Lagos ein Schaden von 400 000 M jährlich erwachsen sein würde.

Fünfzig Seemeilen westlich von Lagos liegt, ebenfalls jenseit der Lagune und sechs Seemeilen vom Meere entfernt, die 40- bis 50 000 Einwohner zählende Stadt Porto-Novo, die ein eigenes, kleines, unter französischem Schutz stehendes Königreich darstellt. Obwohl das Protectorat sehr viel ältern Datums ist, so wurde Porto-Novo doch erst am 4. Juli 1884 von französischem Militär mit Beschlag belegt und es ist auch, trotzdem die von den Engländern beanspruchte Seeküste von diesen besetzt gehalten wird, ein französischer Resident, dem 15 schwarze Soldaten zur Verfügung stehen, dort zurückgeblieben. Obwohl Frankreichs Recht auf die Seeküste stichhaltiger zu sein scheint, als dasjenige der Engländer, so ist Porto-Novo doch, wie die Dinge zur Zeit liegen, vom Meere abgeschnitten — ein Mißverhältnis, dem Frankreich am liebsten

dadurch abhelfen möchte, daß es von dem benachbarten Dahome einen Hafen erwürbe.

Wenn, wie das alle Jahre ein paar Mal vorkommt, durch den Gegensatz zwischen Engländern und Franzosen Unruhen entstehen, so können bloß Lagunen-Dampfer, aber keine Canoes nach Porto-Novo gelangen, obwohl grade die letztern den größten Teil des Handels vermitteln. Zölle werden zur Zeit nicht erhoben, und man behauptet, daß, wenn der Versuch gemacht werden sollte, den Handel mit Zöllen zu belasten, die Eingebornen den König Tofa mitsamt den Franzosen vertreiben würden.

Dieser König, der kaum 35 Jahre zählen mag, gilt als außerordentlich grausam, sorgt aber für Ordnung und Ruhe, wie das in den englischen Colonieen bei weitem nicht in gleichem Maße geschieht. Eine der seltsamsten Einrichtungen, die ich unter Negern kennen gelernt habe, besteht darin, daß Porto-Novo noch einen zweiten König besitzt, der den romantischen Titel „König der Nacht“ führt und dessen Obliegenheiten, soweit ich mich darüber zu vergewissern vermochte, vornehmlich in der nächtlichen Polizei und Rechtspflege zu bestehen scheinen. Der König der Nacht darf am Tage seine Wohnung nicht verlassen und auch unter keinen Umständen dem König Tofa vor Augen kommen. Wenn er Einkäufe macht, so pflegt er kurz nach Eintritt der Dunkelheit die Factoreien aufzusuchen. Seine Beamten laufen, indem sie die nächtliche Polizei besorgen, in kleinen, sie unkenntlich machenden Korbhäuschen herum und sprechen, um ihre Stimme zu verstellen, durch ein aus Kürbisschalen gefertigtes Instrument. Dem König der Nacht obliegt dann die Schlichtung aller in der Nacht vorgekommenen Streitigkeiten. Ob der König der Nacht dem König des Tages unterthan oder ihm gleichgestellt sei, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Fetischwesen steht in und bei Porto-Novo in größter Blüte und gegen den Willen der eine wahre Kaste bildenden Fetischpriester kann selbst König Tofa nichts durchführen.

Als Aufenthaltsort für Weiße ist Porto-Novo der vielen Moskiten wegen weit weniger angenehm als Lagos. Die Firmen, die von hier aus Oel und Palmenkerne verschiffen, sind außer fünf englischen Häusern:

G. L. Gaiser (deutsch),
Witt u. Büsch (deutsch),

Voigt Schabert u. Co. (deutsch),
J. A. Colonna de Lecca (franz.),
Cypr. Fabre u. Co. (franz.),
Regis aîné (franz.),
L. D. Lartigue u. Co. (franz.).

Oestlich von Lagos erstreckt sich das auf dem Lagunenwege am leichtesten erreichbare Mahin-Gebiet, welches, nachdem die Hamburger Firma G. L. Gaiser den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ihre dortigen Landerwerbungen unter deutschen Schutz gestellt würden, im Januar 1885 von dem inzwischen gestorbenen Generalconsul Dr. Nachtigal besucht worden ist. Obwohl Deutschland seitdem gegen anderweitige Zugeständnisse seinen Ansprüchen auf das Mahin-Gebiet entsagt hat, so glaube ich die abenteuerliche Fahrt des opfermutigen Africareisenden, an welcher auch der Verfasser dieses Buches teilnahm, dennoch etwas ausführlicher schildern zu dürfen.

Am 19. Januar 1885, als wir auf der Möwe von Bimbia nach Victoria abdampften, kam, und zwar der Richtung nach von Kamerun her, ein Dampfer in Sicht, der uns augenscheinlich zu suchen schien und beim Näherkommen als der „Gaiser" von Lagos erkannt wurde. Capitän Hoffmann ließ „Folgen Sie uns" signalisiren und setzte die Fahrt nach Victoria fort, wo beide Schiffe kurz vor Dunkelheit Anker warfen. Mit äußerster Spannung harrten wir der Ankunft der gleich nach dem Ankerwerfen sich uns nähernden Gigg des Gaiser. Was mochte der Grund sein, weshalb man von dem weit entfernten Lagos, und zwar augenscheinlich bloß mit der Absicht, uns aufzusuchen, einen Dampfer entsandte? Der Gigg entstieg Herr Fischer, ein Angestellter des in Lagos etablirten Hamburger Hauses G. L. Gaiser, und ging behufs längerer geheimer Beratung mit dem Generalconsul in dessen Kajüte hinunter. Schon bald verbreitete sich, da die Sache nicht geheim gehalten zu werden brauchte, das Gerücht, daß es westlich vom Niger etwas für uns zu thun gebe.

Herr Fischer hatte sich behufs Erschließung dieser Länder für den deutschen Handel seit vielen Wochen in den kleinen Königreichen Mahin und Jtebu aufgehalten, er hatte für das Haus Gaiser die ganze Seeküste von Mahin angekauft und auf die Bitte der Könige von Mahin und Jtebu versprochen, alles, was in seinen Kräften läge, zu thun, damit ihr Land unter deutschen Schutz gestellt werde. Während der Anwesenheit des Herrn Fischer

in Mahin war der kleine englische Regierungsdampfer Gertrud (Raddampfer von vier Fuß Tiefgang mit einer Revolverkanone) mit dem Gouverneur an Bord bis Aboto hinaufgedampft und hatte seine Dampfbarkasse sogar bis halbwegs Mahin entsandt. Die Eingebornen wollten jedoch von der englischen Flagge, mit der hohe Zölle und allerlei Handelsbeschränkungen einziehen würden, nichts wissen. Da jedoch bei der Abreise des Herrn Fischer die Gertrud abermals auf der Mahin mit Lagos verbindenden Lagune erschienen war, so befürchtete man, daß die Engländer Gewalt anwenden würden.

Es wurde beschlossen, daß beide Schiffe, der Gaiser sowohl wie die Möwe, in gerader Richtung nach Mahin dampfen sollten. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß noch nie ein Weißer von der gänzlich unbekannten Seeküste des Mahin-Gebiets aus zur Hauptstadt vorgedrungen war und daß dieser Versuch jetzt zum ersten Mal unternommen werden sollte. Der Verfasser dieses Buches begab sich auf die Einladung des Herrn Fischer schon am Abend des 19. an Bord des Gaiser. Am 20. Januar, um 6 Uhr morgens, verließen wir die Ambasbucht, erreichten mit dem 250 Tonnen haltenden Dampfer, acht Knoten in der Stunde zurücklegend, am Nachmittag des 21. Januar die Hauptmündung des Niger und suchten am Morgen des 22. dicht am Strande vorbeifahrend die noch wenig bekannte Küste von Mahin aufzufinden.

Es war das keine kleine Aufgabe, da die ganze Küste flach ist und nirgendwo im Hintergrunde Höhenzüge auftauchen. Es hält schon schwer genug, auch nur die einzelnen Niger-Mündungen voneinander zu unterscheiden. In der Nacht ist das ganz unmöglich. Am Tage müssen allerlei kleine Anzeichen, ein Baum, ein Haus oder dergleichen den Ausschlag geben. Das beste Mittel, um stets zu wissen, wo man sich befindet, besteht darin, die einzelnen Niger-Mündungen zu zählen. Da wir aber in der Nacht vorbeigelaufen waren, so hatte man die Küste nicht deutlich erkennen können, und als es Tag wurde, war man im Zweifel, ob man sich vor der Escardos- oder Benin-Mündung befinde. Ein Fischerboot, das wir anriefen, nannte die Benin-Mündung, an die sich in nicht allzu großer Entfernung die Küste von Mahin anschließen sollte. Herr Fischer hatte mit dem König Amapetu von Mahin vereinbart, daß dort, wo der beste Anlegeplatz sei, um nach Mahin zu gelangen, eine deutsche Flagge aufgezogen werden sollte. Wir

musterten demnach in der Entfernung von vier Seemeilen vorüberfahrend mit allen vorhandenen Fernrohren und Operngläsern den Küstensaum. Die geringe Tiefe des Fahrwassers gestattete uns nicht, näher an das Land heranzukommen.

Das Ufer zeigte hinter schmalem Sand- oder vielmehr Schlickstreifen hohen dunkeln Wald und auch häufig dicht an der See Dörfer, die schon von weitem durch aufwirbelnden Rauch zu erkennen waren. Der nebelbringende Harmattan und die Rauchsäulen größerer Buschbrände verschleierten zeitweilig die Küste. Immerhin vermochte man zu erkennen, daß sich Dorf an Dorf reihe, und zwar so dicht, daß ich etwas Aehnliches noch nirgendwo an der westafricanischen Küste gesehen und es am allerwenigsten in dieser geographisch völlig unbekannten Gegend erwartet hätte. Am 22. Januar begab sich Herr Fischer, um den Weg nach Mahin ausfindig zu machen, dreimal an Land, getäuscht durch allerlei Phantasieflaggen, die, wie das in Africa sehr häufig vorkommt, von den Eingebornen aus purer Kinderei aufgehißt werden. Das erste Dorf, mit dem wir auf diese Weise in Verbindung traten, hieß Ubo. Dann ankerte das Schiff etwa vier Seemeilen weiter westlich unter 6° nördl. Breite und 4° 52′ östl. Länge. Nach einigen Stunden schickte Herr Fischer einen Zettel an Bord, des Inhalts, daß das Schiff vorwärtsfahren möge, während er selbst am Lande weitergehen werde. Am Nachmittag verkündete uns das Aufhissen der deutschen Flagge, daß wir Herrn Fischer wieder aufnehmen sollten. Er kehrte über und über mit Schlamm bedeckt zurück. Das Land sei unbeschreiblich sumpfig und er habe sich auch nicht von den ihn begleitenden Minas-Negern tragen lassen können, weil dieselben mit solcher Last allzu tief im Uferschlick eingesunken sein würden. Es halte hier grade so schwer, zuverlässige Auskunft zu erhalten, wie überall anderwärts in Africa. Man habe ihn stets von einer Ortschaft zur nächstfolgenden verwiesen. Es sei viel von einem Wasserweg die Rede gewesen, der in gerader Richtung nach Mahin hinführe und der stets beim nächstfolgenden Dorfe hätte zu finden sein sollen. Aber in solchen noch unerschlossenen Gebieten lögen die Eingebornen, teils aus Grundsatz, teils aus Besorgnis für ihren Handel. Das Land sei einem kürzlich verstorbenen König unterthan gewesen, stehe aber jetzt unter Amapetu von Mahin.

Wir waren sehr besorgt wegen des Ausbleibens der Möwe,

die wir gleich nach unserer Abfahrt von Victoria aus Sicht verloren hatten. Für gewöhnlich kommen in dieser Gegend niemals Schiffe bis so dicht an die Küste heran, daß man sie von dort aus sehen könnte. Es ist das ja auch nicht zu verwundern, da die ersten Handelsbeziehungen erst kürzlich von dem Hause G. L. Gaiser angebahnt worden sind. Als daher am 23. gegen 9 Uhr morgens die Mastenspitzen eines Dreimasters am Horizont auftauchten, wußten wir auch sofort, daß dies bloß die Möwe sein könnte. Herr Fischer war an diesem Tage schon zum zweiten Mal an Land gegangen. Zu unserer großen Freude signalisirte er jetzt grade herüber, daß er den richtigen Ort gefunden habe. Hinter dem sumpfigen, einer grünen Wiese gleichenden Strand erblickten wir dunkeln Hochwald. Die braunen Dächer der Neger-Häuser erinnerten an Norddeutschland und man hätte sich, wäre nicht an der einen Seite die offene See gewesen, an die Ufer der untern Elbe versetzt denken können.

Die Küste senkt sich ganz sachte abwärts, und näher als bis auf 2—3 Seemeilen können Schiffe von 8—10 Fuß Tiefgang nirgendwo ans Land herankommen. Die Möwe warf Anker etwa $3^1/_2$ Seemeilen von der Küste und etwa 5 Seemeilen in südsüdöstlicher Richtung von jenem unter 6° 8′ 52″ n. Br. liegenden und „Gogoro“ genannten Orte, wo die nach Mahin führende Wasserstraße bis dicht ans Meer herantreten sollte.

Nachdem zuerst der Capitän des Gaiser und der Verfasser dieses Buches und dann auch Herr Fischer sich an Bord der Möwe begeben hatten, wurde beschlossen, daß der Generalconsul, begleitet von Herrn Fischer, meiner Wenigkeit und zehn Minas-Negern, die Reise landeinwärts antreten sollte. Der schwierigste Punct schien die Landung zu sein. Die Dampfpinasse der Möwe brachte uns zur Küste. Wie aber über den 40—50 Schritt breiten Streifen zähen, aufgeweichten Thones, in dem die Minas-Neger bis zum Bauche versanken, hinüber gelangen? Sich aus dem Boote hinaus an Land tragen zu lassen, wie das sonst überall an dieser Küste geschieht, erschien unmöglich, weil damit eine Kraftanstrengung verknüpft gewesen sein würde, der die schwächlich, aussätzig und verwildert aussehenden Minas-Leute keineswegs gewachsen waren. Am Ufer stand um die dort wehende deutsche Flagge herum eine zahlreiche Menschenmenge.

Nach einigem Ueberlegen verfielen wir auf das Auskunfts-

mittel, von der andern Seite des Dorfes, wo die Lagune an dasselbe herantritt, eines der kleinen Canoes der Eingebornen herbeischaffen zu lassen. Es war dies ein winziges Ding, in dem mit größter Mühe ein Mensch Platz finden konnte. Dieses Canoe wurde über den Schlickstreifen herüber langseits von unserm Boote gebracht. Beim Einsteigen mußte man, um nicht umzukippen, mit äußerster Vorsicht das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten suchen. Hatte man sich glücklich niedergestreckt, so schoben die bis zum Bauch in der unglaublich zähen Masse einherwatenden Minas-Neger das seltsame Fahrzeug zum festen Land herüber. Auf diese Weise gelangten zuerst Herr Fischer, dann der Generalconsul, dann der Verfasser dieses Buches und schließlich auch unser Gepäck nach Gogoro. Ich hatte mir eingebildet, mit Einschluß von Kamelen, Hängematten u. s. w. alle auf unserer Erde angewandten Verkehrsmittel kennen gelernt und benutzt zu haben, aber diese Art der Beförderung war mir denn doch noch neu. Und ich möchte auch nicht grade behaupten, daß ich dafür zu schwärmen begonnen hätte. Die geringste falsche Bewegung, und man lag unrettbar im Sumpf. Das Land hinter dem Schlickstreifen, der in ähnlicher Weise auch an unsern norddeutschen Küsten vorhanden und bei Hochwasser teilweise überdeckt sein soll, war nicht sehr viel anziehender. Ein 100—200 Schritt breiter Sandstreifen, auf dem, soweit nicht Häuser der Eingebornen darauf standen, seltsame Strandpflanzen rasenartig den Boden bedeckten, und dann die abermals von einem Schlickgürtel eingefaßte mangrovebestandene Lagune. Der sandige Strand von Lome und Bagida sieht schon unfreundlich genug aus. Aber wie gern hätten wir den soliden Sand der Togo-Küste an Stelle dieses Schlicks gesehen! Und erst welcher Gegensatz gegen die herrlichen Gebirgslande von Victoria und Bimbia!

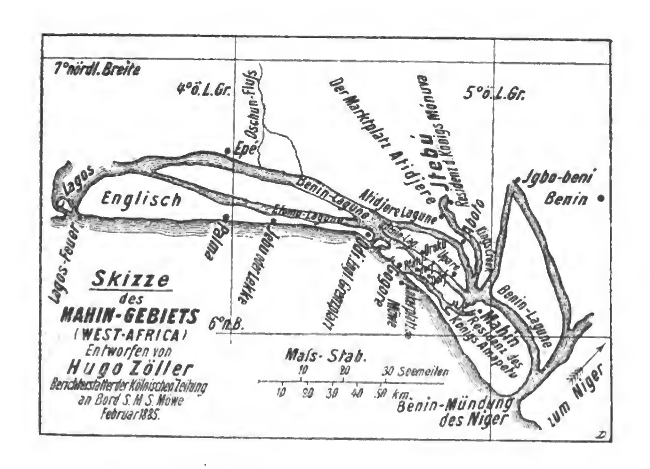
Die am Ufer stehenden Leute, mit denen wir uns durch die Vermittlung eines von Herrn Fischer gestellten Dolmetschers verständigten, waren von dunkelbrauner Hautfarbe und ein in körperlicher Hinsicht gar nicht schlecht ausgestatteter Menschenschlag. Aber welch phantastischer Aufputz zu Ehren unserer Ankunft! Noch nirgendwo habe ich so viel verschiedene Haartrachten gesehen. Einige trugen hohe Wulste an beiden Seiten des Kopfes, andere hoch aufstehende Hörner und wieder andere hatten einen Teil des Kopfes rasirt, sodaß ein Kreis, ein Viereck oder andere geome-

trische Figuren, von denen das Haar in wurmartig geflochtenen Zöpfchen herunterbaumelte, übrig blieben. Zu dieser verwickelten Frisur stand der Mangel an Bekleidung in schreiendem Gegensatz. Manche trugen blutrote Hemden, manche einen alten Bedientenrock, manche eine Hahnenfeder im Haar, manche einen Cylinder von unbeschreiblichem Aussehen, die meisten aber waren bis auf einen um die Hüften gewundenen schmutzigen Schurz völlig unbekleidet.

Ganz besonders fiel uns die außerordentliche Höflichkeit auf, welche diese Leute nicht bloß uns gegenüber, sondern auch untereinander an den Tag legten. Dem Greisenalter schien man ganz besondere Hochachtung zu zollen, und bei jeder Begrüßung knieete der Ankommende oder Geringergestellte nieder, sogar vor den Frauen, die doch sonst in Africa nicht grade mit Ritterlichkeit behandelt werden. Die Cultur der Leute schien mir, nach den ersten äußern Anzeichen zu urteilen, niedriger zu stehen als diejenige der Dualla, aber höher als diejenige der Bakwiri. Bald fanden wir auch heraus, daß die Mahin-Leute insofern schon die Einwirkung von Culturvölkern verraten, als sie in ihrem Denken und Fühlen nicht mehr ganz so einfach sind, wie z. B. die Togo-Leute, und weit mehr als diese auf das Einhalten gewisser Formen Wert legen.

Herr Fischer hatte ursprünglich vereinbart, daß uns noch am gleichen Tage (23. Januar) zur Fahrt nach Mahin Canoes zur Verfügung gestellt werden sollten. Anfänglich sträubten sich die Leute mit dem Hinweis darauf, daß es über der Reise Nacht werden würde. Als sie aber sahen, daß wir uns dadurch nicht abhalten ließen, entstand unter ihnen selbst ein großer Streit, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte und dessen Sinn und Bedeutung wir anfänglich nicht verstanden. Der etwa 18jährige Sohn des Königs Amapetu, der im Auftrage seines Vaters mit der deutschen Flagge zur Küste gekommen war, trat im Verein mit einigen andern Vornehmen für unsere baldige Abreise ein. Aber alle übrigen schienen dagegen zu sein und machten so unendlich viel Schwierigkeiten, daß wir uns schließlich, als es thatsächlich dunkel zu werden begann, zum Bleiben entschließen mußten.

Erst jetzt erfuhren wir den wahren Grund, weshalb man uns nicht hatte ziehen lassen wollten, — ein Grund, der auf alles andere eher denn auf Feindseligkeit hinauslief. Ein Häuptling,



7° nördl. Breite
4° ö. L. Gr.
5° ö. L. Gr.
Oschun-Fluſs
Epe
Der Marktplatz Atidjere
Jtebu
Lagos
Englisch
Benin-Lagune
Atidjere Lagune
Jgbo-beni
Benin
Lagos-Feuer
Palma
Jebu oder Lekke
Skizze
des
MAHIN-GEBIETS
(WEST-AFRICA)
Entworfen von
Hugo Zöller
Berichterstatter der Kölnischen Zeitung
an Bord S. M. S. Möwe
Februar 1885.
6° n. B.
Maſs-Stab.
10 20 30 Seemeilen
10 20 30 40 50 km.
Mahin
Residenz des Königs Amapetu
Benin-Lagune
Benin-Mündung
des Niger
zum Niger

in dessen Hause wir wohnen sollten und welcher der erste Beamte des Ortes zu sein schien, erklärte uns nämlich, daß er ein „Festmahl" hergerichtet habe und er sich tief beleidigt gefühlt haben würde, wenn wir, ohne ihn zu besuchen, weitergereist sein würden. Wie aber soll ich dieses „Festmahl" beschreiben? Ueber mehrere alte Kisten kletterte man zu einem dunkeln, erst später (durch einen in Palmöl liegenden Docht) notdürftig erhellten Raum hinauf, in dem auf weiß gedecktem Tisch eine Unzahl halb leerer Branntweinflaschen und außerdem Wasser sowie saurer Palmwein standen. Die im Kreise herum aufgestellten Holzschemel und Koffer, auf denen wir uns nebst den Häuptlingen niederließen, waren mit weißen Servietten bedeckt. Bald war das Gemach so dichtgedrängt voll von Zuschauern, daß wir uns kaum zu rühren und in der erstickend heißen Luft kaum zu atmen vermochten. Aber wer möchte Leute beleidigen, die es wirklich von Herzen gut meinen? Der erste Gang bestand in einem Thee-Aufguß, der durch ein als Sieb dienendes Taschentuch hindurch in einen Waschnapf gegossen und mit einer Tasse, die alsdann im Kreise herumging, wieder herausgeschöpft wurde. Der zweite Gang war Fisch mit Oelsauce, der dritte Hühner-Ragout mit Pfeffersauce und der vierte ein klößeartiges Yams-Gericht, das hierzulande die Stelle des Brotes vertritt. Da bei der schnellen Improvisation dieser Reise die Messer und Gabeln vergessen worden waren, so mußten wir uns der Finger bedienen, was auch beim Hühner-Ragout ganz gut anging, aber bei dem weichgekochten Fisch seine Schwierigkeiten hatte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß wir den größten Teil der Speisen unsern Minas-Negern überließen, ohne daß unsere Gastgeber, nachdem wir einmal selbst eine Kleinigkeit genossen hatten, darin einen Verstoß gegen die Höflichkeit gefunden hätten. Aber nun begann, während wir drei Weiße Bier tranken, von seiten der Eingebornen ein kleines Rumgelage, das nicht enden zu wollen schien und dem wir auch keinen Einhalt zu thun vermochten. Selbst als wir unter dem Vorgeben, uns zur Ruhe legen zu wollen, die Schwarzen aus dem uns angewiesenen, bloß einen Raum enthaltenden Hause entfernt hatten, konnten wir die stark angeheiterten Gesellen doch noch nicht los werden. Immer und immer kamen sie nach diesem oder jenem fragend zurück und umdrängten uns, ihre Dienste beim Aufhängen der Hängematten

anbietend, so dicht, daß wir um unsere Cigarre zu rauchen, bloß mit Mühe ein wenig auf- und niederzugehen vermochten.

Da von der See her eine kühlende Briese zu wehen begann, so ließen wir unsere Hängematten außerhalb des Hauses an den Dachsparren befestigen und wiesen unsern Leuten, damit wir sie am folgenden Morgen zur Hand hätten, ganz in der Nähe ein Lager an. Aber als endlich die allzu freundlichen Gogoro-Leute sich verzogen hatten, begann ein Tanz der Moskiten, wie ich ihn schlimmer kaum erlebt habe. Ermüdet von den Anstrengungen und Eindrücken des Tages, war ich trotz der Moskitenstiche schließlich in tiefen Schlaf versunken, als mich urplötzlich eine heftige Erschütterung meiner Hängematte aufwachen ließ. Mich aufrichtend sah ich, daß unser Nachtquartier von einem Dutzend mit Gewehren bewaffneter Schwarzen umstellt war, von denen mir einer in gebrochenem Englisch etwas zurief. Inzwischen waren auch Dr. Nachtigal und Herr Fischer aufgewacht, und da man in diesen Gegenden seine Waffen stets zur Hand zu haben pflegt, ohne erst danach greifen zu müssen, so begannen wir in aller Ruhe mit den nächtlichen Besuchern zu verhandeln. Die Sache klärte sich dahin auf, daß aus einer am Benin gelegenen Stadt zwei Sklaven entlaufen waren, die man wieder einfangen wollte und von denen man vermutete, daß sie sich unter unsern Leuten versteckt hätten. Wir schalten die Sklavenjäger, daß sie uns wegen einer so thörichten Vermutung aus dem Schlaf aufgeweckt hätten, gebrauchten aber doch die Vorsicht, für den Rest der Nacht einen unserer Leute wachen zu lassen. Die Sklavenjäger zündeten ein flackerndes Feuer an, um das herum sie sich schwatzend niederstreckten, und da auch wohl viele Gogoro-Leute geweckt worden sein mochten, so gab es die ganze Nacht hindurch dicht hinter unserm Hause ein heftiges Palaver.

Jene Lagune, die bei Gogoro bis auf wenige hundert Schritte ans Meer herantritt, ist das seltsamste Gewässer, das man sich vorstellen kann. Man denke sich hinter schlammigem mangrovebestandenen Ufer eine seeartige Fläche, die, nach Tausenden von Baumstümpfen zu urteilen, ehemals ein Wald gewesen sein muß. Es heißt, daß ein weiter landeinwärts gelegener See früher mit dem Meer in Verbindung gestanden habe. Aus der Verstopfung des Ausflusses und der dadurch hervorgerufenen Ueberschwemmung könnte man sich das Absterben des Waldes, der früher bis zur

Küste reichte, vollauf erklären. Aus dem höchstens 60—80 Centimeter tiefen Wasser ragen allenthalben Mangrovebüsche sowie auch anderes Buschwerk, Schilfrohr und noch nicht völlig abgestorbene Bäume hervor. Außerdem mangelt es weder an Wasserlilien noch an andern Sumpfpflanzen, deren Namen ich nicht anzugeben vermag.

Man hatte für uns, unsere Diener, das Gepäck und die uns begleitenden Gastfreunde 5 Canoes zurechtgemacht. Die Gastfreunde hatten zu Ehren des Tages so ziemlich alles angelegt, was sie an Kleidungsstücken besaßen, Strohhüte, Cylinderhüte, rote Hemden, Vatermörder und sogar ein Paar buntcarrirte Beinkleider. Aber der dringende Wunsch, alle ihre Reichtümer vorzuführen, veranlaßte, daß sie uns auch diesmal wieder einen Streich spielten. Nach kaum halbstündiger Fahrt wurde bei einem inmitten der allgemeinen Ueberschwemmung auf Pfählen stehenden Dorfe, wo der mächtigste der Gastfreunde ein Haus besaß, unter dem Vorgeben, daß die übrigen vier Canoes zurückgeblieben seien, eine einstündige Rast gemacht. Das Leben in diesen Pfahldörfern scheint kaum menschenwürdig zu sein, und doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß die Insassen sich für ihre Verhältnisse recht wohl fühlen und daß das Land äußerst dicht bevölkert ist. Vor den Häusern war durch Aufschütten von Dünger und Reisig eine Art von elastischer Plattform geschaffen worden, auf welcher mit allen Anzeichen des Behagens räudige Pfahl-Hunde, fette Pfahl-Schweinchen und krähende Pfahl-Hähne einherspazirten. Als wir endlich weiterfuhren, nachdem sämmtliche Canoes herangekommen waren, folgte nach einer halben Stunde ein zweites und bald ein drittes, ein viertes und fünftes Pfahldorf.

Jetzt endlich lenkten wir aus dem Ueberschwemmungsgebiet heraus in einen breiten Canal ein, allerdings auch keinen Canal mit festen Ufern. Was man Ufer hätte nennen können, war thatsächlich mit den Wurzeln im Wasser stehendes Schilfrohr und Mangrovegebüsch. Dabei passirte man jeden Augenblick Fischzäune (wie sie sich auch im Togo-Gebiet finden), die den Bewohnern des Landes Krabben, Taschenkrebse und verschiedene Fischarten in kaum glaublichen Mengen liefern. Aller und jeder Verkehr in dieser Gegend geschieht durch Canoes, ohne solche kann man nicht von einem Hause zum andern gelangen. Ein ähnliches Mittelding zwischen Land und Wasser, wie diese Landschaft es darstellt,

dürfte man nur an wenigen Stellen der Erdoberfläche wiederfinden: Venedig verhält sich dazu wie ein Teich zum Ocean. Vorwärts bewegt wurden die schmalen Canoes zeitweilig mit herzförmigen Rudern, meistens aber mit langen Bambusstangen. Und grade diese Bambusstangen werden von den am Vorder- und am Hinterteil des Fahrzeuges stehenden cylinderbekleideten Canoeführern mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt, daß auch bei den schlimmsten Wendungen der teilweise recht schmalen Canäle kein noch so kurzer Aufenthalt vorkommt. Zuweilen, wenn die Leute eine Art von Wettfahrt veranstalteten, schossen ihre Canoes mit wahrhaft pfeilartiger Geschwindigkeit dahin. Im großen und ganzen war die Richtung unserer Fahrt der Küste parallel (nach Südost); einmal kamen wir sogar so nahe an die See heran, daß wir die Stranddörfer der Eingebornen sehen und das Geräusch der Brandung hören konnten.

Aber um 12 Uhr, also nach 5½stündiger Fahrt, änderte sich der Curs, und während in südöstlicher Richtung ein Seitenarm abzweigte, der, wie man sagt, zur Benin-Lagune führt, schlugen wir selbst eine nordöstliche Richtung ein. Bald merkten wir an der üppigern Vegetation, daß hier nicht mehr Sumpfgebiet, sondern fester Boden sei. Hinter den Mangrovebüschen traten allmählich auch Palmen auf, bis schließlich das von der salzigen Natur des Wassers Zeugnis ablegende Mangrovedickicht ganz verschwand und einem mehr als üppigen Durcheinander von Oelpalmen, tropischen Farnen, Orchideen und andern Tropengewächsen Platz machte. Pandanus-Arten bildeten hier wie auch anderwärts den Uebergang von der Brackwasser- zur Süßwasser-Vegetation. Fischzäune gab es hier nicht mehr, dafür aber wand sich die schmale Wasserstraße in solch hundertfältigen Windungen zwischen und unter einer alles überwuchernden Vegetation durch, daß man sich jeden Augenblick bücken mußte, um nicht von einem Ast, von Lianensträngen oder einem quer über den Weg liegenden Baumstamm aus dem Canoe hinaus ins Wasser geschleudert zu werden. Die mit abgefallenen Blättern, mit Moosen und Wasserpflanzen bedeckte Oberfläche des Wassers glich an einzelnen Stellen einer dicken Erbsensuppe, an andern einem Salat, durch den die Bambu-Leute recht mühsam ihren Weg hindurchbahnten.

Der Sonnenbrand war, wo nicht das Laubdach der Bäume Schatten spendete, während der acht Stunden, die wir ruhig und

mäuschenstill — denn bei der geringsten unbedachten Bewegung liefen wir Gefahr, mit dem schmalen Fahrzeug umzuschlagen — in diesem Canoe verbrachten, wahrhaft fürchterlich. Jeder von uns drei Weißen befürchtete, soweit die pochenden Kopfschmerzen solchen Gedanken aufkommen ließen, einen Sonnenstich davongetragen zu haben. Um 12 Uhr 20 Minuten passirten wir zur linken Hand einen nach Aboto führenden Wasserarm. Die Zahl der Wasseradern in diesem Lande ist Legion und ihre genaue Aufzeichnung würde, abgesehen davon, daß man sich dabei bloß eines Canoes, aber keines Bootes bedienen könnte, sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Das Mahin-Gebiet steht durch größere und besser zu befahrende Lagunen-Arme in directer Verbindung einerseits mit der Benin-Mündung des Niger-Stroms und anderseits mit der Lagune von Lagos. Aber die innerhalb des Mahin-Gebiets zur See führenden Wasserarme scheinen sämtlich seicht und wenigstens für größere Boote nicht benutzbar zu sein. Wie hoch hinauf in dem nach Mahin führenden Wasserlauf der Einfluß von Ebbe und Flut reicht und ob es auch einen durch den Zufluß von Regenwassern erzeugten Abwärtsstrom gibt, haben wir nicht feststellen können. Je näher wir an Mahin herankamen, desto mehr nahm der vielgeschlängelte und immer schmaler werdende Wasserlauf das Aussehen eines regelrechten kleinen Flusses an. Aber auffallenderweise hatten wir anfänglich eine starke Strömung gegen uns und später eine noch viel stärkere Strömung mit uns. Da der Canal, den wir befuhren, bei Mahin sein Ende erreicht, so vermag ich mir dieses Rätsel nicht zu erklären. Auf welche Weise sind überhaupt jene Lagunen genannten, größtenteils sehr tiefen und parallel oder nahezu parallel mit der Küste verlaufenden Wasserrinnen entstanden?

Den Eingebornen von Mahin, die wahre Amphibien zu sein scheinen, gewähren diese Wasserrinnen ein bequemes, vielbenutztes Verkehrsmittel; ich glaube kaum, daß während einer achtstündigen Fahrt zehn Minuten vergingen, ohne daß, durch freundlichen Zuruf von unsern Bambu-Leuten begrüßt, einige mit Waren, mit Fischen, mit Früchten oder Palmwein beladene Canoes an uns vorübergeschossen wären. Um 1½ Uhr passirten wir die Mündung eines zweiten nach Aboto führenden Wasserweges und erreichten eine Stunde später, nachdem wir, den einstündigen Aufenthalt beim ersten Pfahldorf abgerechnet, sieben Stunden unter-

wegs gewesen waren, das Ziel unserer Reise. Ich will hier gleich erwähnen, daß die Rückfahrt 7½ Stunden in Anspruch nahm.

Das Land, welches wir zuletzt passirt hatten, wäre, trotzdem die allgemeine Stimmung danach angethan war, es so zu bezeichnen, weder häßlich noch arm zu nennen gewesen. Im Gegenteil! Eine Fülle von Oelpalmen, Bananen u. s. w. und eine allgemeine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die trotz des glühenden Sonnenbrandes und der Unbequemlichkeit des Fahrzeuges nicht verfehlen konnte, Eindruck zu machen. Alle später von mir gesammelten Angaben stimmen darin überein, daß Mahin ein sehr wohlhabendes Land sei. Das Dorf Mahin, wo der König wohnt, ist weitläufig gebaut, aber die Hütten liegen doch nicht ganz so zerstreut wie bei den Bakwiri des Kamerun-Gebirges. Häuser, Wege und Pflanzungen sind sauber und gut gehalten; alles atmet ein hohes Maß von Ordnung und Wohlstand. Auch habe ich kaum irgendwo in Africa so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie hier.

König Amapetu, ein gut aussehender Mann von etwa 40 Jahren, empfing uns, nachdem wir vorher (damit er sich inzwischen ankleiden könne) einen Besuch beim ersten Häuptling gemacht hatten, in dem großen hallenartigen Hofe seines Hauses, in dem bereits alle Vornehmen des Ortes versammelt waren. Es waren zur rechten Seite des Königs Sitze für uns hergerichtet und mit schönen Tüchern überdeckt worden. Amapetu saß auf einem Lattengestell, über das man ein großes Stück Tuch gebreitet hatte, bekleidet mit einem sehr langen, bis zu den Füßen herunterreichenden blauseidenen Hüftentuch, einer hohen, in Silber gestickten und die Stelle der Krone vertretenden Mütze und einer schmalen Halskette von kostbaren echten Korallen. Des Königs würdevolle Haltung mochte ein wenig erkünstelt sein, aber der Ausdruck seiner Züge und sein Benehmen zeugten von einem Maß von Einsicht und Selbstbewußtsein, dessen sich nur wenige unter den schwarzen Königen erfreuen. Im Kreise herum saßen die Häuptlinge und sonstigen Vornehmen des Landes, von denen der mächtigste unter den am Orte selbst lebenden, ein fettwanstiger alter Herr mit gutmütigem Gesicht — so etwas wie Wirklicher Geheimer Rat — eine besondere Vorliebe für die seltsamsten Arten von Hüten zu haben schien. Er trug einen Droschkenkutscherhut, den er mit einer Goldborte umwunden hatte. Später aber zeigte er uns

seine größte Kostbarkeit, bestehend in einem cylinderförmigen, vielleicht vorher einmal zu carnevalistischen Zwecken benutzten Bauwerk, das an der Vorderseite rosenrot, an der Rückseite himmelblau war. Sein sehnlichster Wunsch, sagte er zum Generalconsul, sei es, noch einen solchen Hut zu erhalten. Uebrigens wohnt der mächtigste aller Häuptlinge des Mahin-Landes, ohne dessen Rat Amapetu niemals etwas entscheidendes unternimmt, für gewöhnlich nicht in der Hauptstadt Mahin, sondern in Aboto.

Als Generalconsul Dr. Nachtigal, Herr Fischer und der Verfasser dieses Buches den König begrüßt und sich niedergelassen hatten, brachte man einen Teller mit sehr schönen Früchten (namentlich ausgezeichnete Bananen) und bot uns aus vergoldeter Milchkanne Wasser an. Zu Häupten eines jeden stand mit gewaltigem, wenigstens 2—3 kg wiegenden Fächer ein Kühlung zuwedelnder Diener. Fächer von derselben runden Form und demselben Gewicht hatte ich bereits zu Bonny am Niger gesehen; sie werden aus Schafleder gefertigt, dem man die Haarbekleidung gelassen hat.

Nachdem der Zweck unserer Reise erreicht und die amtliche Aufgabe des Generalconsuls erledigt war, mußten wir auf dringendes Bitten dem Wirklichen Geheimen Rat, der uns mit (sauer gewordenem) Palmwein bewirten wollte, einen abermaligen Besuch abstatten. Auch seine Wohnung enthielt einen an andalusische Vorbilder erinnernden hallenartigen Hof, wie ich ihn sonst niemals bei Negern gesehen habe.

Körper- und Gesichtsbildung der Mahin-Leute fanden wir nicht unschön und bei manchen Individuen edler, als man sie sonst unter Negern zu sehen gewohnt ist. Einige Frauen hatten ganz eben so ausdrucksvolle und scharf geschnittene Gesichtszüge, wie man sie nur in Europa zu erwarten geneigt ist. Wir sahen eine ganze Anzahl erwachsener Mädchen völlig nackt einherspaziren. Ob das hier Sitte ist oder ob auch hier ähnlich wie im Kamerun-Gebirge nach einem Sterbefall die weiblichen Mitglieder einer Familie ihre Kleider ablegen, habe ich bei der kurzen Dauer des Aufenthalts nicht erfahren können. Die verheirateten Frauen, die wir in Mahin sahen, waren mit einem Hüftentuch und die ältern und besser gestellten Männer sogar mehr als ausreichend bekleidet. Ein paar Albinos, auf die man uns aufmerksam machte, hätten, von dem rötlichen Schimmer der Hautfarbe und einem gewissen

stupiden Ausdruck der Gesichtszüge abgesehen, für nackte Nordeuropäer gehalten werden können.

Wie bei den Dualla von Kamerun ist auch hier die Beschneidung ganz allgemein, ohne daß diese Uebereinstimmung als etwas anderes denn etwas rein Zufälliges anzusehen wäre. Sie findet sich bei so sehr vielen und verschiedenen Völkern der africanischen Westküste, daß sie als besonderes Merkmal gar nicht zu verwerten ist. Die Sprachgrenze zwischen Bantu-Negern und sogenannten echten Negern (einen andern Unterschied als den der Sprache gibt es nicht) ist irgendwo bei den östlichen Mündungen des Niger, also etwa bei Alt-Calabar, oder zwischen Alt-Calabar und dem Rio del Rey zu suchen, wo aber, das weiß man noch nicht genau. Jedenfalls sprechen die Bewohner von Mahin keine Bantu-Sprache mehr und stehen den Togo-Leuten weit näher als den Kamerun-Leuten. Das Idiom von Mahin scheint mir ein Dialekt der Anagó-Sprache von Lagos und insofern mit der Ewe-Sprache verwandt zu sein. Im folgenden einige Worte: Omi (Wasser), Oguró (Palmwein), Oibuni (weißer Mann), Odjó (Sonne), Ené (eins), Edschi (zwei), Etá (drei), Ené (vier), Anú (fünf), Oefá (sechs), Edjé (sieben), Edjó (acht), Essong (neun), Eguá (zehn), Okoná (Mann) u. s. w.

Wie Herr Fischer, der das Mahin-Gebiet mehrfach von Lagos aus besucht hat, mir mitteilte, kann man von Amapetus Residenz Mahin bloß im Ruderboote (7½—8 Stunden) nach Aboto gelangen. Von Aboto westwärts ist die Wassertiefe ausreichend für Dampfbarkassen und man gelangt in 2½ Stunden bis zu jenem Puncte der Atidjere-Lagune, wo die der Firma G. L. Gaiser gehörige Hulk „Tender“ verankert worden ist. Von der Atidjere-Lagune gelangt man nach halbstündigem Fußmarsch durch hübsche Scenerie und schönen, von Affen, Papageien und wilden Schweinen belebten Wald zu dem „Atidjere“ genannten vielbesuchten Marktplatz, wo es aber keine ständige Ansiedlung gibt. Die Engländer haben sich insofern ein gewisses Verdienst um den Marktplatz Atidjere erworben, als sie auf der oben erwähnten Strecke einen Weg durch den Wald schlugen. Vom Marktplatz Atidjere gelangt man mit Dampfpinasse oder Boot in 1¾ Stunden nach Itebú, der Residenz des Königs Mónuwa, der Amapetus Bruder und Vasall ist. Mónuwa hat einmal von der Königin von England einen Stock zum Geschenk erhalten, während Amapetu mit großer

Charakterfestigkeit alle noch so oft angebotenen Geschenke der Engländer zurückgewiesen hat. Die Thatsache, daß in Lagos, dem Hauptsitz der Engländer an dieser Küste, eine Verschwörung angezettelt werden konnte (December 1884), hat die Eingebornen darüber aufgeklärt, daß trotz aller Verhätschelung der Negerrasse doch auch bei den Engländern nicht alles Gold sei. Die Verschwörung hat durch umfangreiche Verhaftungen, durch zahlreiche Hinrichtungen und Verbannungen (ohne jedes gerichtliche Urteil) im Keime erstickt werden können, aber der üble Eindruck ist geblieben und wird sich nicht so leicht wieder verwischen lassen.

In Itebú hat ein schwarzer Missionar namens Williams 15 Eingeborne zum Christentum bekehrt. Sonst gibt es im Mahin-Gebiet weder Missionsstationen noch (außer der Gaiserschen Hulk) irgendwelche Factoreien. König Mónuwa von Itebú lebte zu Anfang dieses Jahres in Feindseligkeiten mit einem andern sehr mächtigen Vasallen Amapetus, nämlich dem in Oketoro wohnenden Häuptling Olofe-Ekun. Mónuwas Sohn hatte einen von Olofe-Ekuns-Leuten getötet und der sogenannte Krieg entbrannte bloß deshalb, weil sein Vater ihn nicht ausliefern wollte. Wenn ich oben erwähnte, daß Mónuwa ein Vasall Amapetus sei, so muß ich hinzufügen, daß auch dieser in einem allerdings mehr idealen als wirklichen Abhängigkeitsverhältnis zum Herrscher von Ado steht. Ado, das an einem großen Flusse liegen soll, ist der Hauptort des Königreichs Benin, dessen Herrscher von allen kleinern Königen zwischen Lagos und der Benin-Mündung des Niger Geschenke zu erhalten pflegt.

Da die Möwe einer Ausbesserung der auf der Fahrt von Kamerun zur Mahin-Küste in Unstand geratenen Maschine benötigte, die am besten in Lagos ausgeführt werden konnte, so wurde beschlossen, daß der Dampfer Gaiser den Herrn Generalconsul nach Kamerun zurückbefördern solle. Die kurze aber anstrengende Reise von Gogoro nach Mahin hatte uns bei glühendem Sonnenbrand durch ein recht unangenehmes Sumpfgebiet geführt. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Kurz nach der Abfahrt von Mahin bekam Dr. Nachtigal einen Fieberanfall, während Herr Fischer schon vorher erkrankt war. Ich blieb auch diesmal wieder verschont.

Nach unserer Abreise hat die Firma G. L. Gaiser bei Gogoro drei Wasserläufe, welche sich mit ziemlich starker Strömung

ins Meer ergießen, ausfindig gemacht. Der erste ist in westlicher Richtung zwei englische Meilen, der zweite sieben und der dritte neun Meilen von Gogoro entfernt. Diese Wasserläufe haben an ihrer Mündung eine Barre, über der bei Ebbe drei Fuß Wasser steht, und gestatten ein bequemeres Landen, als es bei Gogoro möglich ist. Etwanige neu zu errichtende Factoreien würden am besten hier anzulegen sein: der eine dieser Wasserläufe soll nach Atidjere führen, während die beiden andern mit der Benin-Lagune in Verbindung stehen. Die Eingebornen würden diese Wasserwege ganz gewiß den sehr viel weitern nach Lekke und Lagos einerseits, Benin anderseits vorziehen, abgesehen davon, daß sie, falls sich hier ein Handelsverkehr entwickelt, für europäische Waren in ihrem eigenen Lande bloß dieselben Preise zu bezahlen brauchten, die man jetzt in dem weit entfernten Lagos verlangt.

Capitel IV.

Die Niger-Mündungen.

(Palmöl wird in ungeheuren Mengen gewonnen. — Die National African Company. — Das neugeschaffene Handelsmonopol der Engländer. — Beinahe gar keine deutschen Interessen. — Die Bonny-Mündung. — Die Hulks und die Stadt der Eingebornen. — Riesen-Eidechsen und Krokodile genießen göttliche Verehrung. — Albinos bilden einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung.)

So lange es in Westafrica noch keine ausgedehntern Plantagen-Anlagen gibt, so lange die Hülfsquellen des Landes bloß in der bisherigen unvollkommenen Weise vom Handel ausgebeutet werden, so lange wird der Niger unter allen Strömen Westafricas der wichtigste sein. Palmöl und Palmkerne werden von den angeblich auf 22 sich beziffernden Mündungsarmen des Niger in solch ungeheurer Menge verschifft, daß alles, was die übrigen „Oelflüsse" liefern, daneben beinahe verschwindet. Was verschlägt es gegenüber dem aus dem Handel sich ergebenden Gewinn, daß die Niger-Mündungen zu den ungesundesten Gegenden nicht bloß Westafricas, sondern der ganzen Erde zählen und daß der Einfluß der Mission (Scottish United Presbyterian Church) den mit Menschenopfern verknüpften schrecklichen Aberglauben der nicht sonderlich sympathischen Eingebornen erst sehr wenig gemildert hat.

Noch vor einigen Jahren gab es am Niger nicht weniger als acht kaufmännische Unternehmungen, unter denen zwei französische Gesellschaften eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Aber nachdem zuerst die Factoreien und Lagerbestände der Compagnie du Sénégal et de la côte occidentale de l'Afrique und dann auch

im November 1884 die sieben Factoreien der Société française d'Afrique équatoriale in den Besitz der von Herrn Mc. Intosh verwalteten National African Company übergegangen waren, begannen die Engländer unter der Leitung des Herrn Mc. Intosh und des sehr tüchtigen Consuls Hewett so etwas wie die Monopolisirung des gesamten Niger-Handels anzustreben. Da sie über sehr große Capitalien verfügen, so ist ihnen ihr Vorhaben so ziemlich geglückt, und schon zu Anfang 1885 hieß es, daß Mc. Intosh und der jeweilige englische Consul am Niger allmächtig seien. Mc. Intosh kaufte so ziemlich alles Uferland bis Idda hinauf, setzte die Preise für Palmöl und Palmkerne herunter und schloß mit den eingebornen Königen Verträge, wonach bloß er allein Handel treiben dürfe.

Deutscher Handel und deutsche Interessen sind einstweilen am Niger nicht vertreten und des Africa-Reisenden Flegel Absicht, zur Ausbeutung des Niger-Benue-Gebiets eine Handelsgesellschaft zu gründen, hat sich wenigstens in dieser Form nicht verwirklicht, sondern ist dahin umgestaltet worden, daß es bei Flegels neuester Reise vorwiegend darauf ankommt, eine Verbindung zwischen Kamerun und dem obern Benue aufzufinden. Es gehört eben sehr viel Capital dazu, um am Niger mit Erfolg vorgehen zu können, und diejenigen deutschen Firmen, die mit Westafrica Handel treiben, würden unvorsichtig zu handeln glauben, wenn sie auch nur einen Teil ihrer Capitalien aus den einmal begonnenen Unternehmungen zurückzögen.

Zu Ende 1884 und zu Anfang 1885 hätte noch an mehrern Mündungsarmen des Niger (so z. B. am Quäbo oder Cuibo) die deutsche Flagge gehißt werden können, aber es scheint, daß der Reichscommissar Dr. Nachtigal in aller Form beauftragt war, den Engländern am Niger nicht entgegenzutreten. Heutigentags muß, obwohl die Eingebornen noch fast überall vollkommen unabhängig sind und von einer Verwaltung nirgendwo die Rede sein kann, dennoch nicht bloß das Niger-Delta, sondern auch der ganze Küstenstrich zwischen der französischen Colonie Porto-Novo und dem Rio del Rey als englischer Besitz aufgefaßt werden. An den bedeutendern Plätzen ersetzt man das Fehlen jedweder Verwaltung durch Einsetzung eines aus den Kaufleuten und den eingebornen Häuptlingen bestehenden Schiedsgerichts, über welches der jeweilige englische Consul den Vorsitz führt.

Die Reihenfolge der hauptsächlichsten Niger-Mündungen ist Benin, Escardos, Forcados, Ramos, Dodo, Pennington, Middleton, Hauptmündung, Akassa, Neu-Calabar, Bonny, Opobo und Quäbo, worauf dann die nicht mehr zum Niger gehörigen Flußmündungen Alt-Calabar und Rio del Rey folgen. Als die bedeutendsten Handelsplätze können Benin, Bonny und Alt-Calabar angesehen werden. Benin, ein schreckliches Fiebernest, liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Mündungsarms und zählt im Gegensatz zu den übrigen Niger-Ortschaften bloß noch zwei Hulks, während alle übrigen Factoreien am Lande liegen. Ueber Bonny, das ich durch einen gezwungenen Aufenthalt des nähern kennen lernte, werde ich im nachstehenden etwas eingehender berichten. Am Alt-Calabar-Fluß, der gewöhnlich auch noch zum Niger-Gebiet gerechnet wird, weil die Handels- und sonstigen Verhältnisse ganz ähnlich sind, können Seeschiffe nicht weiter aufwärts fahren als bis Duke Town. Zwei Seemeilen weiter liegt an derselben Seite Old Town. Des weitern gelangt man nach Creek Town, der Residenz König Eyos, welcher als der mächtigste Mann im Lande gilt. Duke Town ist ebenso wie Bonny keine feststehende, sondern eine Hulk-Stadt. Die Engländer haben 1884 einen Schutzvertrag mit Alt-Calabar abgeschlossen, das ihnen jedoch wegen häufiger Unruhen sehr viel zu schaffen macht. Der des weitern folgende Rio del Rey bildet bekanntlich die Grenze zwischen deutschem und englischem Besitztum.

Ueber Aussehen und Bevölkerung der Niger-Ortschaften wird der Leser aus nachstehender Schilderung meines Aufenthalts in Bonny einigen Aufschluß erhalten.

Da wir abends nach Dunkelwerden vor der Bonny-Mündung eingetroffen waren, so begnügte unser englischer Capitän sich damit, einen Schuß abfeuern und bengalisches Licht abbrennen zu lassen. Denn da es keinen Lotsen gibt und die Sandbänke häufig ihre Lage verändern, so würde die Einfahrt in der Nacht nicht ohne Gefahr sein. Am folgenden Morgen sahen wir vor uns einen langen Streifen ganz flachen, buschbestandenen Landes, das bloß bei genauerm Zusehen eine breite Oeffnung zeigte. Ist man durch diese Oeffnung in den eigentlichen Fluß hineingelangt, so überblickt man eine breite, auch wieder von niedrigen und buschbestandenen Ufern eingefaßte Wasserfläche.

Nach halbstündiger Fahrt flußaufwärts gewahrten wir eine

große Anzahl im Strom ankernder Fahrzeuge, nämlich die Hulks von vier englischen Firmen und zwei atlantische Postdampfer. Am Ufer standen mehrere stattliche Warenlager, während die Stadt der Eingebornen vom Wasser aus nicht gesehen werden kann.

Die an unsern Dampfer herankommenden Boote der verschiedenen Factoreien waren eleganter ausgestattet als irgendwelche Giggs, die ich sonst an dieser Küste gesehen hatte. Dort, wo der weiße Herr eines Bootes am Steuer saß, lag ein Tigerfell oder auch wohl nur eine getigerte Decke ausgebreitet. Die Ruderer trugen eine Art Uniform, nämlich gleichfarbige Mützen, weiße Wolljacken und gleichfarbige bunte Hüftentücher. Ihre Ruder fielen so tactmäßig ins Wasser, daß man gleich hörte und sah, es werde hier auch ein wenig Luxus getrieben.

Die Hulks von Bonny, deren es jetzt bloß noch vier gibt, sollen die größten und schönsten von Westafrica sein. Eine darunter, die den beiden englischen Dampfergesellschaften gehört, erschien mir als eine wahre Arche Noahs. Sie ist ehedem ein Indienfahrer von solchen Größenverhältnissen gewesen, wie man sie heute bei Seglern nicht mehr anwendet. Ueber der gewaltigen Fläche des Decks, auf dem mehrere Häuser und Häuschen stehen, hat man in großer Höhe teils aus Wellenblech, teils aus Brettern eine solide Ueberdachung hergestellt, über welche bloß ein Teil des im Schweizerstil erbauten Wohnhauses hinausragt. Und unter dieser Ueberdachung lebt es und wimmelt es von Menschen, kreucht es und fleucht es von Hunden, Katzen, Schafen, Ziegen, Enten, Hühnern, Tauben, Affen u. s. w. Während das Wohnhaus außer zahlreichen, nach Schweizerart hergestellten Ecken und Nischen die Comptoir-, Eß- und Schlafräume enthält, wird auf dem übrigen Deck gehandelt, geschreinert, geschmiedet, gekocht, gewaschen, gebügelt und überhaupt alles das verrichtet, was am Lande in Werkstätten, Küche, Waschraum u. s. w., was auf wirklichen seefahrenden Schiffen zu einem großen Teil unter Deck geschieht.

Eine andere dem Hause John Holt gehörige Hulk, die im Stil der Schiffe früherer Jahrhunderte von vornherein als Hulk gebaut worden ist, zeigte, obwohl kleiner als die vorerwähnte Arche Noahs, dennoch eine viel hübschere Verteilung des Raumes. Gebirge und Meer waren hier in der Form eines Schiffes und eines holzgeschnitzten Schweizerhauses zu anmutigem Ganzen ver-

bunden worden. Die Räume waren so groß und luftig, daß man es als Fremdling für eine Freude gehalten haben würde, hier längere Zeit zu verweilen.

Die Insassen versicherten aber, daß das Leben auf einer mitten in breitem Strom verankerten Hulk auf die Dauer unerträglich langweilig werde. Das niedrige und morastige Land rings umher vermöge nicht einmal durch die Jagd einige Abwechslung zu bieten.

Auf der weitern Fahrt zum Lande merkten wir, daß die augenblicklich grade ihren Höhepunct erreichende Flut eine Strömung hervorbrachte, welche unsere ungeübten Ruderer kaum zu bewältigen imstande waren. Man hat, da das Wasser in der Nähe des Ufers sehr seicht ist, eine lange überdeckte Anlegebrücke bis weit in den Fluß hinein erbaut.

Es wimmelt hier von Canoes der Eingebornen, darunter einige den Häuptlingen gehörige, die man füglich als Giggs unter den Canoes hätte bezeichnen können. Den ganzen Tag über sahen wir diese vornehmen Canoes unter den gleichförmigen Ruderschlägen einer übermäßig starken Bemannung von einem Dampfer zum andern und von einem Ufer zum andern dahinschießen, als ob es den allerwichtigsten Geschäften gälte. Am Hinterteil dieser Canoes flatterten der englischen Flagge nachgebildete Phantasiefahnen, während an die malayisch-javanische Musik erinnernde Tamtam-Orchester ihre melancholischen Rhythmen über die Wasserfläche erschallen ließen.

Der ganze Stil des Lebens auf dem Bonny-Fluß erinnert bereits weit mehr an Kamerun als an die Sklavenküste. Auch die seltsamen dreizackigen Ruder der Goldküste und der Sklavenküste würde man hier vergebens suchen. Ihre Stelle nehmen längere und schmälere Ruder ein, deren in das Wasser getauchter Teil die Form eines in der Breite zusammengepreßten und nach unten verlängerten Pique-Aß hat.

Das größte am Lande gelegene und mit kleinen Schienenwegen ausgestattete Warenmagazin gehört der Firma Douglas u. Co., die sich zur Zeit unter den vier noch bestehenden Firmen des bedeutendsten Umsatzes erfreuen soll. Man behauptete aber, trotzdem eine gewaltige Menge mit Oel gefüllter Fässer zur Verschiffung bereit lag, daß wegen der im Innern ausgebrochenen

oder vielmehr nimmer endenden Unruhen die Geschäfte sehr schlecht gingen.

Im Hause von Douglas hatte ich das Vergnügen, den englischen Berufsconsul für diese Küste, einen Bruder des bekannten Admirals, kennen zu lernen. Consul Hewett empfing mich mit den Formen eines unterrichteten, leidenschaftslosen und milde denkenden Gentleman, konnte sich aber doch nicht enthalten, zu bemerken, daß er allerlei Verträge mit den Eingebornen dieser Küste abzuschließen habe, weil man seit dem neuesten Vorgehen Deutschlands nicht wissen könne, wohin dasselbe des weitern seine Hand ausstrecken werde. Sein (des Consuls) eigentlicher Wohnsitz sei Alt-Calabar, aber er müsse jeden Augenblick einen der Flüsse aufwärts fahren, um Streitigkeiten zwischen den Eingebornen zu schlichten. Das nächste werde eine Reise zu dem von den Missionaren an die englische Regierung abgetretenen Victoria (Kamerun-Gebiet) sein, wo die von den Missionaren eingeführte Art der Rechtspflege sich nicht bewährt habe. Consul Hewett lud mich ein, ihn auf englischem Kanonenboot nach Kamerun zu begleiten, was ich jedoch dankend ablehnen zu müssen glaubte.

Auf dem Wege vom Strande zur Stadt der Eingebornen muß man entweder durch verschiedene Moräste waten oder sich hinübertragen lassen.

Der Ort Bonny ist trotz aller beim Bau der Häuser und Hütten entwickelten Eigenart einer der schmutzigsten und liederlichsten, den ich in Westafrica gesehen habe. Entweder stehen die Eingebornen, was ich aber nicht glaube, an Geistesanlagen weit hinter den Bewohnern der Sklavenküste zurück oder die Europäer, die doch grade hier schon so sehr lange thätig sind, haben keinen besonders guten Einfluß auf sie ausgeübt. Ueberall das Bestreben, europäische Häuser zu erbauen und mit kindischen Hülfsmitteln phantastisch auszuschmücken. Aber überall auch der gleiche Verfall, der gleiche Mangel an Ordnungssinn. Man weiß nicht, ob man diese Ungeheuer von menschlichen Wohnungen Häuser oder Hütten nennen soll. Jedenfalls sind sie höchst eigenartig, aber eigenartig nach einer unangenehmen Seite hin. Wie patriarchalisch vornehm und nobel nehmen sich dem gegenüber die saubern, ordentlichen und anspruchslosen Hütten im Innern des Togo-Landes aus. Hier ist alles anspruchsvoll, verkommen und phantastisch.

Das gilt sogar vom Fetischhaus, das übrigens eben so gut



Ein vornehmer Händler von Kamerun, mit Frauen, Kindern und Untergebenen
(nach eigner Photographie des Verfassers).

eine Ruhmeshalle eigener Art genannt werden könnte. Auf Wänden von durcheinander verflochtenen Stöcken ruht ein Dach aus Wellenblech und in dem solchergestalt hergestellten Raum erblickt man einige hundert zu abenteuerlichen Bauwerken zusammengestellte Menschenschädel, um die herum alte Kanonen, Lanzen und nicht übel ausgeführte, namentlich Riesen-Eidechsen und Alligatoren darstellende Holzschnitzereien am Boden liegen. Riesen-Eidechsen (hier Iguane, in Indien Leguane genannt) und Alligatoren werden hier ziemlich eben so heilig gehalten wie im Togo-Land die Leoparden und bei Groß-Povo die Schlangen.

In frühern Zeiten müssen die europäischen Nationen sich besonders eifrig um die Gunst der Häuptlinge von Bonny beworben haben. Denn überall liegen in der Form von verrostenden, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammenden Kanonen ihre Geschenke umher.

Die Bewohner von Bonny haben einen ganz andern und viel weniger hübschen Gesichtsausdruck als die Eingebornen der Gold- und Sklavenküste. Sie sind eben so mannigfaltig, aber mit weniger hübschen Mustern tättowirt wie die Einwohner von Groß-Povo. Auch tragen sie auffallend schmutzige und schlecht gehaltene Kleidungsstücke.

Was aber den Ankömmling am auffälligsten berührt, das ist die große Anzahl ganz hellfarbiger Menschen, deren Hautfarbe ich dem intensiven Gelb einiger Malayen-Stämme an die Seite stellen möchte. Mit Ausnahme der ins Hellrötliche hinüberschimmernden Safranfarbe besitzen diese Albinos so vollkommen alle und jede Merkmale der Neger-Rasse, wie dies bei Mulatten nur selten der Fall ist. Ich habe in Bonny mehrfach beobachtet, daß das eine Kind derselben Eltern braunschwarz, das andere dagegen gelb war wie ein Chinese der untern Volksclassen.

Die Beobachtung der Bevölkerung von Bonny wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß der hier ansässige, schon beinahe 60jährige englische Arzt mir gestattete, ihn bei seinen Krankenbesuchen zu begleiten. Dabei bekommt man die interessantesten Einblicke in allerlei Dinge, die einem sonst verschlossen bleiben. Die gelbe, unbeschreiblich corpulente Frau eines Häuptlings, deren Gesichtsausdruck einer der angenehmsten war, den ich bei Negern gesehen, lag mit krankem Fuß jammernd auf einem europäischen Bett. Als wir, halb kriechend und über Hühnerstiegen und Kisten

stolpernd, in das sogar mit einem Christusbild ausgestattete Zimmer gelangten, ließ die Frau, wehmütig ihr Bein anblickend, frischen, noch nicht in Gärung übergegangenen Palmwein herbeibringen und schenkte mir, als ich denselben verwundert in der Hand hin und her wiegte, einen wenigstens fünf Pfund schweren ledernen Fächer.

In einer andern Hütte, die einem Hause, oder vielmehr in einem Hause, das einer Hütte glich, lag ein alter einäugiger Sünder, dessen Wohnung von jungen Mädchen wimmelte, die man, wie er uns vorsorglich riet, um sie nicht zu teuer zu bezahlen, als ganz junge Pickeninnys kaufen müsse. Nach dem, was ich selbst gesehen und was man mir erzählt hat, scheint so etwas wie Keuschheit dem Begriff wie der Wirklichkeit nach nicht bloß unbekannt, sondern auch den Leuten unverständlich zu sein. Es gibt hier keine Festung, die nicht jeder, der sie sah, auch besiegte, wenn er kam.

Der Gradmesser für alle idealen und praktischen Dinge scheint den Leuten von Bonny die Magenfrage zu sein. Auf den Magen (belly), den sie dabei entblößen, zeigen Männer, Weiber, Mädchen und Kinder, wenn sie betteln. Und eine so widerliche Bettelei wie hier habe ich in Westafrica nirgendwo sonst gesehen. Im Togo- und Popo-Gebiet befleißigen sich die Leute einer viel würdevollern Zurückhaltung; außer von König Mensa von Porto Seguro bin ich dort niemals auch nur um einen Dash angegangen worden.

Das in und bei Bonny cursirende Geld ist fast noch seltsamerer Art als die Kauri-Muscheln. Es besteht aus armbandähnlichen, hübsch geformten Stücken Metall, die ursprünglich aus dem Innern kamen, die aber seitdem in großen Mengen und in schlechterer Beschaffenheit aus Europa eingeführt worden sind und die zur Zeit 2—3 Pence gelten. Da noch wenig bares Geld in Umlauf ist, so beschäftigen sich auch die europäischen Kaufleute mit dieser seltsamen Münzsorte, d. h. sie verkaufen dieselbe, ohne sie selbst an Zahlungsstatt anzunehmen.

Das Klima von Bonny hat in Bezug auf Wechselfieber den schlechtesten Ruf in ganz Westafrica. Der englische Arzt sagte mir, daß die Eingebornen auch recht häufig am Fieber litten, aber nur selten daran stürben; das gelbe Fieber sei noch niemals hier gewesen.

Die Engländer betrachten Bonny, obwohl sie der Ersparnis halber dort keine Verwaltung eingerichtet haben, dennoch als ihr Eigentum. Streitigkeiten werden durch die seit vielen Jahren bestehende Court of equity geschlichtet. Brechen Kriege unter den Eingebornen aus, so pflegt nicht lange nachher ein englisches Kriegsschiff zur Stelle zu sein. Uebrigens soll Bonny, das früher der bedeutendste Handelsplatz im ganzen Niger-Gebiet war, neuerdings gar sehr an Handel und Wichtigkeit eingebüßt haben.

Capitel V.

Die Spanier auf Fernando Po.

(Ein Paradies an Schönheit und Fruchtbarkeit. — Die Stadt Santa Isabel. — Spanische Verwaltung. — Wegen politischer Vergehen verbannte Cubaner. — Der Stamm der wilden und arbeitsscheuen Bubis. — Plantagenbau. — Praktische Ratschläge für den Besucher den Insel.)

Die Insel Fernando Po ist ein Paradies an Reichtum und Schönheit der Natur, ein gottbegnadetes Eiland, wie die Welt deren nur wenige besitzt. Aber trotz seiner günstigen Lage, seiner zauberhaften Fruchtbarkeit und Ueppigkeit, trotz des nicht allzu ungesunden Klimas seiner Hügel-, Berg- und Alpenlande ist es bisher ein von der Cultur unbeackertes, ja, gradezu unbekanntes Feld geblieben. Welchen Wert kann diese Perle für Spanien haben, das der schönen Perlen so viele besitzt? Die spanischen Besitzungen in Africa haben für das Mutterland bloß insofern eine Bedeutung, als dasselbe einige wenige Beamte dort unterhalten muß. Im übrigen besteht zwischen Spanien und seinen in Africa gelegenen Besitzungen auch nicht die leiseste Verbindung irgendwelcher Art. Auf Fernando Po, Annabom und Eloby gibt es auch nicht ein einziges spanisches Kaufmannshaus. Der ganze Handel ist auf Fernando Po und Annabom in den Händen von Portugiesen und Engländern, auf Eloby und Corisco in den Händen von Deutschen.

Die Stadt Santa Isabel (von den Engländern Clarence Town genannt), die einzige der Insel, liegt an einer wohlgeschützten, landschaftlich zu den schönsten Teilen der Erdoberfläche

gehörenden Bucht. Sie ist mit regelrecht in rechtem Winkel sich schneidenden Straßen äußerst weitläufig angelegt, so daß etwa neun Zehntel des Terrains auf die jedes Haus umgebenden Gärten entfällt. In dieser Hinsicht und auch in Bezug auf die Bauart der Häuser erinnert Santa Isabel ein wenig an Monrovia und an viele, sehr viele Ortschaften in Südamerica, besonders in Südbrasilien. Die einstöckigen Häuser sind aus Brettern, die größtenteils im Lande selbst geschnitten worden, erbaut und ausnahmslos mit einer kleinen Veranda ausgestattet.

Da die Zollabgaben einzig und allein für die Bedürfnisse der Ortsverwaltung und für öffentliche Arbeiten verwandt werden sollen, da man aber unter öffentlichen Arbeiten auch die Verschönerung der von den spanischen Beamten bewohnten Häuser versteht, so nehmen diese sich thatsächlich recht stattlich und sauber aus; vor allem das Haus des Gouverneurs, dann auch die casa de piedra (das steinerne Haus), welches alle Bureaux mit Einschluß des Postbureaus enthält. Das drunten am Landungsplatz gelegene Zollgebäude ist dagegen arg verfallen und eine neuerdings gebaute Markthalle dürfte wohl mehr Luxus sein als einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entsprechen. Beinahe befremdend wirkt die große Anzahl der Läden, die aber dadurch erklärlich wird, daß Santa Isabel die geringen Bedürfnisse der ganzen eingeborenen Bevölkerung von Fernando Po befriedigt. Außer in Santa Isabel gibt es keine Weißen auf der Insel. Wohl aber besitzen mehrere schwarze Landeigentümer von Santa Isabel auch noch an einigen andern Puncten Cacaopflanzungen und sonstige Plantagen.

Die Gesamtkosten der spanischen Verwaltung stellen sich laut mündlicher Aussage auf 280 000 ℳ Zollbeamte gibts nicht, aber gemäß den von den Kaufleuten einzureichenden Angaben sollen 2 % Ausgangs- und 8 % Eingangszoll erhoben werden. Der Gouverneur, der sein Amt auf 2 Jahre zu bekleiden pflegt — seit geraumer Zeit wechseln Montes de Oca und Cano y Prieto mit einander ab —, erhält jährlich 36 500 ℳ oder täglich genau 100 ℳ Die meisten Spanier, die man in Santa Isabel antrifft, leben entweder auf der dicht bei der Stadt verankerten Regierungs-Hulk oder auf dem fast stets hier stationirten Kanonenboot. Der Commandant der Hulk ist gleichzeitig Postmeister und der zweite Befehlshaber gleichzeitig Hafencapitän.

Sowohl ihrer geographischen Lage nach als auch wegen ihres

mäßig guten Hafens eignet die Insel sich ganz vorzüglich zur Schiffsstation. Thatsächlich besitzt die englische Regierung hier ein von dem Agenten des Hauses John Holt u. Co. verwaltetes Kohlenlager, und auch den Nordamericanern, deren Kriegsschiffe jedoch nur selten nach Westafrica kommen, ist von der spanischen Regierung die gleiche Vergünstigung eingeräumt worden. Deutschland hat es dagegen, wie das auch den Verhältnissen am besten entspricht, vorgezogen, Kamerun zur Kohlenstation seiner Kriegsschiffe zu machen.

Für das körperliche und geistige Wohl der Bewohner von Santa Isabel sorgen zwei Aerzte sowie sieben spanische und zwei englische Missionare. Die frühere englische Baptisten-Mission ist durch die Unduldsamkeit der damaligen spanischen Regierung veranlaßt worden, unter Führung des verdienstvollen Missionars Saker zum Festland überzusiedeln, wo sie die seit Sakers Tod ein wenig verwahrloste Colonie Victoria gründete. Neuerdings sind die Baptisten aber doch auch wieder auf Fernando Po — die Spanier schreiben, nebenbei bemerkt, Fernando Póo — erschienen. Außerdem gibt es eine presbyterianische und eine spanisch-katholische Mission, die jedoch von den in religiöser Beziehung sehr gleichgültigen Bubis — es sind das die wilden Eingebornen der Insel — nur sehr wenige unter ihren Jüngern und Schülern zählen.

Man kann fünf Classen der Bevölkerung von Fernando Po unterscheiden, nämlich erstens die spanischen Beamten und die sonstigen Weißen, zweitens jene Schwarzen, die sich zu selbständigen Kaufleuten emporgearbeitet haben, drittens die wegen politischer Vergehen aus Cuba verbannten Mulatten, viertens alle übrigen Schwarzen, soweit sie nicht Bubis sind, und fünftens die Bubis. Die vier erstgenannten Classen der Bevölkerung, welche das civilisirte Element darstellen, zählen zusammen höchstens 600 Köpfe. Auch gibt es außer in Santa Isabel keine Weißen, deren Gesamtzahl, von dem hier stationirten spanischen Kanonenboot abgesehen, 20 nicht übersteigen dürfte.

Ein ganz eigenartiges Element der Bevölkerung sind die Cubaner, dte größtenteils als politische Gefangene nach Fernando Po gesandt wurden. Ein großer Teil starb schon bei der Ueberfahrt von Cuba her an Bord, ein noch größerer nach der Ankunft in Fernando Po. Die Uebriggebliebenen aber, deren wohl kaum

mehr als 100 sein dürften, haben auf die Cultur des Landes, soweit davon überhaupt die Rede sein kann, einen schwerwiegenden Einfluß ausgeübt. Die Cubaner haben die Cultur des Tabaks eingeführt und verfertigen aus dem Erzeugnis ganz gute Cigarren. Auch haben die Cubaner sich um die bereits bestehenden Cacao-, Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen verdient gemacht, indem sie die aus ihrer Heimat mitgebrachten Erfahrungen hier praktisch anwandten. Aber da die Zahl dieser Cubaner so sehr gering ist, so kann man ihren Wert als Landarbeiter nicht besonders hoch anschlagen. Weit besser eignen sie sich zu Aufsehern der Schwarzen. Aber leider sind diejenigen, welche wieder in den Besitz ihrer vollen Freiheit gelangten, ohne Verzug nach Cuba zurückgekehrt.

Unter den „gebildeten" Schwarzen von Fernando Po nimmt das englische Element eine hervorragende Stellung ein, so daß beinahe ebensoviel englisch wie spanisch hier gesprochen wird. Auch das Portugiesentum ist durch Einwanderer von der ihrer Natur nach Fernando Po gleichenden, aber viel besser entwickelten Insel San Thomé vertreten.

Die Bubis, deren Zahl man auf 20 000 schätzt, leben unter eigenen, Korokokos genannten Königen in dem wegen seiner bergigen Natur schwer zugänglichen Binnenlande. Ihre Vorfahren sind erst geraume Zeit nach der Entdeckung von Fernando Po vom Festlande her auf die bis dahin menschenleere Insel gebracht worden. Aber trotz der wenigen Jahrhunderte, welche seitdem verstrichen sind, hat die Zersplitterung in kleine Stämme und Familien es dennoch mit sich gebracht, daß heutigentags eine ganze Anzahl Dialekte geredet werden, was allerdings zum Teil auch daher rühren mag, daß schon die vom Festlande herüberkommenden Neger nicht alle eines und desselben Stammes waren. Im Gegensatz zu der erwähnten Dialektzersplitterung ist das Aussehen aller Bubis ein so gleichförmiges, daß man eine besondere Unterabteilung der Negerrasse vor sich zu haben glaubt. Das wilde und scheue Wesen der Bubis hat es mit sich gebracht, daß man ihnen von altersher allerlei Schandthaten zutraute. So sollen sie z. B., als noch die Portugiesen Herren der Insel waren, zweimal die Flüsse vergiftet und die Portugiesen hierdurch dermaßen eingeschüchtert haben, daß dieselben sich fortan nur noch wenig mehr um Fernando Po kümmerten.

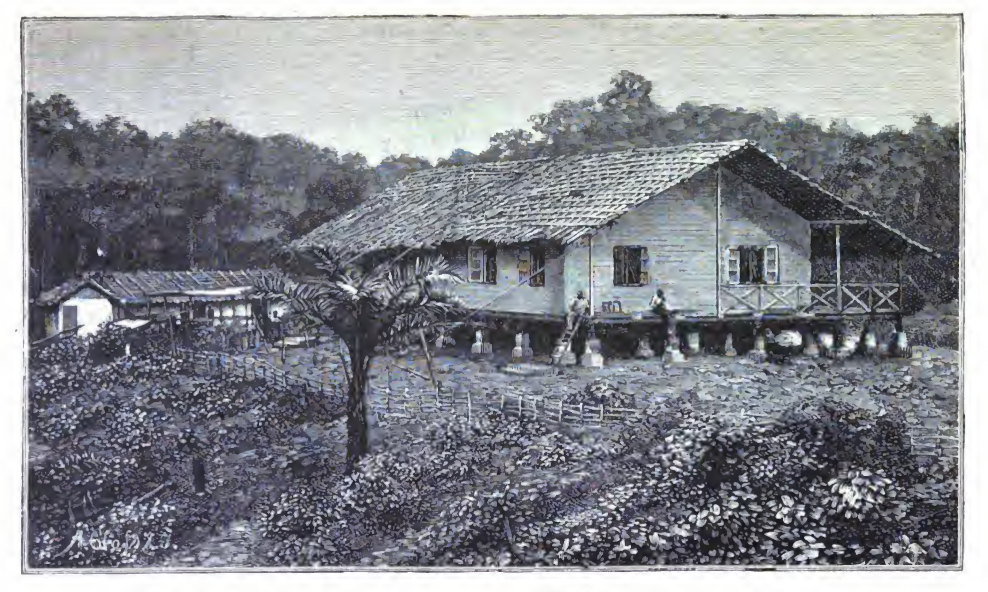
Alle Bemühungen, die Bubis zur Arbeit heranzuziehen, sind

vergeblich gewesen. Auch hat man ihnen keine größern Bedürfnisse als ihre gegenwärtigen beizubringen vermocht. Gab man ihnen Rum und Tabak, so gingen sie, nachdem sie den letztern geraucht und den erstern getrunken hatten, vergnügt weg, aber die Hoffnung, daß sie, um mehr Rum zu erhalten, arbeiten würden, erwies sich als irrig.

Unter solchen Verhältnissen und da die spanische Regierung weder die Entwicklung der Insel fördert noch auch irgendwelchen Nutzen aus derselben zieht, zeigt der Handel in den letzten Jahren eher eine Abnahme als eine Steigerung. Der hauptsächlichste und so ziemlich der einzige Ausfuhr-Artikel ist das von den Eingebornen auf die urwüchsigste Art bereitete Palmöl. Man nimmt an, daß etwa zwei Drittel der von den vorhandenen Oelpalmen herrührenden Früchte unbenutzt verfaulen. Palmkerne werden überhaupt gar nicht zur Küste gebracht, da die Bubis den Transport dieser weniger gut als das Palmöl bezahlten Ware allzu beschwerlich finden.

Man sieht den ganzen Tag über Bubis in den Verkaufsläden und es hält nicht schwer, dieselben vermittelst eines kleinen Geschenks zur Aufführung ihrer Nationaltänze zu veranlassen. Aber sobald diese Leute ihre Einkäufe gemacht haben, verschwinden sie wieder in den Wald, aus dem sie gekommen sind und in den sie einen Fremdling nur ungern eindringen lassen. Der Körperbau dieser Bubis schien mir schwächlicher zu sein als derjenige der meisten übrigen Neger. Auch hat ihr Wesen etwas Scheues und Wildes. Ihre Kleidung ist, auch wenn sie zur Stadt kommen, die denkbar ursprünglichste, während sie in den Bergen, wie man sagt, völlig nackt umherstreifen. Bezeichnend für alle weiblichen Bubis ist ein den Oberarm in der Mitte zusammenpressendes Stück Leder; während die Arme im übrigen normal entwickelt sind, haben sie an jener Stelle, wo das Leder sie zusammendrückt, allerhöchstens den Umfang des Handgelenks. An der gleichen Stelle, wo die Weiber jenes Armband tragen, umwickeln sich die Männer den Oberarm mit einer Schnur, in der ihre kleinen Messer stecken. Nur selten wird man Bubis ohne einen kurzen Alpenstock sehen, der ihnen beim Umherklettern in den Bergen unentbehrlich scheint.

Das einzige europäische Kaufmannshaus auf Fernando Po ist eine Factorei der englischen Firma John Holt, deren Ladengeschäft sehr bedeutend ist. Der sonstigen Verkaufsläden, die auch wohl ihre Waren direct aus Europa beziehen, gibt es noch viele; aber



Das Wohnhaus der Woermannschen Kaffeeplantage bei Gabun
(nach eigner Photographie des Verfassers).

sie sind durchweg in den Händen von Schwarzen. Unter diesen Ladenbesitzern verdienen der Erwähnung:

- Laureano Diaz da Cunha, Neger aus S. Thomé, der zur Zeit portugiesischer Consul ist; Plantagen- und Ladenbesitzer; berüchtigt wegen schlechter Behandlung der Kru-Arbeiter;
- Vivour, ein Schwarzer aus Lagos; Laden- und reichster Plantagenbesitzer; hat namentlich schöne Plantage in der Bai von S. Carlos; behandelt seine Kru-Leute sehr schlecht;
- Vicente Lopez, schwarzer Agent des Plantagenbesitzers Gasulla;
- Geronymo Lopez, Besitzer der schönsten Plantage, macht bei Basileh Versuche mit Chinarinden-Bäumen;
- Luis Lolin, kleine Plantage und Laden;
- Antonio Borghes, ein Mulatte, besitzt eine Schenkwirtschaft und ist jener angebliche „Schulinspector", durch den Rogozinski einmal einen vielbesprochenen Brief an die polnischen Blätter hat richten lassen.

Außerdem gibt es noch einige ganz kleine Ladengeschäfte, die Cubanern gehören.

Fernando Po, dessen höchster Gipfel (der Clarence Peak) bis zu 3500 Meter ansteigt, ist durch und durch Bergland, besitzt aber dennoch genug ebenes oder sachte abschüssiges Terrain, um bei seiner staunenswerten Fruchtbarkeit, wenn es bloß besser angebaut wäre, eine Quelle großer Reichtümer werden zu können. Von der See aus erblickt man allenthalben dieselben steilen, fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigenden Abhänge, über denen auf flacherm Boden eine Vegetation wuchert, wie man sie sich üppiger gar nicht vorzustellen vermag. In den Plantagen gedeihen Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Chinarindenbaum, Reis, Vanille, Indigo, Zimmet sowie wild oder halbwild wachsend Oelpalmen, Cocospalmen, Kautschuklianen, Ebenholz und Rotholz. Die Ackerfelder sind wie gewöhnlich in Westafrica vorwiegend mit Mais, Casada und Yams bestanden. Außerdem findet man spanischen Pfeffer, Kohl, Gurken, Radieschen, Petersilie sowie von Früchten Bananen, Ananas, Granatäpfel, Kirschen (gekerbte Frucht) u. s. w. Nach den schönen Kuhherden zu urteilen, die ich bei Santa Isabel sah, scheint eine Viehzucht größern Stils nicht unmöglich zu sein. Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß das Meer bei Fernando Po außerordentlich fischreich ist.

Da die Kru-Leute, nachdem sie auf Fernando Po zu verschiedenen Malen sehr schlecht behandelt worden sind, sich nicht mehr dorthin verdingen mögen, so herrscht ein solcher Mangel an Arbeitskräften, daß die Plantagenbesitzer bisweilen nicht einmal ihre Ernten einzuheimsen vermögen. Mit Kabinda-Negern, die zur

Landarbeit besser als die Kru-Leute zu gebrauchen sind, hat man noch keinen Versuch gemacht.

Das Klima der Küste von Fernando Po ist zwar gesunder als dasjenige der meisten übrigen Küstengegenden von Westafrica, aber doch nicht so gesund, wie man es bei dem Fehlen aller Ueberschwemmungsgebiete und dem Ueberfluß an sprudelnden, ganz ausgezeichnetes Trinkwasser liefernden Quellen und Bächen erwarten sollte. In einer Höhe von 1200 oder nach andern Messungen von 1400 Fuß hat die spanische Regierung das sogenannte Sanitarium Basileh (zwei Wegstunden von Santa Isabel) errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude ist, zu dem man, falls der Gouverneur (wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht) die Benutzung gestattet, die benötigten Lebensmittel selbst mitbringen muß. Ich möchte jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ein an der Westseite der Insel lebender englischer Missionar noch in 1500 Fuß Meereshöhe vom Fieber befallen worden ist.

Da es auf Fernando Po kein Gasthaus gibt, so wird für denjenigen, der längere Zeit dort verweilen will, die Beschaffung eines Absteigequartiers von dem guten Willen jener Leute abhängen, die etwas geräumigere Häuser besitzen und deren Kost auch nicht gar zu ärmlich ist. So kann man z. B. gegen vorher zu vereinbarende Bezahlung bei Vicente Lopez, Luis Lolin, Laureano Diaz da Cunha und Antonio Borghes Wohnung und Kost erhalten. Auch steht die spanische Mission in dem Rufe, ziemlich gastfrei zu sein.

Capitel VI.

Victoria und Bimbia.

(Mit Segelkutter von Fernando Po zur Ambas-Bucht. — Schwarze Seecapitäne. — Ein africanischer Tornado. — Der Götterberg bei elektrischer Beleuchtung. — Die schönste Scenerie von Westafrica. — Die englische Baptisten-Colonie Victoria. — Lage und Gesundheitsverhältnisse. — Die negativen Leistungen der englischen Mission. — Wieder einmal „civilisirte“ Neger. — Die Cacao-Plantage der Mission. — Zu Fuß von Victoria nach Bimbia. — Der Bimbia-Busch, eine unbewohnte Wildnis. — König Williams Dorf, Moneys Dorf und Decullus Dorf. — Ein kräftiger, aber gewaltthätiger Menschenschlag. — Das Interregnum der neun Häuptlinge. — Ein wahres Regenloch.)

Der Zufall wollte es, daß grade an dem Tage, an welchem ich von Fernando Po abzureisen wünschte, zwei englische Dampfer dort einliefen, von denen der eine nach den Angaben des Capitäns und des Vertreters der Dampfergesellschaft um 4 Uhr nachmittags nach Kamerun fahren sollte. Als ich aber um 11 Uhr morgens dem spanischen Gouverneur meinen Abschiedsbesuch machte, sah ich den Dampfer bereits die schöne Bucht von Santa Isabel verlassen. Alle Beschwerden waren vergebens. Die reichliche Fracht, die ihnen während vieler Jahre an diesen Küsten geboten wurde, hat den englischen Capitänen den Kopf verdreht. Die ihnen anvertrauten Waren vernachlässigen sie und die ihnen anvertrauten Personen behandeln sie noch schlechter als die Waren. Die Woermannschen Dampfer sind frei von diesen Fehlern und genießen, obwohl bescheidener eingerichtet, ein unendlich viel größeres Vertrauen. Aber die noch immer bis zu einem gewissen

Grade bestehende Unregelmäßigkeit der Fahrten, die bei einem so jungen Unternehmen kaum zu vermeiden ist, bewirkt dennoch, daß die Kaufleute in mancher Hinsicht noch immer von den englischen Dampfern und dem guten Willen ihrer ebenso rohen wie ungebildeten Capitäne abhängig sind. Gelingt es Herrn Woermann, bei monatlichen Fahrten die bisher bloß auf dem Papier bestehende Regelmäßigkeit aufs strengste innezuhalten, so bezweifle ich nicht, daß jedermann seine Dampfer in aller und jeder Beziehung den übrigen vorziehen wird. Nach den letztveröffentlichten Fahrplänen würden die Woermannschen Dampfer auch Fernando Po anzulaufen haben. Bisher ist das nicht der Fall gewesen und wird auch vielleicht, da der Gedanke, auf Fernando Po eine deutsche Kohlenstation anzulegen, zu gunsten von Kamerun aufgegeben worden ist, überhaupt nicht zur Ausführung gelangen. Da aber die englischen Dampfer, zu deren Stationen Fernando Po gehört, neuerdings immer seltener Kamerun anlaufen, so fehlt es an bequemen Gelegenheiten, um, sei es von Fernando Po nach Kamerun, sei es von Kamerun nach Fernando Po zu gelangen. Von den wenigen bequemen Gelegenheiten wird im nachstehenden die Rede sein.

Als der wortbrüchige englische Capitän mir mit seinem Dampfer vor der Nase weggefahren war, sah ich mich nach einem Segelkutter um. Es ankerten davon zwei in der Bucht, die beide schwarzen Kaufleuten von Fernando Po gehörten. Nach langen Unterhandlungen und endlosem Umherlaufen gelang es mir, den einen zum Preise von 80 ℳ für die Fahrt nach der am Fuße des Kamerun-Gebirges gelegenen Ambas-Bai zu chartern. Mit mir fuhren Herr Rogozinski und 15 Kru-Leute, die uns bei der beabsichtigten Besteigung des großen Kamerun-Berges als Lastträger dienen sollten. Während die Vorbereitungen zu solcher Reise wegen der wahrhaft großartigen Schwerfälligkeit der Negernatur gewöhnlich ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen, brachte ich es durch Geld und gute Worte zustande, daß die Abfahrt noch auf den nämlichen Abend festgesetzt wurde.

Es war eine mondhelle aber leider ganz windstille Nacht, als wir gegen 11 Uhr abends die Anker lichteten. Am Ufer standen der liebenswürdige Vertreter des Hauses John Holt (ich hatte von dieser Firma ein ganzes Gebirge an Lebensmitteln und sonstigen Ausrüstungssachen erstanden) sowie einige Officiere des spanischen

Kanonenboots Ligera, die uns das Geleite gegeben hatten. Mit Benutzung langer Ruder und der ganz leichten Abendbrise gelang es der Schiffsbemannung, den Kutter aus der Bucht herauszubringen. Dann aber lagen wir die ganze Nacht, ohne wesentlich von der Stelle zu kommen, vor der herrlich bewaldeten Insel, deren elegante Bergformen sich im Mondlicht recht malerisch vom Horizont abhoben.

Die Bemannung des Kutters bestand aus vier in der katholischen Mission zu Gabun erzogenen und ein wenig spanisch sprechenden Bubis (Eingeborne von Fernando Po), von denen einer, dessen einziges Kleidungsstück die größten und unheilbarsten Wunden zeigte, sich „Capitano“ nannte. Sein Name war „Shakespeare“, und bei allen wichtigern Fragen, welche diese eigentümliche Seefahrt betrafen, pflegte er mit lauter Stimme den Rat des Herrn „Milton“, eines nackten, tättowirten und weiß bemalten Wilden von unglaublich struppiger Frisur, einzuholen. Mit einer Laterne und dem halbzerbrochenen Compaß saß er ausdauernd am Steuer, mir nach und nach in dem Grade, wie ich ihn näher kennen lernte, mehr und mehr Vertrauen einflößend. Obwohl diese kleinen Segelschiffe unbeschreiblich schlecht ausgestattet sind, so ereignet sich doch nur selten ein Unglück, und man kann kaum behaupten, daß die schwarzen Capitäne, deren Wissenschaft sich vom Vater auf den Sohn vererbt, ihrer Aufgabe nicht gewachsen wären. Beim Steuern richten sich die Schwarzen nach einem auf die Compaß-Scheibe gelegten Streichholz. Bevor es dunkel wird, visiren sie nach dem Puncte, wohin sie gelangen wollen, legen das Holzstäbchen auf die Scheibe und steuern dann, auch nachdem es Nacht geworden ist, lustig drauf los.

Die 15 Kru-Leute waren auf Deck wie die Heringe zusammengepfercht; ich glaube sogar, sie schliefen in mehrern Etagen übereinander. Wir zwei blaßhäutige Menschen aber saßen plaudernd und schweren portugiesischen Wein mit Wasser vermischend in der hundestallähnlichen Kajüte, bis schließlich auch wir uns zu später Stunde auf den harten und unsaubern Boden niederstreckten. Als es Tag wurde und erfrischender Thee die Geister belebte, genossen wir noch immer, aber doch mit recht gemischten Gefühlen, den Anblick jener herrlich bewaldeten Bergkuppen, zwischen denen aus zahlreichen gemutmaßten, aber selbst mit unsern scharfen Ferngläsern nicht zu entdeckenden Lagern der wilden civilisationsscheuen

Bubis dicke Rauchsäulen emporwirbelten. „Komm, Brise!“ seufzten wir und sehnten die Schläuche des Odysseus herbei. Und endlich, nachmittags, kam sie und trug uns mit mildem Hauche jener bergigen Küste entgegen, deren gewaltige Riesenhäupter bereits durch einzelne Lücken zwischen den Wolken hindurchzuschimmern begannen. Bei sehr klarem Wetter kann man den großen Kamerun-Berg ganz deutlich von Fernando Po aus sehen, und diese Insel hinwiederum von Bimbia und Victoria aus. Meistens verhüllen jedoch Wolken und nebelschwangere Luft dermaßen die Aussicht, daß der Kamerun-Berg selbst bei der Insel Mondole und bei Victoria nur morgens und abends (oder in der Harmattanzeit auch am Tage) klar hervorzutreten pflegt.

Es mochte etwa eine Stunde vor der Dämmerung sein, als am südöstlichen Horizont eine Wolkenwand höher und höher heraufstieg, unten hellgrau, aber nach oben hin dunkler und dunkler werdend bis zum tiefsten Schwarz, das ich mich irgendwo in der Natur gesehen zu haben entsinne. Es gibt gewisse Schauspiele der Natur, in deren Anblick man sich versenken kann, bis man sich seiner eigenen Existenz kaum mehr bewußt ist. Wer hat nicht in lauer Sternennacht stundenlang zum Himmel emporgeschaut oder bei verzückendem Mondenlicht einen sommernächtlichen Walpurgistraum mit durcherlebt? O, daß doch im faustischem Stil die Beschreibung eines tropischen Ungewitters existirte! Würde der Altmeister unserer Literatur darin den unübertroffenen Ausdruck des Majestätischen und Kriegerischen, das Abbild einer Schlacht am Himmel entdeckt haben?

Mit vorgeschobenen Plänklern wälzt es sich namenlos großartig heran, als ob es gleich Attilas Scharen alles auf seinem Wege Befindliche zermalmen wollte. Zu beiden Seiten tauchen neue unheilschwangere Heersäulen auf, als ob das Meer und das kleine, auf seinen gekräuselten Wellen tanzende Schiffchen zu sicherer und sicherster Vernichtung umklammert werden sollten. Stumpfsinnige Naturen mögen kalt dabei bleiben, aber wer Sinn, Verständnis und ein wenig Phantasie hat, wird ein Grauen fühlen, eine Ahnung des Unendlichen, wie der Anblick des Sternenhimmels sie bietet, bloß von anderer, von wilderer Art. Man weiß, daß der Sturm mit Naturnotwendigkeit kommen muß, aber einstweilen herrscht in der aufmarschirenden Armee von Geistern und Koboldeu eine Ruhe, eine Stille, die unheimlicher ist als der Sturm selbst.

Unsere Matrosen haben die beiden Segel gerefft, nur so viel Windfläche übrig lassend, als notwendig ist, um das Schiff unter dem Einfluß des Steuers zu halten. Eine halbe Stunde später beginnt es im Tauwerk zu knistern und zu klappern. Der Bann der totenhaften Stille ist gewichen. Kreischend fliegen weiße Möwen über die noch weißern Kämme der tintefarbenen Wogen. Schwere Regentropfen sausen uns vereinzelt um den Kopf. Auf dem engbegrenzten Verdeck des winzigen Schiffchens hantiren, die letzten Vorbereitungen treffend, schwarze Gestalten, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Alle Luken sind geschlossen, alles Bewegliche und Rollende ist festgebunden, als uns der erste Stoß trifft und mitsamt dem Schiffe kopfüber in die See schleudern zu wollen scheint. Mit aller Kraft mich festhaltend, lehne ich mich an den Mast und bewundere die schön gezackten Blitze, wie sie, einstweilen ohne Donner, das schwarze Firmament durchzucken. Stoß folgt auf Stoß, so lange der Tornado seine volle Kraft noch nicht erreicht hat. Dann aber rast er heulend mit ununterbrochener und stets gleichbleibender Wucht dahin, als ob das wilde Heer durch die Luft führe.

Trotz der geringfügigen Segelfläche fliegt die kleine Isabel, unser Schiffchen, gleich einem gescheuchten Vogel dahin, sodaß die am Bug sich brechenden Wellen bisweilen über die ganze Länge des Verdecks hinüberspritzen. Wüßte und fühlte ich nicht, daß ich auf festem Boden stehe, so müßte ich nach allem, was ich sehe und höre, bisweilen daran zweifeln. Denn nicht nur umsaust mich von unten und von oben kommend der aufspritzende Gischt, sondern ich sehe auch bald von rechts, bald von links, aber stets in gleicher oder größerer Höhe als derjenigen, auf welcher ich selbst stehe, den schwarzblinkenden Spiegel der Meeresfläche durch die Dunkelheit hindurchschimmern. Aber mögen auch andonnernde Wogen den Holzbau bedenklich erkrachen lassen, so hält sich die brave Isabella, über die schon mancher Sturm dahingegangen sein mag, doch ganz wacker, weit wackerer, als ich gedacht hätte.

Schwere, Erde und Meer erschütternde Donnerschläge verkünden ein neues Stadium des Unwetters und ein wolkenbruchartiger Platzregen treibt uns zwei Weiße in die abscheuliche Kajüte hinunter. Die Gewalt des Sturmes ist gebrochen, aber das Schiff ist, während oben alles in Nässe schwimmt und unten eine

erstickende Hitze herrscht, ungastlicher denn je. Eine halbe Stunde harre ich aus, dann duldet es mich unten nicht mehr, und hinaufsteigend atme ich mit vollen Zügen die frische, erquickende Luft, die der Tornado gekühlt und gereinigt hat. Noch herrscht eine undurchdringliche Finsternis, und doch genieße ich mit kurzen Unterbrechungen einen Anblick von so schauerlich großartiger Schönheit, daß, wie ich fest überzeugt bin, selbst die lebendigste Beschreibung keine auch nur annähernd zutreffende Vorstellung von der Wirklichkeit zu geben vermöchte. Das Ungewitter hat sich verzogen oder vielmehr, wie das an dieser merkwürdigen, von den höchsten Bergriesen Westafricas überragten Meeresbucht besonders häufig vorkommt, in mehrere Teile zerspalten. Während die eine Hälfte noch weit draußen im Meere durch das elektrische Leuchten der schwarzen Wolken erkennbar ist, umhüllt die andere gleich einer gigantischen Kappe den Gipfel des Götterbergs, der, während in dieser Secunde schwärzeste Finsternis alles umhüllt, schon in der nächsten, von dem Lichte zahlloser Blitze umstrahlt, in beinahe greifbarer Nähe hervortritt. Man wird vielleicht für eine Uebertreibung halten, was dennoch die vollste und buchstäbliche Wahrheit ist, daß ich nämlich den africanischen Montblanc mehrfach so dicht vor mir sah, als ob ich nach ihm hätte greifen können, und daß ich dann wieder zu seiner in unnahbarer Ferne erscheinenden Riesenspitze hinaufschaute, als ob sie just im Zenith gestanden hätte. Solche Täuschungen bringt die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft mit sich, wie sie ausnahmslos jedem Tornado zu folgen pflegt.

Das seltsam fremdartige, nie gesehene Bild hatte mein innerstes Wesen aufgewühlt, hatte eine Stimmung in mir hervorgerufen, die ich nicht besser zu schildern weiß, als indem ich gestehe, daß ich mir selbst in jener Stunde einen Schwur leistete, falls es Menschenmöglichkeit sei, dieses Zauberland oder wenigstens einen Teil davon für mein Vaterland zu retten. Noch waren es erst wenige Stunden her, seit ich aus Rogozinskis eigenem Munde die volle Wahrheit dessen erfahren hatte, was mir bis dahin unbekannt geblieben, daß nämlich ein großer Teil der Küste des Kamerun-Gebirges für Deutschland verloren sei. Triumphirend hatte mir der Pole den Gipfel gezeigt und gesagt „das ist englisch“. Mein Kopf brannte zum Zerspringen von fieberhaft sich tummelnden Plänen. Wenn der vaterlandslose Renegat Länder



Die englische Baptisten-Mission bei König Acquas Stadt (Kamerun)
(nach eigner Photographie des Verfassers).

erwerben und unter den Schutz einer europäischen Macht stellen durfte, warum konnte alsdann ich es nicht, der Deutsche! Die Mittel dazu besaß ich, die körperlichen Kräfte, die Energie; so mußte ich das nötige Talent mir auch zutrauen.

Aber eins war mir klar, daß ich, um nicht vielleicht, wenn auch unwissentlich, mehr Unheil anzustiften als Gutes, zuerst meine Landsleute in Kamerun sehen, von ihnen vollen Aufschluß erhalten und ihnen von meinem Vorhaben Kenntnis geben müsse. Die einmal verabredete und jedenfalls viel kostbare Zeit in Anspruch nehmende Besteigung des Götterbergs war mir jetzt, so sehr sie meinen persönlichen Ehrgeiz reizte, höchst ungelegen. Aber durfte ich zurücktreten? Unmöglich. Mein Wort mußte heilig gehalten werden, doppelt heilig dem Polen gegenüber, der sich bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch immer deutlicher als Deutschenfeind kundgab. Von einem Deutschen würde ich vielleicht in freundschaftlicher Weise das Uebereinkommen auflösen und mir mein Wort haben zurückgeben lassen. So wie die Verhältnisse lagen, ging das nicht mehr. Also schnell, wenn nicht weitere, bisher noch unberührte Gebiete, wenn nicht vielleicht das ganze Kamerun-Gebirge in fremden Besitz übergehen sollte!

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß niemals eine verhältnismäßig umfangreiche Expedition mit solcher Hast vorbereitet, mit solcher Hast vorwärts getrieben worden ist wie diejenige, deren sich Rogozinski und ich zur Besteigung des Kamerun-Berges bedienten. Ja, ich glaube, was mehr sagen will, behaupten zu dürfen, daß von jenem Augenblick an, als ich angesichts des blitzumleuchteten Götterbergs den Entschluß faßte, für einen immerhin sehr fraglichen Erfolg Leben und Gesundheit einzusetzen, daß von diesem Augenblick bis zu meiner Ankunft in Kamerun keine Stunde unnütz und unbenutzt verstrichen ist. Aus meiner in den nachfolgenden Capiteln wiedergegebenen Beschreibung der Besteigung wird der Leser die beinahe zur Wut sich steigernde Hast ersehen, mit der ich trotz aller Müdigkeit die Säumigen vorwärts trieb. Daß die kriegerischen Ereignisse, an deren Vorabend ich in Kamerun eintraf, mich 16 Tage lang dort festhielten, war nicht meine Schuld. Am 18. December langte ich, vom Gipfel des Götterbergs kommend, in Kamerun an, und schon am 3. Januar zog ich, von den Segenswünschen aller meiner Landsleute begleitet, wieder aus. Diesmal, wenn es auch zunächst nicht offen einge-

standen werden sollte, zur friedlichen Eroberung des Kamerun-Gebirges. Es würde zu weit führen, wenn ich darlegen wollte, welches Maß von Ueberredungskraft, welchen Aufwand an körperlicher und geistiger Energie es gekostet hat, ehe ich das Unternehmen überhaupt beginnen konnte.

Den Schwur, den ich in jener Tornado-Nacht auf dem kleinen Segelschiffe geleistet hatte, glaube ich ganz und voll erfüllt zu haben. Auf meine Veranlassung haben die Commandanten deutscher Kriegsschiffe später noch andere Verträge zustande gebracht, aber die ersten Schutzverträge, acht an der Zahl, die überhaupt im Kamerun-Gebirge abgeschlossen wurden, sind mein eigenes und persönliches Werk gewesen. Als ich anlangte, triumphirten die Engländer und besaßen die Deutschen vom ganzen Kamerun-Gebirge und dessen Umgebung bloß das eine Küstendörfchen Bimbia, von wo aus nicht einmal Straßen ins Innere hineinführen. Aber zwei Monate später war die Hälfte des Kamerun-Gebirges mit Einschluß der Hälfte des Gipfels und dem ganz kleinen Kamerun-Berge deutsches Colonialgebiet.

Noch erübrigte, ehe ich mich dem Gedanken an zukünftige Eroberungen ganz hingeben konnte, eine Kleinigkeit. Rogozinski und ich waren dahin übereingekommen, daß, so lange wir zusammen reisten, keiner von uns politische Abmachungen treffen dürfe. Aber ich wünschte nicht, daß mein für später beabsichtigtes Vorgehen jemals irgendwelchen, wenn auch unbegründeten Mißdeutungen unterworfen werden könnte. Ich ließ daher Herrn v. Rogozinski zu mir bitten und sagte zu ihm etwa folgendes:

„Ehe wir das verabredete gemeinsame Unternehmen beginnen, möchte ich zuvor noch einmal ausdrücklich und in aller Form erklären und feststellen, daß ich, sobald wir uns getrennt haben, alles, was Menschenmöglichkeit ist, thun, daß ich mein Leben und meine ganze Kraft dafür einsetzen werde, um Ihr Vorgehen lahm zu legen, um Ihre Abmachungen, falls sich dieselben als rechtswidrig erweisen sollten, rückgängig zu machen und den meinem eigenen Vaterlande gebührenden Einfluß zur Geltung zu bringen."

Rogozinski erwiderte mit vergnügtem Lächeln, daß ich mich täusche, wenn ich glaube, daß von deutscher Seite überhaupt noch irgend etwas gethan werden könne. Er, der die Verhältnisse kenne, versichere mir, daß es zu spät sei.

Meine Antwort war bloß: Qui vivra verra.

Zu längerer Unterredung hätten wir überhaupt keine Zeit mehr gehabt, denn das durch die ägyptische Finsternis sehr erschwerte Steuern des sich mit vollen Segeln den nur undeutlich erkennbaren Felseninseln der Ambas-Bucht nähernden Schiffes nahm jedermanns Aufmerksamkeit in Anspruch. Von mehrern Seiten her tönte der dumpfe Donner der aufrollenden Brandung herüber und es war klar, daß, wenn unser Schiff irgendwo auf den Felsen aufstieß, binnen kürzester Zeit nichts mehr von ihm und seinen Insassen übrig gewesen sein würde. Aber die Falkenaugen unseres würdigen Capitäns erspähten zwischen der Ambas-Insel und der Insel Mondole die richtige Durchfahrt, und als kurz vor Mitternacht der Anker fiel, befanden wir uns höchstens eine halbe Seemeile vor dem am Strande von Mondole gelegenen Häuschen Rogozinskis. Von jener Richtung her, wo Victoria lag, klang der schrille Ton einer Dampfpfeife zu uns herüber, die, wie mir Rogozinski erklärte, bloß einem deutschen Kanonenboot oder einem kleinern Woermannschen Dampfer angehören konnte. Ein eigentümliches Gefühl durchzuckte mich, als ich bedachte, daß ich, während in allerdichtester Nähe deutsche Herzen schlugen, im Hause des Polen, des Deutschenfeindes, übernachten solle. Aber ging es anders? Und war nicht Rogozinski mitsamt allen seinen Leuten auch mein Gast gewesen auf dem von mir gecharterten Schiffe? Warum sollten politische Beweggründe einen freundlichen Verkehr mit dem liebenswürdigen, gebildeten und unterhaltenden Manne verhindern? Wenn Rogozinski mit den in Kamerun lebenden Deutschen in persönliche Fehde geraten war, so war das seine und deren Sache, aber nicht die meinige. Und wie auch hätte ich urplötzlich mein Benehmen einem Manne gegenüber ändern können, den ich durch Zufall kennen gelernt hatte, ohne recht zu wissen, wer er war und wie er meinen Landsleuten gegenüberstand.

Es war keine leichte Sache, an Land zu gelangen. Denn da Rogozinski zur Zeit kein seetüchtiges Boot besaß, so mußten wir uns in dunkler Nacht bei aufgeregter See und in einem von Haifischen wimmelnden Gewässer einzeln einem von unserm Schiffe aus ins Wasser gelassenen halsbrecherischen Canoe anvertrauen, dessen Breite selbst zur Aufnahme eines schmächtigen Mannes kaum ausreichte und das durch die leiseste unbedachte Bewegung zum Umschlagen gebracht worden wäre. Die ganze Ausschiffung nahm

mehrere Stunden in Ansprnch. Dann aber streckte ich mit unbeschreiblichem Behagen die müden Glieder auf einem Lager aus, das zum wenigsten sehr viel besser war als dasjenige der vorhergehenden Nacht.

Die von Mondole aus sich darbietende Scenerie, wie ich sie am folgenden Morgen bewundern sollte, ist die schönste, die ich in Westafrica, und eine der schönsten, die ich überhaupt irgendwo auf der Erde gesehen habe. Wahrhaft märchenhaft ist der Blick auf alle die herrlich bewaldeten, in unendlicher Mannigfaltigkeit der Umrisse sich abzeichnenden Berge, die von den Riesenkegeln des großen und des kleinen Gipfels überragt werden. Das in der Bucht von Santa Isabel auf Fernando Po sich darbietende Bild, welches mehrfach das schönste von ganz Westafrika genannt worden ist, kann nicht im entferntesten hiermit verglichen werden. Allerdings will ich nicht unerwähnt lassen, daß man in Westafrica in Bezug auf außergewöhnliche Landschaftsbilder durchaus nicht verwöhnt wird. Der hübschen Scenerieen gibt es allenthalben und ganz außerordentlich viele, aber die schönen, die sich unvergeßlich in das Gedächtnis eingraben, sind auf jenes vulkanische Gebiet beschränkt, das sich vom Kamerun-Gebirge aus über Fernando Po, S. Thomé, Principe und Annabom bis weit in den Atlantischen Ocean hinein erstreckt und von dem man bisher noch nicht weiß, ob es nach der hinter dem Kamerun-Gebirge folgenden Unterbrechung auch im Innern von Africa noch eine Fortsetzung findet.

Nach rechts hin wird das von Mondole aus sich darbietende Landschaftsbild durch die ein ununterbrochenes Waldland (den sogenannten Bimbia-Busch) darstellenden mittelhohen Berge des deutschen Bimbia-Gebiets abgeschlossen. Von gradeaus leuchten über niedrigem, aber von einem Gewirr hübschbekleideter Hügel überragten Strande die weißschimmernden Dächer von Victoria herüber. Nach links sich wendend erkennt man die braunen Negerhütten von Bota und ist überrascht durch die ganz seltsamen und beinahe abenteuerlichen Formen der weit ins Meer hinein vorgeschobenen Bubia-Felsen. Es sind das etwa ein Dutzend steil aufsteigender, teils pflanzenloser, teils mit Bäumen und Buschwerk bestandener Felseninseln, von denen die größte, sich 40 Meter hoch über den Meeresspiegel erhebende äußerst dicht bevölkert ist. Bloß ein einziger schlüpfriger Pfad führt an steilen Abgründen vorbei zu dem auf dem Gipfel gelegenen Dorfe. Der Besuch ist lebensgefährlich, und nur

zu häufig verunglücken sogar Eingeborne, die mit Lasten beladen nicht ganz genau jeden Schritt und jeden Tritt voraus bedacht haben. Die hohe und mit dichtem Walde bestandene Ambas-Insel ist jetzt völlig unbewohnt, nachdem die frühern sehr zahlreichen Bewohner sich teils infolge von Hexenprocessen gegenseitig vergiftet, teils die Insel selbst für behext haltend andere Wohnsitze aufgesucht haben. Die größere, bis zu 240 Fuß über den Meeresspiegel ansteigende Insel Mondole mag etwa 50 Bewohner zählen, die zu zwei Göttern beten, nämlich zum Wassergott Dschengo und zum Waldgott Nganga. Das Wasser war an den sanft abfallenden, aber steinigen Gestaden von Mondole spiegelklar, und da sich Haifische niemals in seichtes Wasser verirren, so wagte ich es mehrmals, wenn auch nicht ohne eine gewisse Beklemmung, dort zu baden.

Die Ambas-Bai, deren Ufer zum größern Teil, wenigstens einstweilen und vorläufig, in englischen Besitz übergegangen sind, ist landschaftlich die von der Natur am reichsten ausgestattete Strecke der ganzen westafricanischen Küste. Aber ob ihr als Anlege- und Ankerplatz größerer Schiffe diejenige Bedeutung zukommt, welche ihr früher zugeschrieben wurde, dürfte eher zu bezweifeln sein. Schiffe vom Tiefgang der „Möwe“ können allerdings allenthalben zwischen dem Festlande und den Inseln Ambas und Mondole in sehr geschützter und angenehmer Lage ankern, aber für größere Postdampfer oder Kriegsschiffe vom Tiefgang des „Bismarck“ hat das schon seine Schwierigkeit, und ich glaube, daß die Capitäne solch großer Schiffe, wenn sie die Wahl hätten, doch stets den Ankerplatz im Kamerun-Fluß, d. h. zwischen Cap Suellaba und Cap Kamerun, vorziehen würden.

Die englische Baptisten-Colonie Victoria liegt an der innern Seite einer weit ins Land hinein einschneidenden Bucht. Obwohl aus dem sandigen Strand mehrere Felsen (und auch das Wrack jenes Segelschiffes, auf dem Rogozinski zuerst hierherkam) hervorragen, so ist das Landen im Boote dennoch sehr leicht, da die Brandung hier kaum in Betracht kommt. Uebrigens bringen es die Strömungsverhältnisse mit sich, daß man in sehr viel kürzerer Zeit den Weg von Mondole nach Victoria zurücklegt, als umgekehrt. Das Landschaftsbild von Victoria ist eins der schönsten, die ich irgendwo in den Tropen gesehen zu haben mich entsinne. Rings umher vom herrlichsten Pflanzenwuchs umkleidete,

von Wasser umrauschte Hügel; im Hintergrunde die bläulichen Riesen des Kamerun-Gebirges und ein wenig nach Norden ein kleiner Fluß, der, beschattet von Palmen, von Cacaobäumen und allerlei übergesunden Vertretern des Urwaldes, seine krystallklaren Gewässer rauschend über schwarze Geröllsteine dahingleiten läßt. Obwohl die ganze Umgebung rechts, links und im Hintergrunde bergig-hügelig ist, so liegt doch Victoria selbst ziemlich niedrig und ist infolge dessen trotz seines ausgezeichneten, gradeswegs aus den Bergen kommenden Trinkwassers einer der ungesundesten Puncte an dieser Küste. Herr Stehr, der Verwalter der Woermannschen Factorei, litt, als ich nach Victoria kam, um mir aus seinem Magazin noch allerlei Lebensmittel und Decken für die Besteigung des Kamerun-Berges auszusuchen, an einem schweren Schüttelfrost, und auch unter den Schwarzen habe ich nirgendwo so viele Fälle von Wechselfieber beobachtet, wie grade hier.

Die am äußersten Südende des kleinen Ortes gelegene Woermannsche Factorei ist die einzige von ganz Victoria, und obwohl die schwarzen, christliche Psalmen singenden und doch auch wieder Fetischdienst treibenden Engländer in Bezug auf ihren ganzen Lebensunterhalt davon abhängen, so scheint ihnen doch das Wehen der deutschen Flagge ein Dorn im Auge zu sein, und wenn nicht ihre ureigensten Magen-Interessen allzu eng mit denjenigen der Factorei verwachsen wären, so würden sie derselben ganz gewiß schon den Garaus gemacht haben. Auch so, wie die Verhältnisse liegen, wollen die elenden und erbärmlichen Chicanen gar kein Ende nehmen, sodaß der Woermannsche Hauptagent in Kamerun schon mehrfach mit dem Gedanken umgegangen ist, die Factorei ganz von Victoria zurückzuziehen.

Weit stattlicher als die Woermannschen Gebäude sind diejenigen der englischen Mission (darunter eine recht hübsche Kirche), bei denen ja auch, da die Baptisten sehr reichliche Geldmittel aus England beziehen, nicht sonderlich gespart zu werden brauchte. Von dem Aussehen der übrigen Häuser Victorias gilt dasselbe wie von seiner Bevölkerung: die Victorianer kann man weder wilde noch auch civilisirte Menschen nennen und der Ort selbst ist weder ein Negerdorf noch eine civilisirte Stadt. Mit seinen 200 bis 300 Einwohnern erinnert Victoria noch am ehesten an Monrovia in Liberia oder an Santa Isabel auf Fernando Po. Ebenso wie in Monrovia, nur in noch weiterm Umfange, ist der

größte Teil des Ortes ein wilder, von grasenden Kühen, Ziegen und Schweinen als Weideplatz benutzter Ort. Seitdem ich nun von Bonny die Nachricht mitgebracht hatte, daß der englische Consul Hewett binnen kurzem eintreffen werde, machte man sich daran, dieses Buschwerk zu lichten, d. h. man hieb es nieder, ohne aber das verdorrende Gestrüpp von der Erde zu räumen. Den höchst eigentümlichen Charakter des Ortes und seiner Bewohner wird man bloß verstehen, wenn man sich die Geschichte der Entstehung Victorias ins Gedächtnis ruft, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Ort, weil von Missionaren gegründet, einen ganz besondern Anspruch auf die allgemeine und allseitige Anerkennung seiner Heiligkeit zu haben glaubt. Da die Sache in frühern über Kamerun handelnden Werken sehr eingehend dargestellt worden ist, so will ich sie bloß ganz vorübergehend erwähnen. Der englische Missionar Saker, der ein sehr tüchtiger Mensch gewesen sein soll, siedelte, durch die Unduldsamkeit der spanischen Regierung von Fernando Po vertrieben, mitsamt seiner ganzen, aus allen Teilen Westafricas zusammengewürfelten Gemeinde (unter der sich aber gar keine Eingebornen von Fernando Po befanden) nach Victoria über, nachdem er das Land um einen Spottpreis von den bisherigen Besitzern erstanden hatte.

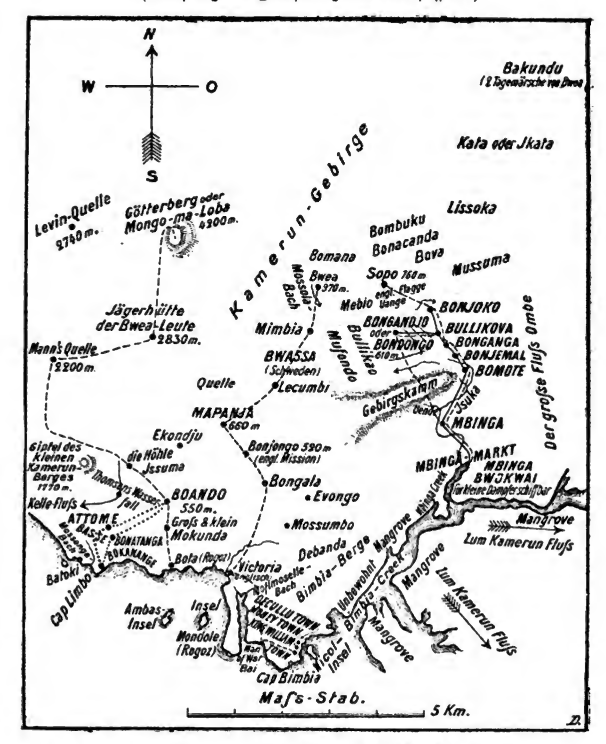
Daß die Mission, welcher der Ort seine Entstehung verdankt, hier in aller und jeder Beziehung die erste Rolle spielt und so zu sagen allmächtig ist, erscheint ganz natürlich. Was aber hat diese Missionsgesellschaft, die ja auch in König Bells Stadt, in König Acquas Stadt, in Bakundu u. s. w. Stationen besitzt, bisher geleistet? Mit Hülfe der reichlichen aus England gesandten Geldmittel führen Missionare und Missionarinnen ein faules und in einzelnen Fällen, die ich aus Gründen, welche man verstehen wird, nicht näher aufzählen will, ein gradezu anstößiges Leben. Die Erfolge sind gleich Null und die nach Hause gesandten Berichte eine großartige Täuschung, um nicht zu sagen, ein großartiger Betrug. In einem Artikel des „Daheim" (1884 Nr. 51), der sich mit Kamerun beschäftigt, wird auch der neu angelegten Missionsstation Bonjongo gedacht. Hat man das einzige dort stationirte Missions-Individuum (einen Schwarzen) persönlich kennen gelernt, so kommt einem diese Beschreibung wie der bitterste Hohn vor. Womit die Mission sich in ihren Mußestunden beschäftigt, weiß ich nicht, aber so viel ist sicher, daß es in Bonjongo zur

Zeit keinen einzigen Christen gibt. In Victoria allerdings gibt es Christen, aber — man verzeihe mir die Sünde — wären sie doch nur Heiden geblieben! Eine Gesellschaft, die von Weißen und von unverdorbenen Schwarzen so sehr verachtet wird, wie dieses Missionsgesindel, würde man in Westafrica kaum mehr wiederfinden. Zu allen kleinen Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten im Charakter der schwarzen Rasse sind nun noch diejenigen der weißen Rasse hinzugekommen. Das Tragen von Amuletten und andere Seiten des Fetischdienstes sind heute noch ebenso in Schwung wie früher. Das Christentum der Leute beschränkt sich auf jene Baptisten-Hymnen, deren nicht näher zu bezeichnende Abfassung — aus Gründen des Anstandes wollen wir sie bloß „höchst kindlich" nennen — im Verein mit dem blödsinnigen Abplärren jedes feinere Gefühl beleidigen muß.

Die Mission von Victoria hat im vollsten Gegensatz zu dem ebenso großartigen wie lobenswerten Beispiel der Baseler Missions-Gesellschaft niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht, die Eingebornen sei es zu nützlicher Thätigkeit, sei es zu einer sittlich höhern Stellung heranzuziehen. Das einzige, was sie den Schwarzen beibrachte, war, Kirchengesänge abzuleiern und sich für sehr vorzügliche Menschen zu halten. Diese Vorzüglichkeit hindert aber nicht, daß die Victorianer über ihrem Monopol des Zwischenhandels mit den Eingebornen fast noch eifersüchtiger als alle übrigen Küstenbewohner wachen. Alle Schwarzen sind ja schon ohnehin faul genug, kommt aber nun erst der Einfluß einer solchen Mission hinzu, so halten sie es schon fast für eine Beleidigung, wenn man ihnen von Arbeiten spricht. Und nun erst die Sonntagsheiligung. Am Vorabend der auf die Besteigung des Kamerun-Berges abzielenden Reise hätte ich gern einen Alpenstock gekauft, von denen, als ich danach fragte, eine ganze Anzahl im Nebenzimmer standen. Aber die Leute erwiderten mit jener zur Schau getragenen Kirchlichkeit, die der nicht von Herzen kommenden Frömmigkeit anhaftet: „Wir können nicht, um ein paar Schillinge zu verdienen, gegen Gottes heiligste Gebote handeln." Sonntags wird weder Trink- noch Waschwasser aus dem doch in allernächster Nähe vorbeifließenden Flüßchen geholt. Man trinkt eben altes Wasser und wäscht sich überhaupt nicht. Den ganzen lieben langen Tag werden Hymnen geplärrt. Wie man sich einbilden kann, daß dieser elende Lärm Gott besonders wohlgefällig sein könne, ist schwer einzusehen.

Karte des Kamerun-Gebirges.

(Nach eigner Zeichnung des Verfassers.)



Erläuterungen: Mit den durch **GROSSE BUCHSTABEN** ausgezeichneten Ortschaften sind von deutscher Seite Schutzverträge abgeschlossen worden.

——— Reisen des Generalconsuls Dr. Nachtigal.

········ „ „ Capitäns z. S. Karcher v. S. M. S. Bismarck.

- - - - - - „ „ Berichterstatters der Kölnischen Zeitung, Hugo Zöller.

So lange Victoria noch nicht unter die Oberhoheit einer europäischen Macht gelangt war, fungirte die Mission dort als höchste Obrigkeit. Seit aber (im August 1884) der Capitän des Kanonenboots „Forward“ die englische Flagge gehißt hatte, gelangte der schon von früher her bestehende „Court of Equity“, dessen sämtliche Mitglieder Schwarze sind, zu immer größerm Ansehen. Verwaltung und Rechtspflege wurden von diesem seltsamen Gerichtshof ohne weiteres in Anspruch genommen, was sich um so drückender fühlbar machte, weil es andere Einnahmen der kleinen Colonie als die aus den auferlegten Geldbußen herrührenden nicht gab. Es bedarf wohl kaum noch des Zusatzes, daß dergleichen Geldbußen so hoch und so ungerecht wie nur möglich festgesetzt wurden. Der schwarze Herr Brew, früherer Woermannscher Commis und jetzt Präsident des Gerichtshofes, sowie sein noch dreisterer Secretär, der niemals zimmernde Zimmermann Wilson, förderten verschiedene Maßnahmen und Entscheidungen zutage, die sogar dem meistens am Niger lebenden englischen Consul Hewett weder als Muster von Weisheit noch von Gerechtigkeit erscheinen konnten. Schon als ich Herrn Hewett in Bonny kennen lernte, sagte er mir, daß demnächst in Victoria Wandel geschaffen werden müsse, wenn nicht eine heillose Verwicklung die Folge sein solle. Thatsächlich ist denn auch neuerdings, nachdem der auch von den Deutschen hochgeachtete Consul Hewett aus Gesundheitsrücksichten nach Europa hat zurückkehren müssen, sein Nachfolger, der Consul White, zum Gouverneur und Rogozinski zum Civil-Commissar von Victoria ernannt worden.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß, obwohl Herr Brew über Victoria eine alte englische Flagge wehen läßt, dennoch von den Deutschen gerechtfertigte Ansprüche auf das ganze Gebiet geltend gemacht werden. Diese Ansprüche gehen von den später zu erwähnenden, unter deutschem Schutze stehenden Bimbia-Leuten, den Nachfolgern des verstorbenen Königs William, aus, die vollkommen rechtsgültig das Gebiet von Victoria als ihnen unterstehend und zugehörig erklären und den Beweis erbringen, daß sie nicht nur niemals diese ihre Rechte abgetreten haben, sondern daß dieselben sogar in einem noch vorhandenen schriftlichen Vertrage von den englischen Behörden anerkannt worden sind.

Victoria würde behufs Abrundung unseres Besitzes für uns

einen weit größern Wert haben als für die Engländer. Jedenfalls wird den mancherlei Unthaten des „Court of Equity“ oder des „Royal Court of Victoria“, wie er sich später zu nennen beliebte, ein Ziel gesetzt werden müssen. Nicht nur, daß für deutsche Unterthanen bestimmte Waren gewaltsam zurückgehalten, daß deutsche Unterthanen bedroht, daß vom Generalconsul Dr. Nachtigal an mich gerichtete Briefe unterschlagen wurden, sondern man hat sich nicht entblödet, bloß aus dem Grunde, weil das Woermannsche Geschäft am ersten Weihnachtstage nicht geöffnet gewesen sei, ausschellen zu lassen, daß, wer fernerhin die Factorei besuche, zwei Pfund Sterling Strafe zahlen müsse. Es mag seltsam erscheinen, daß, während doch deutsche Kriegsschiffe in genügender Anzahl in der Nähe waren, ein Gemeinwesen von 200—300 Seelen, unter denen allerhöchstens 50 waffenfähige Männer sind, sich solcher Dinge erdreistete. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß die Neger sich einbilden, unter dem Schutz und Deckmantel der englischen Flagge dürften sie ungestraft jede nicht grade gegen England selbst gerichtete Schand- und Gewaltthat begehen. Thatsächlich kann auf englischem Gebiete nicht vorgegangen werden wie auf deutschem oder neutralem. Wie aber, wenn englische Beamte die Hände in den Schoß legen und sich durch diese passive Haltung zu Mitschuldigen der Neger machen? Der Weg der über London gehenden Beschwerde ist weit und langwierig, um so langwieriger, wenn man nicht grade auf ein Uebermaß an gutem Willen zu rechnen hat.

Ihrer Herkunft und Geschichte zufolge sollten die Leute von Victoria den Liberianern und den Sierra-Negern ziemlich ähnlich sein. Sie alle stammen von befreiten Sklaven ab, ihnen allen ist mit einem großen Aufwande von Geld, Mühe und Scharfsinn die Ueberzeugung eingepfropft worden, daß sie zum wenigsten eben so gut seien wie die Weißen, vielleicht sogar besser. Thatsächlich besteht aber bei aller Aehnlichkeit zwischen Liberianern, Sierra Leone-Negern und Victorianern doch ein ziemlich weitgehender Unterschied. Die Liberianer leiden wahrlich nicht an übergroßer Bescheidenheit, aber die traurigen Schicksale des von keiner civilisirten Macht über Wasser gehaltenen Staatswesens haben den Größenwahnsinn denn doch nicht bis zu jener Höhe gedeihen lassen wie bei Sierra Leone-Negern und Victorianern. Und dann sollte man auch niemals vergessen, daß die Liberianer bloß einen ver-

schwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung von Liberia darstellen, daß der größte Teil des Landes — und darauf beruht sein ungeheurer Wert für die Cultur Africas — von dem fleißigsten, kräftigsten, willigsten und brauchbarsten unter allen Völkerstämmen des schwarzen Erdteils bewohnt wird. Die Sierra Leone-Neger hinwiederum mögen eben so große Halunken sein wie die Victorianer, aber zum Entgelt dafür sind sie geschickter, gebildeter und wohl auch ein bißchen fleißiger.

Eine faulere und heuchlerischere Sippe dagegen, als diese Victorianer es sind, dürfte in Westafrica kaum mehr wiederzufinden sein. Die Leute leben vom Zwischenhandel zwischen den europäischen Factoreien und den ölerzeugenden Binnenländern. Auf dieses ihr Vorrecht als Zwischenhändler sind sie eben so eifersüchtig wie alle übrigen Küstenbewohner. Auch kommt es irgend einer besonders heiligen Stütze der Kirche eben so wenig darauf an, schwarze Mädchen zu verkaufen, wie jedem beliebigen Heiden-Häuptling des Gebirges. Bloß die Form muß gewahrt werden. So darf z. B. in die Colonie Victoria kein Branntwein eingeführt werden außer Anis-Schnaps, den man sich die Miene gibt eben so wenig als Branntwein anzusehen wie die Türken den Champagner als Wein. Als es nun aber galt, mein Vordringen ins Gebirge (das die Leute vielleicht um ihren Handel besorgt machte) zu hemmen, da war auf einmal auch betreffs aller übrigen Branntweinarten der Bann gebrochen und die Heiligsten der Heiligen konnte man damals in großen Massen Rum und Genever zum Gebirge hinaufschleppen sehen. So wenig achtungswert die Victoria-Leute sein mögen und so sehr sie überall gehaßt werden, so imponiren sie dennoch den Bakwiri-Stämmen des Gebirges, denen vielleicht das in Victoria angesammelte Maß von Cultur als etwas ganz Außerordentliches erscheinen mag. Dazu kommt, daß alle Victorianer die Bakwiri-Sprache verstehen und sprechen, sodaß, trotzdem man sie nirgendwo gern sieht, ihr Einfluß auf die Gebirgsbewohner doch nicht zu gering angeschlagen werden darf.

Dem Europäer fällt es, nicht im Anfange, wohl aber auf die Dauer, recht schwer, mit solch „civilisirten und gebildeten" Negern zu verkehren. Man kann sie weder als Weiße noch als anspruchslose Schwarze behandeln. Sie selbst legen sehr viel Wert darauf, „coloured ladies" und „coloured gentlemen" zu sein. Aber wie verhält sich zu diesen Ansprüchen ihr Betragen?

Nachstehend ein Beispiel, von dem ich Zeuge war. Die Tochter einer der angesehensten Victorianer belästigt lange Zeit bettelnd einen Kaufmann. Als diesem endlich die Geduld reißt, kehrt sie die Dame hervor, der man Rücksicht schulde. Und als sie auch damit kein Glück hat, steht sie eine halbe Stunde lang laut schimpfend und fluchend vor der Thür.

Die Häuser von Victoria gleichen denjenigen aller übrigen Neger dieser Küste, nur mit dem Unterschiede, daß die kleinen Gehöfte von einem hölzernen oder steinernen Zaun eingeschlossen werden und daß die innere Ausstattung an Betten, Stühlen, Tischen u. s. w. die Macht und lange Dauer des europäischen Einflusses verrät. Auch zeichnen sich die Victorianer durch einen verhältnismäßig großen Reichtum an kleinem, wohlgenährten, aber beinahe gar keine Milch gebenden Rindvieh und an unansehnlichen Ziegen und Schafen aus. Sie legen großen Wert auf diesen Besitz, sodaß, wenn man Ochsen oder Ziegen kaufen will, sehr hohe Preise gezahlt werden müssen. Die Kleidung der Leute ist diejenige der niedern Classen der Neger in den Vereinigten Staaten und in Liberia; aber wohlverstanden werden Sonntags auch hier federgeschmückte Hüte, bunte Kattunkleider und europäische Stiefel von ganz außergewöhnlichen Maßverhältnissen zur Schau getragen. Die allgemeine Umgangssprache ist ein sehr schlechtes Englisch, und auch in Bezug auf Clubs, Bälle und dergleichen werden so viel als thunlich englische Vorbilder nachgeahmt. Der Weiße erhält von solchen Dingen bloß dadurch Kunde, daß man ihn anbettelt. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Victoria gab es dort nur drei Weiße, nämlich einen Kaufmann, eine Missionarin und einen blutjungen Missionar; den englischen Consul und Herrn Rogozinski, die bloß zeitweilig nach Victoria kommen, kann man natürlich nicht zu den Bewohnern rechnen.

Ackerbau wird von den Victoria-Leuten bloß in sehr beschränktem Maße getrieben. Am meisten interessirte mich eine der englischen Mission gehörige, jenseit des oben erwähnten Flüßchens gelegene, trotz der mangelnden Pflege äußerst üppige und reichen Ertrag liefernde Cacao-Plantage. Der vulcanische Boden dieses trefflich bewässerten Landes scheint grade für diese Cultur, die unter allen tropischen Pflanzungsarten die einträglichste ist, besonders geeignet zu sein. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich nicht Fernando Po und das Kamerun-Gebirge als die fruchtbarsten,

zum Plantagenbau am besten geeigneten Teile von ganz Westafrica erweisen sollten.

Von Victoria nach Bimbia kann man bei tüchtigem Marschiren zu Lande in $3^3/_4$ Stunden und bei gutem Wetter zur See (im Ruderboot) in etwas kürzerer Zeit gelangen. Aber da der unbewohnte und dicht bewaldete Küstensaum von weit ins Meer hinaus vorspringenden Felsen starrt, so ist die Bootfahrt bei einigermaßen schlechtem Wetter ein kleines Wagnis, wie denn auch die Küstendampfer diese Strecke niemals nachts, sondern bloß am Tage zurücklegen. Auch der Landweg bietet einigermaßen größere Schwierigkeit, als man nach den $3^3/_4$ Stunden, die man dazu benötigt, mutmaßen sollte. Man bedarf dazu jedenfalls eines kräftigen Dieners, um sich über die zahlreichen kleinen Moräste und Wasserläufe hinübertragen zu lassen, und außerdem, wenn man nicht ganz genau die Wege kennt, eines Führers. Die teils stehenden, teils fließenden Gewässer, über die man sich hinübertragen zu lassen pflegt, beschränken sich auf die flache oder wenigstens bloß ganz sacht ansteigende und sich wieder senkende Wegstrecke zwischen Victoria und der fjordähnlich ins Land hinein einschneidenden Kriegsschiff-Bucht. Wir überschritten dort nicht weniger als vier bis fünf Bäche mit schönem krystallklaren Wasser, die sich alle in die Kriegsschiff-Bucht ergießen. Mein Führer versicherte mir, daß mit Benutzung dieser Bäche mittelgroße Canoes ohne Schwierigkeit und in viel kürzerer Frist als zur See von Victoria aus zur Kriegsschiff-Bucht (Man-of-war-Bay) gebracht werden könnten. Ist dem wirklich so, so würde das zwischen Victoria und der Kriegsschiff-Bucht gelegene Land, welches auf den Karten als Halbinsel eingetragen ist, als Insel zu betrachten sein. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß bloß das von den Anhöhen herniederrieselnde Wasser frisch und trinkbar war, während die alle niedrigern Stellen des Weges einnehmenden stehenden Gewässer brackisches Wasser enthielten.

Die Vegetation bestand bis zur Kriegsschiff-Bucht ausschließlich aus Mangrove-Dickicht, Pandanus-Arten und vereinzelten Oelpalmen. Aber inmitten dieser unerquicklichen, keinerlei Aussicht oder Ueberblick gestattenden Scenerie schien sich ein ziemlich reiches Tierleben zu entfalten. Zahllose Krabben hatten noch zahllosere Löcher in den feuchten Boden gegraben, Hunderte von Lachtauben

ließen ihren melancholischen Ruf ertönen, auf Schritt und Tritt begegneten wir den seltsamsten (einer umgestürzten und etwa zwei Fuß hohen Vase gleichenden) Termitenhaufen, die ich jemals gesehen habe, und die in solcher Menge eine wahre Landplage bildenden Ameisen zwangen uns jeden Augenblick, über ihre langgestreckten Heerzüge hinüberzuspringen. Die Kriegsschiff-Bucht, welche mitsamt dem Bächlein Mosimoselle nach Victoria hin die Grenze des deutschen Bimbia-Gebiets bildet, besteht eigentlich aus zwei Buchten, einer ziemlich breiten äußern und einer schmalen langgestreckten innern.

Während die eben erwähnten Bachbetten, wo überhaupt anstehender Fels zutage trat, vulcanisches Gestein zeigten, wird an der Victoria-Seite die äußere Bucht der Kriegsschiff-Bai von etwa 60 Meter hohen senkrechten Abstürzen von rotem Thon eingefaßt. An der Bimbia-Seite kann man unter dem schattigen Laubdach uralter Riesenbäume bis dicht ans Wasser herantreten. Das Landschaftsbild, wie die schönen Bäume, das blaue Meer und die einem Landsee gleichende Bai es darbieten, ist hübsch, würde aber wahrscheinlich großartig sein, wenn nicht durch die obenerwähnten Abstürze die ohnehin meist in Wolken und Nebel gehüllten Gipfel des Kamerun-Gebirges verdeckt würden.

Zwischen der Kriegsschiff-Bucht und Bimbia türmt sich mit deutlich erkennbarem Grat oder Kamm, über den drei von der See her ebenfalls deutlich erkennbare Pässe hinüberführen, ein dichtbewaldetes Gebirge empor, das bei den an dieser Küste lebenden Europäern unter dem Namen „Bimbia-Busch“ bekannt ist. Dieses Gebiet soll sehr reich an kleinen schwarzen Affen und anderm Wild, aber trotz augenscheinlicher Fruchtbarkeit, mit Ausnahme der allernächsten Umgebung von Bimbia, völlig unbewohnt sein. Auch habe ich trotz aller Mühe, die ich mir in dieser Hinsicht gegeben, bloß einen einzigen, quer hindurchführenden Weg ausfindig machen können, nämlich den obenerwähnten von Victoria aus. Ob es thatsächlich von Bimbia aus keine directen Wege nach solchen Orten wie Evongo, Boana, Bongala, Bonjongo, Lecumbi u. s. w. gibt oder ob diese Wege von den um ihre Handelsinteressen besorgten Eingebornen geheim gehalten werden, habe ich nicht ausfindig machen können. Mir selbst wäre viel daran gelegen gewesen, wenn die Häuptlinge von Bimbia, die ich zu diesem Behuf zu einer Versammlung zusammenberief, mir

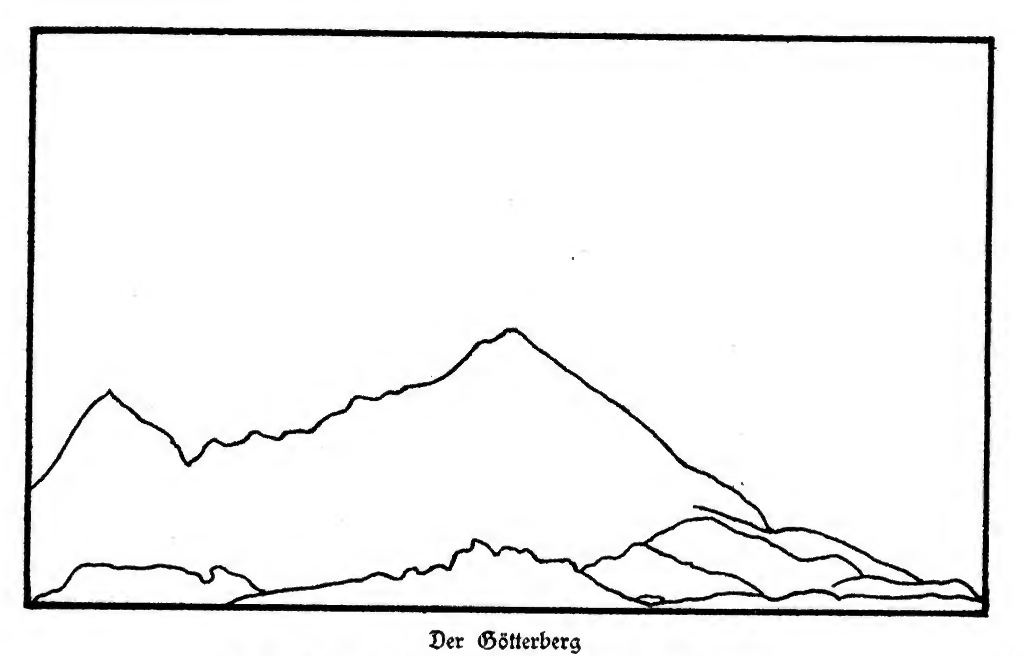
einen directen Weg nach Mapanja hätten zeigen wollen. Denn alsdann wäre ich des doch immerhin peinlichen Gefühls, auf meinem Marsch ins Kamerun-Gebirge englisches Gebiet berühren zu müssen, enthoben gewesen. Aber die Häuptlinge von Bimbia erklärten, ohne daß ich zu erkunden vermochte, ob sie Wahrheit oder Lüge sprachen, daß es in der Richtung nach Mapanja weder Dörfer noch Wege gebe, und weigerten sich gleichzeitig, mir Wegweiser und Leute zum Lichten des Waldes zur Verfügung zu stellen. Nach europäischen Verhältnissen zu urteilen mag die Feststellung der Thatsache, ob es in der und der Richtung einen Weg gibt, als eins der leichtesten Dinge erscheinen. Aber in Africa, wo Busch und Wald jeden freien Verkehr beinahe bis zur Unmöglichkeit erschweren, wo man mit den ohnehin mißtrauischen Eingebornen bloß durch feige, bestechliche und tölpelhafte Dolmetscher verkehren kann, ist nichts schwerer als diese scheinbar so leicht zu lösende Aufgabe.

Der Bimbia-Busch, den ich bloß auf dem directen Wege zwischen Victoria und Bimbia durchquert habe, ist mir ein Rätsel geblieben. Sollte er wirklich gänzlich unbewohnt sein, während doch von dem von mir benutzten Fußpfade zahlreiche andere seitwärts abführten? Zunächst ging es von der Kriegsschiff-Bucht auf schlechtem und schlüpfrigem, zwischen dichtestem Pflanzenwuchs sich hindurchwindenden Pfade äußerst steil bergan und dann beinahe ebenso steil wieder abwärts. Der mich begleitende Herr Stehr bekam dabei ein Fieber und mußte sich von den zwei Kru-Leuten, die wir außer dem Führer noch mitgenommen hatten, tragen lassen. Die Nähe der Bimbia-Dörfer, die wir, obgleich das jenseitige Meer mit der (deutschen) Nicol-Insel längst vor uns ausgebreitet lag, noch immer nicht sehen konnten, verriet sich durch die nunmehr fast in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Bananen-(Plantanen-)Pflanzungen.

Noch ging es eine Viertelstunde lang steil bergab, dann erreichten wir, schnell, um uns nicht erst begrüßen lassen zu müssen, durch König Williams Dorf hindurchschreitend, die dicht am Strande gelegene Woermannsche Hansa-Factorei, neben oder vielmehr über der ein schwarzweißroter Pfahl mit einer den Reichsadler zeigenden Holztafel stand. Die Scenerie von Bimbia ist sehr schön, ja, man könnte sie sogar großartig nennen, obwohl sie doch noch weit hinter derjenigen der Ambas-Bucht zurücksteht. Der große Kamerun-

Berg ist vom Strand aus, wegen der vorgelagerten Bimbia-Berge, nicht sichtbar, wohl aber erhält man einen unvergleichlich schönen Ueberblick sowohl über das Kamerun-Gebirge (wenn es sich nicht, wie das meistens der Fall ist, in Nebel hüllt) als auch über die engere und beschränktere Scenerie von Bimbia, sobald man nur ein kleines Stückchen weit in die See hinausfährt. Wendet man sich dann wieder dem Festlande zu, als ob man gradeswegs in den sogenannten Bimbia-Fluß, der in Wahrheit bloß ein seeartig erweiterter Mündungsarm des Mungo-Flusses ist, hineinfahren wollte, so hat man zur Rechten die buschreiche, bloß von einem einzigen Sierra Leone-Neger und dessen Dienern bewohnte Nicol-Insel. Alles dahinter und auch alles gradeaus gelegene Land ist vollkommen flach und wird von zahllosen mangrovebestandenen Wasserarmen durchzogen, wie ich das bei der Beschreibung des Flußgebiets von Kamerun des eingehendern zu schildern gedenke. Wendet man sich aber nach links, so bieten die herrlich grünen, steil abstürzenden und zahlreiche Buchten bildenden Bimbia-Berge mit den Riesenkegeln des Mongo-ma-loba und des Mongo-ma-etinde im Hintergrunde einen bezaubernd schönen Anblick dar. Am Strande flattert über der einem schweizerischen Landhause gleichenden Factorei die schwarzweißrote Flagge und ein wenig weiter bergaufwärts lugen aus dem saftigen Grün des Waldes in anmutiger Weise die braunen Dächer der Eingebornen-hütten hervor. Zu beiden Seiten der an einer etwas flachern Einbuchtung gelegenen Factorei brandet die See an schwarzem basaltischen Gestein. Fährt man den breiten und sehr tiefen Bimbia-Fluß aufwärts, so bewahrt, während man an dem von König Williams Dorf durch den kleinen Bimbia-Bach getrennten Dorfe des Häuptlings Money und an Decullus Dorf vorüber-gleitet, die Scenerie etwa eine Stunde lang ihre bisherige Anmut. Dann aber treten auch zur Linken flache Ufer und eintöniges Mangrove-Dickicht auf.

Obwohl der sogenannte Bimbia-Fluß (der, wie oben erwähnt, gar kein selbständiger Fluß ist) auf weite Strecken landeinwärts sogar von kleinern Kriegsschiffen, wie z. B. die Möwe, befahren werden kann und bei durchweg tiefem Wasser vortrefflich geschützte Ankerplätze in Hülle und Fülle darbietet, so kann Bimbia doch keinesfalls als ein besonders guter Hafen angesehen werden, und zwar deshalb nicht, weil die Einfahrt durch eine zwischen seichtem



Der Götterberg

von der See aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Wasser hindurchführende und mehrfach gewundene Rinne ohnehin sehr schwierig und außerdem grade bei dieser Einfahrt und namentlich in der Regenzeit die See allzu toll ist. Schiffe, die draußen in der See ankern wollen, werden allzusehr von einer schweren, jedes Lesen und Schreiben an Bord unmöglich machenden Dünung belästigt, Schiffe, die sich den nicht ganz zuverlässigen Angaben der Seekarten folgend einen Ankerplatz in der vom Festlande und der Nicol-Insel gebildeten Bucht aussuchen wollen, finden nach langem Loten heraus, daß die Wassertiefe zu gering ist, als daß nicht das Schiff bei einem Tornado und dem dadurch hervorgerufenen Seegang aufstoßen könnte. Bleibt also bloß, wenn ein Schiff während längerer Zeit einen angenehmen und geschützten Ankerplatz haben will, die Einfahrt in den Bimbia-Fluß, die jedoch doppelt schwierig ist, weil es an solchen Orten wie Victoria und Bimbia keine Lotsen gibt. Vielleicht werden die von der Möwe vorgenommenen eingehenden Messungen und Lotungen an diesen Verhältnissen einiges ändern. Es bleibt jedoch wahrscheinlich, daß Schiffe von größerm Tiefgang als die Möwe stets draußen in der See vor Anker gehen werden. Kleine Küstendampfer, wie z. B. die Dualla oder der englische Dampfer Redland, fahren für gewöhnlich bis auf einige Hundert Meter an ihre betreffenden Factoreien heran, pflegen aber dort, sobald sich eine tüchtige Brise erhebt, ganz fürchterlich zu rollen und zu schlingern.

Noch möchte ich, da einmal von Seesachen die Rede ist, erwähnen, daß an keinem Puncte dieser ganzen Küste so viel und mit solchem Erfolge gefischt wird wie bei Bimbia. Bis weit, weit in die offene See hinaus kann man die Untiefen und seichtern Stellen an jenen, einige Fuß über die Wasserfläche emporragenden und aus Holzgeflecht hergestellten Zäunen erkennen, die beim Fischfang der Schwarzen eine wenigstens ebenso große Rolle spielen wie die Netze. Mit Hülfe großer Netze werden die bisweilen in großen Scharen und Zügen erscheinenden Fische gegen die engmaschigen, halbkreisförmig gebogenen Zäune angetrieben und dann, wie dies auch bei der Togo-Lagune geschieht, mit großen Fischkörben herausgeschöpft. Die Bimbia-Leute besitzen eine für ihre Verhältnisse äußerst stattliche Flotte von großen Fischer-Canoes, und häufig bin ich nachts aufgewacht, wenn von allen in der Nähe liegenden Dörfern her der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln die Bewohner zu gemeinsamem Fischzug einlud.

Alsdann wimmelt der Strand, während die langen und schmalen Boote ins Wasser geschoben werden, von schreienden und jauchzenden Gestalten, unter denen Weiber und Kinder natürlich den meisten Lärm machen. Eine Stunde später sieht man die in der fahlen Beleuchtung dunkler Nächte und bei dem hier besonders starken Meerleuchten wie eine stattliche Armada sich abzeichnende Flottille hinausziehen. Die gefangenen Fische werden bloß zum geringern Teil frisch verzehrt, zum größern Teil dagegen getrocknet und in dieser Form auch als ein Handelsartikel von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung an die weiter landeinwärts gelegenen Dörfer verkauft. Segelboote, wie sie bei den besonders seetüchtigen Bewohnern der kleinen spanischen Insel Corisco gebräuchlich sind, habe ich (ohne damit leugnen zu wollen, daß es deren doch vielleicht noch irgendwo geben mag) in den Kamerun-Gegenden niemals gesehen. Auch den Schwarzen von Bimbia ist das Rudern augenscheinlich viel vertrauter als das Segeln.

Wenn man in Europa hört und liest, daß große Nationen sich um den Besitz winzig kleiner, bloß von ein paar Weißen und einigen Hundert Schwarzen bewohnter Küstenplätze streiten, so mag das seltsam und beinahe lächerlich erscheinen. In Wahrheit aber bietet an solchen Plätzen die größere oder geringere Ziffer der Bevölkerung ganz und gar keinen Anhaltspunct für die Handelsbedeutung, um die es sich doch im Grunde genommen einzig und allein handelt. Wenn sich Portugiesen, Franzosen und die Association internationale bis vor kurzem um den Besitz von Banana und Kabinda stritten, so würde das in Anbetracht der höchst geringfügigen Bevölkerung kaum verständlich sein, wenn nicht eben Banana und Kabinda für africanische Verhältnisse Handelsplätze allerersten Ranges und auch nach europäischem Maßstab Handelsplätze zweiten, dritten oder vierten Ranges wären. Von ähnlichem Gesichtspunct aus muß die Bedeutung solcher Verschiffungsplätze wie Victoria, Bimbia, König Acquas Stadt, Malimba, Batanga u. s. w. beurteilt werden. So zählen beispielsweise die drei Dörfer von Bimbia insgesamt bloß höchstens 1000 Bewohner. Aber hinter einem jeden dieser 1000 Schwarzen, die beinahe sämtlich, Männlein sowohl wie der größte Teil der Weiblein, flinke und geschickte Händler sind, stehen wenigstens 10—15 sogenannte „Buschleute“, d. h. Binnenlandsbewohner, die, ohne in directen Verkehr mit den Factoreien zu treten, Palmöl erzeugen

und Palmkerne sammeln. Wer africanische Verhältnisse verstehen und africanische Politik treiben will, sollte sich daran gewöhnen, wenn er den Wert und die Bedeutung der vielumworbenen Küstenplätze abschätzen will, von deren Bevölkerungsziffer ganz abzusehen und einzig und allein die Größe, die Fruchtbarkeit und die Bevölkerung jenes Hinterlandes, von dem der betreffende Hafenplatz seine Ausfuhrware erhält, in Rechnung zu ziehen.

Die Bimbia-Leute haben in frühern Zeiten nach zwei Richtungen hin Handel getrieben beziehentlich in zwei verschiedenen Gegenden ihre Buschleute gehabt, nämlich erstens der Küste entlang bis beinahe zum Rio del Rey und zweitens den sogenannten Bimbia-Fluß aufwärts in der Richtung nach Mbinga hin, von dem in einem spätern Aufsatze die Rede sein wird. Der Küstenhandel ist den Bewohnern von Bimbia, die sich aber noch immer als die Herren dieser Küstenstrecke betrachten, durch verschiedene Ursachen, namentlich durch die Entwicklung von Victoria und die wachsende Bedeutung von Alt-Calabar verloren gegangen. Um so eifersüchtiger wird neuerdings das Monopol des über Mbinga gehenden Handels bewacht. So häufig ich auch den Leuten versichern mochte, daß das eigene Interesse meiner Nation mich veranlassen werde, alles in meinen Kräften Stehende zu thun, damit der Handel des Gebirges nach dem deutschen Bimbia und nicht nach dem englischen Victoria gelenkt werde, so habe ich doch den tief im Grunde der Negernatur wurzelnden Argwohn nicht aus ihnen herauszutreiben vermocht. Bis ganz vor kurzem war die unterhalb König Williams Dorf gelegene Woermannsche Factorei die einzige im ganzen Lande Bimbia. Als aber ein schwarzer Commis des Woermannschen Geschäftes namens Johnson mit 6000 ℳ durchgebrannt war, nahm der in Kamerun wohnende englische Viceconsul Buchan diesen in seine Dienste und ließ durch ihn eine Factorei unterhalb des dem engländerfreundlichen Häuptling Money unterstehenden Dorfes anlegen. Woermann beabsichtigte schon längst in Moneys Dorf eine Factorei anzulegen, hat sich aber bisher durch die Wünsche der König Williams-Leute, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Rechte sehen würden, davon abhalten lassen.

Die Bewohner von Bimbia, die körperlich ebenso wohlgebildet und fast noch kräftiger sind als die Dualla von Kamerun, gelten bei den Weißen als ein etwas gewaltthätiger Menschenschlag und

werden auch von den umwohnenden Schwarzen einer gewissen Wildheit und Unverträglichkeit bezichtigt. Ihre Sprache ist eine Mundart desselben Stammes, zu dem auch das Dualla und das Bakwiri gehören, und steht zwischen beiden in der Mitte, jedoch dem Dualla näher als dem Bakwiri. Es wäre daher sehr leicht möglich, daß die Bimbia-Leute, deren körperliche Erscheinung mehr an die Dualla als an die Bakwiri erinnert, ursprünglich Dualla gesprochen, aber durch langjährigen Verkehr mit den Bakwiri viele Worte derselben in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Christentum hat, vielleicht durch das übertriebene Gerücht von deren Wildheit eingeschüchtert, noch keinen Versuch gemacht, sich unter den Bimbia-Leuten einzunisten.

Die Zusammengehörigkeit der drei Dörfer, von denen dasjenige des Königs William und dasjenige des Häuptlings Money je 40 bis 50 Hütten zählen mögen und Decullus Dorf etwa 30, ist seit dem Tode des alten Königs William, der über alle gemeinsam herrschte, eine mehr moralische als thatsächliche geworden. Die Nicol-Insel, deren einziger Bewohner sich Gouverneur zu benamsen pflegt, war früher Privateigentum des Königs Bell von Kamerun, ist aber durch Vertrag vom 11. Juli 1884 in den Besitz des Hauses Woermann übergegangen. Die Verwaltung des Bimbia-Landes, wenn man von einer solchen sprechen kann, ruht zur Zeit in den Händen von 9 Häuptlingen (Quaan, Ikongolo, Freeborn, John Prisso, Mate King William, Neverwish, Ndumbe King William, Charles Smart und Bimbia Prisso), womit es folgende Bewandtnis hat. Nach dem Tode des alten Königs William wurde, da der zum Thronfolger bestimmte Sohn bei Bota von Buschleuten erschlagen worden war und Bimbia Prisso, der nächstfolgende Thronerbe, nicht beliebt war, ein anderer Sohn namens Ndumbe King William als König anerkannt. Nach einiger Zeit aber, als das Volk mit ihm unzufrieden wurde, setzte man ihn wieder ab unter dem Vorwande, daß er der Sohn einer Sklavin und nicht von einer freien Frau geboren sei. Seit dieser Zeit hat man keinen neuen Versuch gemacht, die Zwischenherrschaft zu beendigen.

Quaan und Ikongolo sind unter den neuen Häuptlingen die einsichtigsten und auch die deutschfreundlichsten, ohne jedoch, gegenüber dem Neide der andern, mehr Aussicht auf Erlangung der Königswürde zu haben als diese selbst. Als Ikongolo den General-

consul Dr. Nachtigal nach Mbinga, also zu den Buschleuten von Bimbia, geführt hatte, wurde ihm der Tod angedroht, wenn das Handelsmonopol verloren ginge. Alles in allem sind jedoch die Leute von König Williams Dorf den Deutschen sehr gewogen, während in Moneys Dorf, wozu auch Nakkos Dorf gehört, der von dem schurkischen Johnson genährte englische Einfluß noch immer ziemlich stark ist.

Nachdem zwischen den Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen einerseits und den Häuptlingen der drei Ortschaften anderseits ein Vertrag zustande gekommen und dieser Vertrag am 13. Juli 1884 vom Generalconsul Dr. Nachtigal bestätigt worden war, wurde am 21. Juli die deutsche Flagge gehißt. Später (December 1884) bescheinigten dann noch die neun Häuptlinge von Bimbia, daß der englische Consul von Fernando Po u. s. w. im Jahre 1855 durch schriftlichen Act mit dem damals regierenden König William anerkannt habe, daß derselbe Herrscher bis zum Rumby-Fluß und auch von dem Territorium von Victoria sei.

Der einzige in Bimbia lebende Weiße ist der Woermannsche Agent, Herr Krohn, der mich mehrere Tage lang aufs liebenswürdigste beherbergte und bewirtete und auch, seine Schwarzen zu Hülfe nehmend, die Nächte hindurch mit mir arbeitete, um die von mir benötigten Waren (meistens baumwollene Gewebe) auszusuchen und zu verpacken. Herr Krohn versicherte mir, daß das Klima bei weitem nicht so schlecht sei wie dasjenige von Victoria, namentlich auch deshalb nicht, weil fast stets eine erfrischende Brise die Luft kühle und reinige. Es gebe keine Sandflöhe und keine Moskiten und auch beinahe gar keine Sandfliegen (winzig kleine Moskiten von der Größe eines Stecknadelkopfes), wohl aber das überall in den Tropen sich findende Gezücht von Kakerlaken, großen Spinnen u. s. w. Aus den frischquellenden Bergwässern gespeiste Brunnen liefern vortreffliches und sehr wohlschmeckendes Trinkwasser, wohingegen die wenigen von den Eingebornen zu erstehenden Lebensmittel, was überall an dieser Küste der Fall ist, nicht bloß sehr knapp, sondern auch sehr kostspielig sind. So z. B. kostet in Bimbia eine magere Ziege bis zu 60 ℳ. Die schlimmste Seite eines Aufenthalts in Bimbia ist der allzu große Ueberfluß an Regen. Es regnet beinahe täglich oder doch wenigstens alle paar Tage einmal, und zwar in der sogenannten Trockenzeit nicht

sehr viel weniger als in der Regenzeit. Ist jener einspringende Winkel der Küste, in dem Kamerun liegt, ohnehin schon der regenreichste Teil von ganz Africa, so muß doch das am Abhang der letzten Gebirgs-Ausläufe gelegene Bimbia als ein wahres Regenloch angesehen werden. Das Flußgebiet von Kamerun leidet in viel geringerm Grade unter diesem Ueberfluß an Niederschlägen, was wahrscheinlich dadurch bedingt wird, daß das Gebirge die Wolken an sich zieht und zurückhält.

Capitel VII.

Am Lagerfeuer im africanischen Urwald.

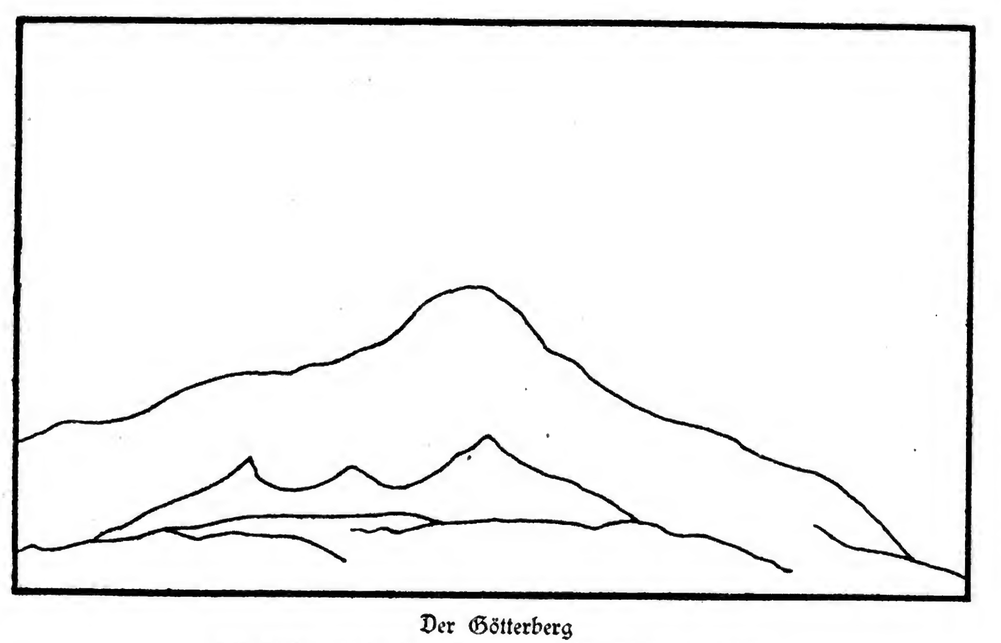
(Die höchste Bodenerhebung Westafricas. — Vorbereitungen. — Zehn Kru-Leute tragen 600 Pfund Gepäck. — Bota, Mokunda und Boando. — Höher als 500 Meter liegt an dieser Seite kein Dorf. — Die Gastfreundschaft des Häuptlings Mukumba. — Zweiter Tagemarsch. — Thomsons Wasserfall. — Das Nachtlager bei der Höhle. — Dritter Tagemarsch. — Die Arbeit des Buschmessers. — Eine Colonne von 25 Köpfen. — Die Grenze des Waldes. — Nach Manns Quelle.)

Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß ich die schon in Deutschland von mir beabsichtigte Besteigung des großen Kamerun-Berges grade mit dem Mann unternehmen sollte, der alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, damit das seiner geographischen Lage nach zum deutschen Kamerun-Gebiet gehörige Gebirge unter englische Schutzherrschaft gelange. Herrn Rogozinski hatte ich auf einem englischen Dampfer in Klein-Popo kennen gelernt und die gemeinsame Besteigung mit ihm verabredet. Auf der in der Ambas-Bucht gelegenen Insel Mondoleh, von wo aus wir die letzten Vorbereitungen trafen, gesellte sich alsdann noch Rogozinskis Begleiter, der Pole Janikowski, zu uns. Ich will gleich hier erwähnen, daß trotz aller politischen Interessenverschiedenheit, aus der beide Parteien kein Hehl machten, die persönliche Liebenswürdigkeit meiner beiden Reisegefährten während der ganzen Dauer des Unternehmens nicht das geringste zu wünschen übrig ließ.

Ehe ich auf das Nähere eingehe, mögen ein paar Bemer-

kungen über das Gebirge, von dem in den nächsten Capiteln die Rede sein wird, hier folgen. Der große Kamerun-Berg, welcher bloß einer von den auf mehrere Hundert bezifferten Gipfeln des Gebirges ist, stellt die höchste Bodenerhebung im Westen Africas und, soweit bisher unsere Kenntnis reicht, nächst dem Kilimandscharo (im Osten) die höchste in ganz Africa dar. Das Kamerun-Gebirge gleicht in mancher Beziehung dem abessinischen Hochlande im Osten Africas, nur ist dieses westafricanische Gebirgsland einesteils viel höher und anderenteils viel weniger umfangreich. Die neuesten Berechnungen beziffern die Höhe des großen Kamerun-Berges auf 4190 m und den Flächeninhalt des ganzen Gebirges auf etwa 500 qkm. In der Regenzeit hat man von der Küste und auch von Fernando Po aus auf dem Gipfel des großen Kamerun-Berges häufig Schnee bemerkt. Ob die vulcanische Thätigkeit des Kamerun-Gebirges völlig erloschen ist und seit wann, hat bisher nicht festgestellt werden können. Burton sah 1862 eine rauchende Solfatara, die meine Begleiter und ich 23 Jahre später nicht haben auffinden können. Auch wollen Capitän und Passagiere eines Dampfers noch im Jahre 1868 einen vulcanischen Ausbruch beobachtet haben. Meines Erachtens wird wohl bei dieser Angabe irgend ein Irrtum vorliegen. Der Krater des großen Kamerun-Berges ist jedenfalls seit sehr langer Zeit nicht mehr thätig gewesen. Aber Herr Comber, der lange am Fuße des Kamerun-Berges gelebt hat, äußerte, als er sich auf der Durchreise vom Congo nach Europa einige Tage in Victoria aufhielt, mir gegenüber die Ansicht, daß doch wohl noch von Zeit zu Zeit der eine oder der andere unter den zahlreichen kleinen Kraterkegeln des Kamerun-Gebirges thätig sein könne.

Die Besteigung des großen Kamerun-Berges ist mehrmals versucht worden, aber vor Rogozinski und mir bloß dreimal geglückt. Merrick erreichte 1847 über die Grenze des Urwaldes hinaus gelangend die offenen Grasflächen, die den ganzen obern Teil des Gebirges bedecken, wurde dann aber durch Kälte und Durst zurückgetrieben. Das gleiche widerfuhr 1860 dem in englischen Diensten stehenden Botaniker Mann. Als 1861 der bekannte Africareisende Consul Burton die Besteigung unternahm, fußte er auf den von den englischen Baptisten-Missionaren zu Victoria seit längerer Zeit eingezogenen und angesammelten Erkundigungen. In seiner Begleitung haben auch Herr Mann und der Spanier Calvo den



Der Götterberg

von Bimbia aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Gipfel des Kamerun-Berges erreicht. Burton brach am 19. December 1861 auf, verweilte allein fünf Wochen bei Manns Quelle, von der später die Rede sein wird, und kehrte am 2. Februar 1862 wieder zurück. Im April 1877 will dann noch der englische Missionar Comber auf einer achttägigen Reise den Gipfel des Götterberges erreicht haben. Aber da er alle seine Leute mit Einschluß des Führers Silva sehr weit unten zurückließ und auch niemals etwas Ausführlicheres veröffentlicht hat, so schwebt über dieser Besteigung ein gewisses Dunkel. Als dritte Besteigung ist diejenige unseres Landsmannes Flegel und des Engländers Kirk (14. Februar 1879) zu verzeichnen, die nicht weniger als 13 Tage in Anspruch nahm. Am ausführlichsten hat den Kamerun-Berg Burton beschrieben, aber sein Buch ist vergriffen und dürfte auch, da es für seinen Umfang von zwei Bänden doch gar zu wenig Inhalt hat, kaum mehr in neuer Auflage gedruckt werden.

Die Besteigung des Kamerun-Berges ist noch immer eine große Sache, zu deren erfolgreicher Durchführung viele Vorbereitungen, viel körperliche Kraft, viel Ausdauer und einiges Glück gehören. Die Schwierigkeit des Unternehmens beruht auf der großen körperlichen Anstrengung, die infolge der Treibhaustemperatur doppelt fühlbar wird, auf dem Kampfe gegen die Uebervorteilungsgelüste des menschlichen und die Angriffe des tierischen Ungeziefers, jener Sandfliegen, Ameisen, Skorpione u. s. w., die in geringern Höhen überaus häufig sind, auf den Unbilden des von Urwald überwucherten und teilweise sehr steilen Weges, sowie vor allem auf der Notwendigkeit, nicht bloß Lebensmittel, sondern auch Wasser durch schwarze Träger mitschleppen zu lassen. Die Lebensmittel, die man bis zur Höhe von 1500 oder 2000 Fuß zu hohen Preisen von den Eingebornen erstehen muß, beschränken sich auf Hühner, Coca, Yams, Palmwein, Plantanen sowie vielleicht ab und zu ein Spanferkel. Die Schwierigkeiten des Unternehmens würden wesentlich verringert werden, wenn es nur ein Haus gäbe, wo man unbelästigt von den Eingebornen und dem Ungeziefer ruhig übernachten könnte.

Unsere Expedition war die erste, die jemals von Bota aus den Kamerun-Berg bestiegen hat. Meine Vorgänger hatten die Besteigung von Victoria aus unternommen, und zwar über Mokunda, Boando und Manns Quelle. Der steilste Weg ist derjenige über Mapanja, der am sanftesten ansteigende der von

Rogozinski und mir gewählte über Bota und Boando. Dieser letztere hatte allerdings den Nachteil, daß jener Fußpfad, den einmal schwarze Jäger in den Urwald eingeschnitten haben mochten, längst wieder zugewachsen war und wir uns demnach selbst eine Straße eröffnen mußten.

Die Ausrüstung für unsere Expedition besorgte ich teils in Fernando Po, teils in Victoria. Für uns Europäer wurden hauptsächlich europäische Fleischconserven, Biscuits und Wein (in einer 17 Flaschen enthaltenden Demijohn-Flasche), zu Geschenken für die Eingebornen Zeuge und Blättertabak und als Nahrung für die zehn von Herrn Rogozinski gestellten schwarzen Träger 120 Pfund Reis sowie etwas Rum mitgenommen. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, unsere Schwarzen, die an das kältere Klima des Gebirges nicht gewöhnt waren, mit wärmenden Kleidungsstücken und Decken auszustatten. Da ich in Fernando Po und Victoria eine hinreichende Anzahl von Wolldecken nicht hatte auftreiben können, so waren wir gezwungen, deren an den verschiedensten Orten zu leihen. Unser gesamtes Gepäck wog beim Aufbruch etwas weniger als 600 Pfund und wurde in zehn ungefähr gleiche Lasten verteilt. Als Führer sollte uns derselbe in Angola geborene, aber in Victoria lebende Schwarze namens Silva dienen, der bereits Herrn Comber wenn nicht zur Spitze, so doch sehr hoch hinauf begleitet hatte.

In einem von der Baptisten-Mission zu Victoria leihweise überlassenen Brandungsboot fuhren wir am frühen Morgen des 8. December von der Insel Mondoleh zu dem westlich von Victoria am Festlande gelegenen Dorfe Bota hinüber. Die Hütten dieses ersten von mir besuchten Bakwiri-Dorfes fand ich schlecht gebaut und den sogenannten König John, der sein Land durch Privatvertrag an Rogozinski abgetreten hat, trotz seiner bleiernen Krone ziemlich albern. Aber diese ersten peinlichen Eindrücke, die man überall in Africa empfängt, mildern sich nach meiner Erfahrung, sobald man erst etwas näher mit den Leuten bekannt wird. Von Bota, wo wir auch unsere Kru-Leute mit Alpenstöcken ausrüsteten, waren wir bis zum nächsten Dorfe Mokunda oder Mukunda, und zwar mit einmaliger kurzer Rast, $1^1/_2$ Stunden unterwegs. Es ging beständig durch ein tiefes, jede Aussicht abschneidendes Meer von Vegetation, das mir unbeschreiblich schön und unbeschreiblich üppig erschien. Daß menschlicher Einfluß sich bis

hierher erstrecke, bewiesen die Oelpalmen, mit denen das dichte Gewirr von Bäumen und Lianen durchsetzt war, das bewiesen auch die vielen Tausende und aber Tausende am Erdboden verfaulender Orangen.

Aber der Marsch war, von einigen quer über den Weg liegenden schwarzen Schlangen ganz abgesehen, äußerst unangenehm und beschwerlich, trotzdem es einstweilen gar nicht besonders steil bergan ging. Man denke sich eine Besteigung des Montblanc bei der Temperatur eines wohlgeheizten Palmenhauses. Zufällig war es auch noch ein außergewöhnlich warmer Tag, denn als wir gegen 10 Uhr morgens von Bota abmarschirten, zeigte das Thermometer 35° Celsius im Schatten. Bei der Annäherung an Mokunda lieferten uns einige mit Steinschloßgewehren bewaffnete Schildwachen sowie die breiten in den Wald gehauenen Lichtungen (durch welche die unbemerkte Annäherung des Feindes verhindert werden soll) den Beweis, daß hier Kriegszustand herrsche. Die Leute von Mokunda hatten das Unglück gehabt, durch Fahrlässigkeit einen zu einem andern Dorfe gehörigen Mann zu töten, und befürchteten nun, daß nach dem Landesbrauch, gleiches mit gleichem zu vergelten, auch ihnen ein Mann weggefangen werde. Etwa eine halbe Stunde oberhalb Klein-Mokunda liegt ein anderes Dorf namens Groß-Mokunda. Eine eigentliche Grenze zwischen beiden läßt sich aber nicht feststellen, da alle Blakwiri-Dörfer bloß aus weit zerstreuten, einen ungeheuren Flächenraum bedeckenden Gehöften bestehen.

Als wir in Klein-Mokunda unter dem schattigen Dach eines Baumes Halt machten, umdrängten uns die Leute mit einer jeder Beschreibung spottenden Unverfrorenheit. Ich fand die in allen möglichen Zeichnungen tätowirten Bakwiris und namentlich die Weiber viel häßlicher als das Volk an der Sklavenküste und fühlte mich auch durch ihre Bettelei angewidert. In der Farbe und im Körperbau vermochte ich keinen wesentlichen Unterschied zu entdecken, wie denn überhaupt dem von linguistischen Studien noch nicht beeinflußten der in allen Geographiewerken aufgestellte Unterschied zwischen echten und Bantu-Negern zunächst nicht recht einleuchten will. Im großen Publicum ist, glaube ich, die Ansicht verbreitet, daß die Bantu-Völker von Hautfarbe heller seien als die eigentlichen Neger. Ich aber habe nichts dergleichen herauszufinden vermocht. Ganz schwarze Neger gibt es ja wohl über-

haupt nicht; die schwärzesten, die ich selbst gesehen habe, waren diejenigen von Senegambien, aber das Braun der Neger an der Sklavenküste ist weder dunkler noch heller als dasjenige der Bakwiri. Eine der eigentümlichsten Erscheinungen unter den Negern sind die Albinos, deren Hautfarbe genau eben so hell ist, wenn nicht heller, als diejenige eines deutschen Mannes oder einer deutschen Frau. Zufällig sah ich in Mokunda ein entkleidetes Albino-Weib, das mit ihrer hellen, rosarot angehauchten Haut und ihrem hellblonden Wollhaar das Gefühl der Nacktheit genau ebenso stark hervortreten ließ, wie dies bei einer europäischen Frau der Fall gewesen sein würde. Bei Negern, die keine Albinos sind, ist das etwas anderes; ihre Hautfarbe ist so dunkel, daß man sich ihrer Nacktheit kaum bewußt wird. So lange wir in Mokunda beim Frühstück saßen, wurden wir von den winzig kleinen, die Größe eines Stecknadelkopfes kaum erreichenden Sandfliegen, welche im Vergleich zu ihrer Größe das blutgierigste unter allem geflügelten Ungeziefer zu sein scheinen, aufs äußerste belästigt. Auffallenderweise stechen sie bloß dann, wenn man ruhig an einem und demselben Orte bleibt, während die leiseste Bewegung oder die leichteste Brise sie verscheucht.

Der Marsch von Mokunda bis Boando, dem am höchsten gelegenen Dorfe an dieser Seite des Gebirges, dauerte mit Abrechnung eines drei- bis viermaligen Aufenthaltes zum Rasten 2½ Stunden. Es ging beständig über vulcanisches Gestein oder dunkelbraunen Lehm bergauf und bergab. Bäche sahen wir zwischen Bota und Boando nicht, wohl aber passirten wir Thäler, durch die wohl zur Regenzeit reißende Bergbäche dahinsausen mögen. Die Vegetation war, da ja die Regenzeit erst eben zu Ende gegangen war, unbeschreiblich üppig, aber die große Menge der vermodernden Pflanzenstoffe verbreitete einen nichts weniger als angenehmen und an unsere Kirchhöfe erinnernden Verwesungsgeruch. Man schreitet durchweg in engem Gange dahin, sei es zwischen hohem Schilf oder Riedgras, das sich zwischen unsern Köpfen zusammenschließt, sei es zwischen Buschwerk, sei es zwischen den von hohen Palmen, Akazien oder africanischen Eichen herunterhängenden Lianen, die, wo sie den Weg versperren, mit dem Buschmesser durchhauen werden müssen. Anders als auf den schmalen Fußpfaden und im Gänsemarsch vorzudringen würde hier, wo der Pflanzenwuchs so äußerst dicht ist, ganz unmöglich

sein. Auf der letzten Strecke vor Boando ging es so äußerst steil bergauf und auf schlüpfrigen Pfaden wieder bergab, daß wir unsere Alpenstöcke dringend nötig hatten. Uebrigens merkt man schon in Mokunda an der Häufigkeit der Bergstöcke, daß hier ein an Gebirgsreisen gewohntes Volk wohnt.

Unsere bevorstehende Ankunft in Boando war den Einwohnern schon vorher durch Trommelsignale angezeigt worden. Alle Bakwiri-Dörfer sind, jedes für sich, vollkommen unabhängig und werden von einem oder mehrern Häuptlingen verwaltet, deren Würde unter gewissen Einschränkungen erblich ist. In Boando gibt es zwei Häuptlinge, Monika und Mukumba, von denen der erstere sich wegen seiner Händelsucht keines besonders guten Rufes erfreute. Wir kehrten daher bei Mukumba ein, fanden aber am folgenden Tage, daß Monika denn doch noch vorzuziehen gewesen sein würde. Den einzigen Raum in Mukumbas Haus, dessen Fußboden aus gestampftem Lehm bestand, mußten wir mit des Häuptlings zahlreicher Familie, mit unsern Kru-Leuten, mit vielen Ziegen, Hunden und Hühnern und wahrhaft zahllosen Ratten teilen. Vermittelst unserer Gepäckstücke grenzten wir einen kleinen Raum für uns selbst ab, ließen einige von den niedrigen geschweiften Stühlen der Eingebornen dorthin tragen, legten Bretter darüber, verschafften uns auch einige Matten und machten uns solchergestalt mit Hülfe unserer Decken ein gar nicht so übles Lager zurecht.

Aber sollte man es für möglich halten, daß unser Wirt Gäste einlud, bloß um uns Stunde um Stunde lang anzuglotzen? Von allen Dingen, die einem hierzulande zugemutet werden, sind mir wenige so schwer geworden, als mich vor den Augen einiger Dutzend unverschämter und unzüchtiger Weiber und Mädchen von Kopf bis zu Fuß umzukleiden, wie das nach einem tüchtigen Marsch in diesem Klima aus Gesundheitsrücksichten durchaus notwendig ist. Leute, die länger im Lande gelebt haben, lachen über solches Zartgefühl, aber wer frisch aus Europa kommt, kann diese Empfindung nur schwer überwinden. Ich habe, wenn ich Hunger hatte, frischweg Palmöl-Suppe gegessen, trotzdem ich die unappetitliche Art der Zubereitung kannte; aber ich habe auch stundenlang mit dem Umkleiden gewartet in der Hoffnung, daß jener Kreis von Frauen und Mädchen, die grade darauf lauerten, sich zerstreuen würde. Solche Hoffnung ist vergebens. Da jedes Haus

bloß aus einem Raume besteht, so kann man den Zustrom der Leute nicht verhindern, und derjenige, der Land und Leute kennt, versucht kaum noch die zudringlichen Gäste zu beseitigen.

Die Lage von Boando ist nicht übel, und wie ich das schon mehrfach an andern Orten zu beobachten Gelegenheit hatte, haben die Neger auch hier einer Art von natürlicher Terrasse, von der aus man die hübscheste Aussicht hat, durch Lichten des Waldes und Buschwerks ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Kokospalmen und Bananen gedeihen zwar hier in einer Höhe von 500 Meter noch recht gut, bringen aber keine Frucht mehr. Ueber Boando hinaus, d. h. in größerer Höhe, habe ich keine Palmen mehr gesehen, obwohl ich nicht leugnen will, daß deren im Walde versteckt noch vorkommen mögen. Der Ackerbau der Boando-Leute, der sich auf die Anpflanzung von Coca, Yams und Bataten beschränkt, muß sehr eingeschränkter Natur sein; wenigstens wollten sie uns trotz hoher Preise, die wir boten, nichts von ihren Bodenerzeugnissen verkaufen. Sie behaupteten, dieselben reichten grade eben noch für den eigenen Bedarf aus. An Kühen, Ziegen und räudigen Hunden schien dagegen kein Mangel zu sein. Die in sehr viel geringerer Zahl vorkommenden Schafe sind hier im Gebirge Fetisch und werden weder gegessen noch überhaupt geschlachtet. Man macht sich dagegen gar kein Gewissen daraus, sie zu verkaufen. Als großer Leckerbissen gelten Hunde, die hier in einer besonders häßlichen und schäbigen Spielart vorkommen.

So zauberhaft schön das Land selbst ist, so wenig war ich von seiner Bevölkerung entzückt. Dicke Bäuche, schlechte Waden, häßliche Tätowirung: so stellt sich dem neu Ankommenden der Typus der Bergbewohner dar. Lebt er aber erst ein paar Tage unter ihnen, so findet er auch kräftige und wohlgebildete Gestalten heraus, an deren Formen und Muskelbildung nur wenig auszusetzen sein dürfte. Ich erwähne alles dies, weil ich schon mehrfach an mir selbst beobachtet habe, wie der erste nachteilige Eindruck, den ich von verschiedenen Negerstämmen erhielt, sich im Laufe der Zeit immer mehr abgeschwächt und gemildert hat. Der Schmuck der Bakwiri — das Wort ist eine Pluralform und bedeutet Buschleute — ist barbarisch wie ihr ganzes Aussehen, er besteht außer wertlosen Perlen aus Pflöcken in den Ohren und bisweilen auch aus roten Federn im Haar. Die Schilderung, welche der verstorbene Buchholz vom Bakwiri-Volk, seinen Sitten

und seiner Lebensweise gemacht hat, fand ich vollkommen zutreffend. Die Cultur dieses Negerstammes steht in Bezug auf Sitten, Arbeitsamkeit, Gerätschaften, Bau der Häuser u. s. w. bedeutend niedriger als diejenige des Ewe-Volkes an der Sklavenküste, von dem ich grade herkam. Die Hütten hier oben sind sehr viel schlechter als diejenigen, die ich an der Sklavenküste gesehen hatte; rechteckig, aus Bambusgeflecht oder den Blattstielen der Raphiapalme und schlechtem Fachwerk hergestellt, mit Dächern aus gespaltenen Bambusstangen und Bambusblättern, würden sie mit schweizerischen Sennhütten verglichen werden können, wenn sie nicht noch sehr viel einfacher wären.

Die Kleidung der unverheirateten Frauenzimmer, die nicht bloß einen Shlips, sondern ebenso wie die verheirateten ein Hüftentuch tragen, ist weniger unzureichend, aber bei dem zerrissenen Zustande, in dem sich die meisten Hüftentücher befinden, auch weniger reinlich als diejenige der jungen Mädchen an der Sklavenküste. Die Bakwiri sprechen eine vom Dualla-Idiom des Kamerunflusses mundartlich etwas verschiedene Sprache; die Unterschiede, obwohl nicht ganz unbedeutend, hindern nicht, daß ein Bakwiri bei aufmerksamem Zuhören einen Dualla verstehen kann. Ueber die Religion der Leute habe ich eingehende Erkundigungen nicht einzuziehen vermocht; Götzen, ähnlich den an der Sklavenküste zu Tausenden vorhandenen, gibt es hier augenscheinlich nicht, wohl aber sah ich mehrfach ganz kleine eingefriedigte und bloß einige Fuß hohe Buschcomplexe, vor denen man einem Gotte des Waldes und der Wildnis huldigen soll.

Nachdem wir als Zeichen innigster Freundschaft ein halbes Hundert unsaubere Pfoten hatten drücken müssen, wurde uns nicht ohne einen gewissen Pomp ein mageres Spanferkel überliefert. Das klingt recht schön, aber der geneigte Leser möge nicht vergessen, daß jeder Neger, und sei er der beste, solche Geschenke stets und unabänderlich bloß deshalb macht, weil er eine größere Gegengabe zu erhalten hofft, als er sie füglich als Kaufpreis hätte fordern können. Unser Geschenk bestand in einigen Bündeln Tabak, der ohne Verzug getrocknet und zu Schnupftabak zerstampft wurde. Alle Bakwiri sind starke Schnupfer und führen den benötigten Tabak in eiförmigen hölzernen Gefäßen mit sich. Gab ich ihnen dagegen eine Cigarre, so wußten sie nichts damit anzufangen, und dem Häuptling Monika, der auf meinen Vor-

schlag geneigt schien, seinen Namen in Harmonika zu verändern, widerfuhr es mehrfach, daß er das verkehrte, bereits angezündete Ende in den Mund steckte.

Die Nacht in Boando verlief nicht grade angenehm, denn wenn auch der erstickende Qualm des die ganze Nacht hindurch brennend erhaltenen Feuers die Sandfliegen und das sonstige geflügelte Ungeziefer verjagte, so erwachte ich doch jeden Augenblick wieder, wenn eilfertige Ratten ihre langen Schwänzchen über mein Gesicht gleiten ließen. Schon seit vielen Tagen war mein Kopf schwer von angesammeltem Fieberstoff, gegen den meine gute Constitution vergeblich ankämpfte. Gegen Morgen nun bedeckte sich während weniger Stunden mein Körper (besonders Gesicht und Hände) mit Hunderten von erbsengroßen und scharlachroten Flecken, die mir anfänglich Besorgnis einflößten, zu denen mich aber meine Begleiter beglückwünschten, weil bei einzelnen Naturen das Fiebergift in dieser ungefährlichen und wenig unangenehmen Form aus dem Körper ausgeschieden werde. Meine Begleiter nahmen jeden Vormittag als Präventivmittel eine starke Dosis Chinin, und zwar in einem Glase Bier, weil auf diese Weise der unangenehme bittere Geschmack des Arzneimittels am wenigsten hervortritt.

Die Temperatur betrug in Bota um 10 Uhr morgens 35° C., in Klein-Mokunda um 1 Uhr mittags 31° C., in Boando um 6 Uhr abends 27° C. und ebendaselbst am nächsten Morgen um 6 Uhr 23° C.

Unser Führer, ein in Victoria lebender Schwarzer namens Silva, hatte 1877 Herrn Comber bei dessen Besteigung des Kamerun-Berges begleitet und dann ein paar Jahre lang in Missionsdiensten am Congo gelebt. Er behauptete, den Weg ganz genau zu kennen, aber schon beim Aufbruch von Boando stellte es sich heraus, daß dem nicht so war, und mit dem Aufsuchen und Mieten eines Hülfsführers verloren wir beinahe einen halben Tag. Es zeigte sich also doch, daß man die Besteigung ganz ohne Hülfe der Eingebornen nicht unternehmen kann. Mehrere Versuche, zum Gipfel des großen Kamerun-Berges vorzudringen, sind an dem Aberglauben der Eingebornen gescheitert, nach deren Ansicht Gott selbst auf dem Gipfel thront und kein Sterblicher denselben ungestraft ersteigen darf. Indem wir als Träger Kru-Leute mitnahmen, die von diesem Aberglauben nichts wissen,

machten wir uns in Bezug auf den wesentlichsten Punct unabhängig von den Eingebornen. Noch aber blieb die Frage des Führers. Wir lösten dieselbe, indem wir, und zwar für je zwei Faden Zeug und ein Bündel Tabak vier Leute mieteten, die gleichzeitig als Wegweiser dienen und einen Pfad durch den Urwald bahnen sollten. Aber wer sollte glauben, daß es, um dies zu erreichen, einer erregten Unterhandlung von mehrern Stunden bedurft hätte? Meine Vorgänger bei der Besteigung des Kamerun-Berges haben noch weit mehr als ich mit den unverschämten Forderungen, der Hinterlist und den tausend Finten der Eingebornen zu kämpfen gehabt. Und doch kann man in diesem undurchdringlichen Urwald, wo einer der halb zugewachsenen und ins Endlose sich schlängelnden Fußpfade dem andern gleicht, der Dienste dieser Eingebornen nicht entraten. Sie würden es nicht wagen, einem Europäer mit Waffengewalt entgegenzutreten, aber wenn man sich nicht trotz aller Hinterlist und aller Finten auf guten Fuß mit ihnen stellte, würden sie weder Führer geben noch Nachtquartier in ihren Hütten gewähren und außerdem den Führer und die als Träger dienenden Schwarzen einzuschüchtern suchen.

Um als Forschungsreisender in Africa etwas zu erreichen und nicht bloß auf die Küste beschränkt zu bleiben, muß man eine tüchtige Portion Geduld und in zweiter Linie Humor besitzen. Wie häufig zuckte es in meinen Nerven, die Hand, die ich in die schmutzige Pfote solcher hinterlistigen Canaille legen sollte, zu ganz anderm Thun zu gebrauchen. Aber ich habe mich stets am besten dabei befunden, wenn ich diesen Antrieben nicht folgte, wenn ich mir vorstellte, daß auch alle meine Vorgänger durch dieses selbe elende und langweilige Vorspiel endloser nnd zweckloser Unterhandlungen haben hindurchgehen müssen. Wenn der Schwarze sich bloß ein hohes Geschenk erpressen wollte, so würde das nicht ëinmal das schlimmste sein, aber er selbst kennt keine Eile und kein größeres Vergnügen, als ohne Zweck und Ziel den feuereifrigen Europäer um ein paar Tage Zeit zu betrügen. Wenn irgendein Hindernis im Wege steht, wenn der Führer den Weg nicht kennt oder was dergleichen mehr ist, so wird man das niemals rechtzeitig, um Abhülfe schaffen zu können, sondern erst, wenn alles fertig und zum Aufbruch bereit ist, erfahren. Und leider ist die Maschinerie des Reisens mit menschlichen Trägern, für die man in aller und jeder Weise sorgen muß, ohnehin schon

so unbeschreiblich schwerfällig. Aber trotz aller Schattenseiten im Charakter und in den Sitten der Schwarzen bleibe ich dabei, daß sie nicht bösartig sind, daß man leichter mit ihnen auskommen kann als mit irgendwelchen andern Naturvölkern.

Nachdem schließlich alle Schwierigkeiten geregelt waren und unsere kleine Karawane sich in Bewegung hatte setzen können, ging es wiederum bergauf und bergab durch dichten, schattigen Urwald, der so feucht war, daß man am Grunde des Meeres durch die dortige üppige Tang-Vegetation zu marschiren glaubte. In Europa macht man sich von solchem Urwald eine viel zu romantische Vorstellung; der wirkliche Urwald verhält sich zu dem bildlich dargestellten wie eine Theater-Vorstellung hinter den Coulissen zu einer solchen vor den Coulissen. Da alle Krus ihre Lasten nicht wie die Bakwiri auf dem Rücken, sondern auf dem Kopfe tragen, so erwies sich der halb zugewachsene Gang, den vordem schwarze Jäger durch dieses Dickicht geschlagen haben mochten, als zu niedrig und mußte jeden Augenblick erweitert werden, wodurch unser Vordringen sich arg verzögerte.

Eriodendren oder Bombaxbäume waren auch hier die Riesen des Waldes. Ab und zu ging es aber auch einmal durch Dickichte von Blattpflanzen, die von doppelter Mannshöhe sein mochten. Auffallend mannigfaltig waren auf dieser Strecke des Weges die Moosarten, deren wir binnen kürzester Zeit einige Dutzend hätten zusammenbringen können. Obwohl es bei weitem nicht so steil wie am Tage vorher anfwärts ging, so war dennoch der Marsch äußerst anstrengend, teils der Hitze, teils der Natur des Bodens wegen. Als wir einmal auf einer Strecke von wenigen hundert Schritten über Felsgeröll marschirten, merkte ich eine außerordentliche Erleichterung. Der ganze übrige Marsch war ein beständiges Stolpern über die von verwesenden Pflanzenresten überdeckten Baumwurzeln, wozu jede paar Minuten die Notwendigkeit, über umgestürzte Baumstämme hinüberzuklettern, hinzukam. Unsere Krus, obwohl lauter auserlesene und beinahe herculische Leute, schwitzten unter ihren Lasten von je 50 bis 60 Pfund wie ein Rennpferd am Ziele.

Immer häufiger wurden nunmehr die Elefantenspuren. Wir sahen deren sowohl ganz frische als auch altausgetretene Pfade mit tiefen Löchern. Bei den frischen Pfaden war die Form der Füße deutlich ausgeprägt; mehrfach sahen wir dabei frischen Elefanten-

kot, und das in der Form einer Rinne niedergebogene Buschwerk veranschaulichte sowohl die Kraft dieser Dickhäuter als es den Beweis lieferte, daß dieselben hier wohl eher vereinzelt als in großen Rudeln umherstreifen.

Sehr häufig sahen wir die roten Beeren jener wildwachsenden Kaffeepflanze, aus der wahrscheinlich durch Veredlung der Liberia-Kaffee entstanden ist. Da der Gedanke, als ob hier im Urwalde und in niemals bewohnt gewesenem Lande jemals Kaffee gepflanzt worden sei, vollkommen ausgeschlossen ist, so muß also der Kaffee wohl hier einheimisch sein. Uebrigens soll in dieser und in mancher andern Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Pflanzenwelt Abessiniens und der des Kamerun-Gebirges bestehen.

Urplötzlich gegen 11 Uhr morgens begann dichter Nebel uns zu umlagern und etwas später folgte ein Regenguß, der den Urwald nicht grade gangbarer machte. Da das Tragen hoher Lederstiefel mich allzu sehr ermüdete, so hatte ich trotz der Gefahr, von Schlangen oder Skorpionen gestochen zu werden, dünne Zeugstiefel angelegt, die aber bald völlig durchnäßt waren und kurz nachher in Fetzen vom Fuße herunterhingen. Um 12 Uhr wurde unter hohen Bäumen an einem freien runden Platze Halt gemacht, um Reis für die Schwarzen und Corned Beef für uns Europäer kochen zu lassen. Die Krus machen jedesmal ganz vergnügte Gesichter, sobald sie ihre Lasten zu Boden setzen und die Lianenschnüre, womit einzelne lose Sachen an die Koffer befestigt sind, lösen dürfen.

Als nach 1½stündigem Aufenthalt abermals aufgebrochen wurde, marschirten wir lange Zeit ohne zu steigen auf einer ausgedehnten Terrasse und hatten beständig den bis zum Gipfel bewaldeten und nie bestiegenen kleinen Kamerun-Berg (1500m), der wahrscheinlich niemals ein Vulcan gewesen ist, zur Linken. Als wir uns dem von Thomson entdeckten Wasserfall des kleinen zwischen Cap Limbo und Cap Debundscha mündenden Kelle-Flusses bis auf einige Kilometer näherten, wurden Leute ausgesandt, um in großen korbumflochtenen Flaschen (Demijohns) Wasser zu holen — eine Vorsicht, die sich, da wir erst am nächstfolgenden Abend Manns Quelle erreichten, als sehr nützlich erwies.

Nachdem wir an diesem Tage nach Abrechnung jedes, auch des kleinsten Aufenthalts 3 Stunden marschirt waren (am Tage vorher 3¾ Stunden), trafen wir um halb 5 Uhr nachmittags

auf einem freien, runden, auch wieder von hohen Bäumen überragten Platze ein, hinter dem sich eine kleine Höhle befand. Obwohl wir bis Sonnenuntergang noch 1½ Stunden hätten marschiren können, so riet Silva dennoch, diesen günstigen Ort zum Nachtquartier zu benutzen. Nachdem Weiße und Schwarze durch kurze Rast etwas mehr Kräfte gesammelt hatten, wurde die Zeltleinwand ausgepackt und es wurden Leute mit Buschmessern ausgesandt, um Brandholz und Zeltstangen zu hauen. Außer uns drei Weißen sollten der Führer und der Hauptmann der Kru-Leute im Zelt, die übrigen Schwarzen dagegen in der Höhle schlafen. Wir ließen alle zehn Gepäckstücke ins Zelt tragen und bereiteten uns aus den mitgenommenen Decken, so gut es eben ging, ein Lager. Leider waren, trotzdem ich alles, was von Decken in Victoria vorhanden gewesen, aufgekauft hatte, nicht für alle Krus wärmende Hüllen aufzutreiben gewesen, sodaß einige unter den Decken ihrer Gefährten gegen den nächtlichen Tau Schutz suchen mußten. Wiederum wurde wie bei jeder Mahlzeit für jeden Schwarzen ein halbes Pfund Reis abgemessen, und bald beleuchtete ein lustig flackerndes Lagerfeuer die bunte Biwak-Scenerie. Dieser Ort, wo wir übernachteten, wird von den Eingebornen Issuma (Loch) genannt. Schon um 8 Uhr schnarchten alle Schwarzen, wir Weiße saßen aber Wein trinkend noch bis 10 Uhr zusammen.

Schon hier bei Issuma sieht man keine Sandfliegen mehr und bloß ab und zu einen gar nicht mehr zudringlichen Moskito. Desto häufiger und desto lästiger wurden von jetzt ab die wilden Bienen und verschiedene Ameisenarten. Die Nacht war, während es beständig wetterleuchtete, während ein leiser Donner rings umher grollte und starker Tau die Zeltleinwand durchnäßte, auffallend kühl: um 3 Uhr morgens beobachtete ich 15° und um 6 Uhr morgens 17° Celsius. Jedesmal wenn ich aufwachte, hörte ich Affengebrüll, und einmal glaubte ich auch das Knurren eines Leoparden oder einer Tigerkatze zu vernehmen. Als früh morgens das Zelt abgebrochen wurde, fanden unsere Kru-Jungen unter dem Gepäck versteckt zwei riesige Tausendfüße.

Am dritten Tage (10. December) brachen wir um 8½ Uhr auf und gelangten nach 3¾stündigem Marsch um 12¼ Uhr zu einem Felsgrat, den wir zur Mittagsrast ausersahen. Da wir am Tage vorher eine viel zu geringe Entfernung zurückgelegt

hatten, so begann ich nunmehr zur Front gehend das Durchhauen des Weges persönlich zu überwachen. Unter meinen Augen arbeiteten die Leute wenigstens zehnmal soviel, als wenn sie allein geblieben wären. Unter ihren säbelartigen Buschmessern knickten die Aeste zusammen und lichtete sich das Buschwerk, daß es eine Freude war, zuzusehen. An einzelnen Stellen war der Weg von Lianen- und Luftwurzel-Dickicht versperrt, das ungefähr eben so verworren aussah wie ein Garnknäuel, der von kleinen Kätzchen im Zimmer umhergezerrt worden ist. Mehrmals beobachtete ich, wie aus den durchhauenen Lianen ein milchfarbener Kautschuksaft hervorquoll.

Es ging jetzt unaufhörlich bergauf, bald durch buschbewachsene Thäler, bald über Felsgrate, die mit gewaltigen, von Lianen umschlungenen Riesenbäumen bestanden waren. Allerwärts herrschte eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die von wenigen Tropenländern, wenn überhaupt von einem übertroffen werden dürfte. Ueber der Lava, deren verwitterte Blöcke überall umherliegen, lagert eine dicke Schicht dunkelbrauner, fetter und äußerst fruchtbarer Humus-Erde. Jeden Augenblick versinkt man, wenn morsche Aeste oder Bäume unter den Füßen zusammenbrechen, in tiefe Löcher, und mehrmals stürzten unsere Kru-Leute mitsamt ihren Lasten zu Boden. In solchem Walde vermischen sich Tod und Leben, aufsprießende und absterbende Vegetation auf eine wunderbare Art. Moosbedeckte bärtige Bäume, Farne in allen Formen und etwas höher hinauf auch Baumfarne verleihen der Scenerie ein ganz eigenartiges Gepräge. Die Baumfarne sind sehr schön, obwohl nicht so mächtig wie diejenigen von Australien, welche meines Wissens die größten auf der Erde vorhandenen sind.

Kurz vor Mittag kam einer der Häuptlinge von Boando (Dikko, Monikas Bruder) mit sieben Leuten, einer Lebensmittel tragenden Frau und einem jungen Mädchen, um unsern Führern beim Buschlichten behülflich zu sein — natürlich mit der Anwartschaft auf ein seine Dienste bedeutend übersteigendes Geschenk. Unsere Marschcolonne bestand nunmehr aus 25 Köpfen und hatte, da man in Westafrica stets im Gänsemarsch gehen muß, eine nicht unbeträchtliche Länge. Mit den den Weg bahnenden Leuten war ich stets 1—2km vorauf, damit unsere Kru-Träger, sobald es wegen besonders verworrener Dickichte für längere Zeit Arbeit gab, nicht zu warten brauchten. Sobald auch einmal von den

Bakwiri einige zurückblieben, unterhielten sich die vordersten mit ihnen vermittelst eines Alpenhorns, das überall im Gebirge verbreitet ist. Obwohl wir diesen Morgen eine recht tüchtige Entfernung zurücklegten, so litt ich doch weniger darunter als bei den viel kürzern Märschen an den beiden ersten Tagen. Man konnte ganz genau beobachten, wie in dem Grade, als es steiler bergan ging und die Temperatur sank, bei uns Europäern die Energie zunahm, während sie bei den Kru-Leuten nachließ.

Auch an diesem Morgen herrschte wieder ein starker Nebel. Aber auch, wenn dem nicht so gewesen wäre, würden wir nicht die erwartete Aussicht gehabt haben, weil die Vegetation, unter und zwischen der man einherschreitet, nirgendwo einen freiern Ausblick gestattet. Der Wald war auch heute so naß, als ob es Tage lang andauernd geregnet hätte. Unsere Krus klagten mehrmals über die kühle Luft, aber die Bakwiri, die doch auch bloß mit einem leichten Hüftentuch bekleidet waren, schienen nichts von Kälte zu spüren. Uebrigens betrug die Temperatur (12 Uhr mittags) doch auch noch immer 19° Celsius.

Wir hörten den ganzen Vormittag das Regen verkündende Gebrüll der Affen. Auch machten mich die Bakwiri-Leute, mit denen ich mich leider nicht unterhalten konnte, auf ein anderes Brüllen oder Grunzen aufmerksam, das mir von einem wilden Tiere herzurühren schien. Vogelgesang hörten wir mehrfach und häufiger noch die eigenartigen Schreie oder Rufe nicht singender Vögel.

Die Bakwiri pflückten häufig birnenförmige, rote, dicht am Boden wachsende Früchte, deren stachelbeerartigen Inhalt sie nach Entfernung der Schale verspeisten. Der einheimische Name für diese Früchte lautet Tonde. Wir Europäer enthielten uns, so sehr auch der Körper bisweilen danach verlangte, aller Getränke und Nahrungsmittel. Es ist ganz zweckmäßig, vor dem Aufbruch oder nach der Ankunft am Ziele recht tüchtig zu essen und zu trinken. Aber während des Marsches sollte man namentlich mit dem Trinken recht vorsichtig sein, weil der Genuß von Wasser das Schwitzen steigert und der häufige Genuß von Wein erschlaffend wirkt. Dem Rauchen entsagten wir Weiße sehr bald, als wir bemerkt zu haben glaubten, daß es das Bergsteigen erschwere.

Auf schmalem, baumbestandenen Felsengrat — einem sehr

unglücklich gewählten Ort — wurde, als die Sonne am höchsten stand, Halt gemacht. Wir saßen dort in langer Linie sehr unbequem und hatten kaum hinreichend Platz, um die Blechkoffer aufzustellen, geschweige denn ein Feuer zum Kochen anzünden zu lassen. Während unsere Leute grade damit beschäftigt waren, dürres Holz herbeizuschleppen, sausten wiederum dicke Regentropfen herunter. Wir ließen uns aber dadurch nicht im geringsten stören und die Kru-Jungen hatten allen Grund, sich über die große Anzahl jener Conservebüchsen zu freuen, um deren Inhalt und Gewicht ihre Traglast vermindert wurde. Für unsere Bakwiri-Führer hatte die früher erwähnte Frau Plantanen und Coca mitgebracht, und zwar in einem auf dem Rücken getragenen Korbe, der in der Form jenem Gefäße glich, wie es bei uns die Winzer gebrauchen. Daß Männer und nicht ein schwaches Weib diese Last hätten tragen sollen, würde den Bakwiri, die wie alle Neger Westafricas ihre Frauen tüchtig arbeiten lassen, nimmermehr beizubringen gewesen sein. Alle Mühe, die man sich in dieser Hinsicht geben mag, ist verloren. Uebrigens brachte Dikko auch ein junges und verhältnismäßig hübsches Weib mit herauf, dem einer von uns, als sie in Boando Palmwein verkaufte, freundlich zugelächelt hatte. Wahrscheinlich hegte Dikko, da bei allen Handlungen der Schwarzen der Gelderwerb im Hintergrund steht, die Hoffnung, daß einer von uns die schwarze Begleiterin zur Frau nach Landesbrauch begehren und gut dafür zahlen würde.

Als wir um 2 Uhr 20 Minuten aufbrachen, ging es wieder sehr steil bergan, aber der Weg, den die Schweden von Manns Quelle (von denen später die Rede sein wird) mehrmals benutzt zu haben schienen, war hier besser als weiter abwärts von überwuchernden Pflanzendickicht freigehalten, sodaß es weniger Aufenthalt gab. Urplötzlich — es war 4½ Uhr — sah ich, ohne daß die Vegetation sich im mindesten geändert hätte, etwas Dunkelbraunes durch das Grün des Waldes hindurch schimmern. Sollten dies endlich jene des Waldkleides entbehrenden höhern Teile des Gebirges sein, denen wir uns nun schon mehrere Tage lang genähert hatten, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen? Noch war ich im ungewissen, als ich bereits am Rande des hier so scharf wie mit einem Messer abgeschnittenen Waldes stand und eine gewaltige, anscheinend kahle, aber wie ich später fand, mit Gras bewachsene Bergmasse sich

vor mir auftürmen sah. Eine gleich scharfe Trennung zwischen Wald und urwaldlosem Gebiet habe ich bei keinem andern Gebirge der Erde beobachtet. Es fehlt jeder, auch der leiseste Uebergang. Hier Gras ohne Baum und ohne Busch, dort ein paar Fuß weiter himmelaufragende Bäume mit ebenso dichtem Unterholz wie drunten an der Bai von Victoria. Dikko mit seinem lästigen Gefolge saß hier am Rande des Waldes und mußte, da Silva den weitern Weg nach Manns Quelle nicht kannte, erst durch ein längeres Palaver veranlaßt werden, uns auch fernerhin als Wegweiser zu dienen. So schön und angenehm es uns dünkte, endlich aus dem beschwerlichen Walde heraus zu sein, wo wir von den Buschmessern der Eingebornen abhängig gewesen waren, so war doch auch der weitere 1¼stündige Weg nach Manns Quelle recht beschwerlich.

Capitel VIII.

Zum Gipfel des Götterbergs.

(Schwedische Elefantenjäger und ihr verlassenes Heim. — Die letzte Trinkwasser spendende Quelle. — Der vierte Tagemarsch. — Lavaströme und erloschene Krater. — Die Pfade der Buea-Leute. — Das Nachtlager bei der Jägerhütte. — Die Poesie des Schlafens im Freien. — Die ersten Antilopen. — Ein Lavameer von 3km Durchmesser. — Gras und Moos. — Unsere Schwarzen weinen und heulen vor Kälte. — Der letzte Lava- und Aschenkegel. — Ich verliere zeitweilig die Sprache. — Auf dem höchsten Berggipfel von Westafrica. — Bei +4° C. ein Schriftstück abgefaßt. — Wir glauben vor Durst zu sterben. — Der Rückmarsch.)

Am Westabhang des Kamerun-Gebirges findet man in einer Höhe von etwa 2200m eine kleine Quelle, welcher die Engländer den Namen Manns Spring gegeben haben. Dieser Name ist dann auch auf die vor einigen Monaten von vier Schweden erbaute Gruppe von Häusern, die jetzt leer stehen, übertragen worden. Manns Quelle ist für die Besteigung des Kamerun-Gebirges von allergrößter Bedeutung. Soweit man darüber Bescheid weiß, führt kein anderer für Europäer benutzbarer Weg zum Gipfel als derjenige über Manns Spring, und zwar deshalb nicht, weil man keinen andern Ort von gleicher Höhe kennt, wo noch Wasser zu finden wäre. Die Quelle trägt ihren Namen von dem (in Hannover gebornen und zur Zeit als englischer Beamter in Indien lebenden) Botaniker Mann, dem sie, als dem ersten Weißen, von den Eingebornen gezeigt wurde und der später

als Begleiter Burtons auch den Gipfel des Kamerun-Berges erreicht hat.

Der schottische Missionar Thomson gedachte hier, wo man sich in mitteleuropäischem Klima zu befinden glaubt, ein Sanitarium anzulegen, welches jedoch niemals über die noch jetzt vorhandenen Fundamente hinausgelangt ist. Seitdem hat sich niemand um Manns Quelle gekümmert, bis anfangs des Jahres 1884 vier Schweden (zwei Herren namens Kanut Knutson und Georg Waldau sowie zwei Bediente) im Kamerun-Gebirge anlangten. Anfänglich wohnten die Schweden in Manns Spring, wo sie eine Anzahl Hütten erbauten, einen Garten anlegten und Antilopen schossen. Später siedelten sie nach dem weiter ostwärts in etwa 900 m Höhe gelegenen Orte Mapanja über, wo sie als die ersten in diesem Lande kautschukhaltige Lianen entdeckten und, nachdem sie Gewehre großen Kalibers erhalten hatten, den bis zur Höhe von 1500 m noch recht häufig anzutreffenden Elefanten nachzustellen begannen. Grade als wir uns in der verlassenen Wohnung der Schweden bei Manns Quelle häuslich eingerichtet hatten, erzählten uns Jäger vom Buea-Stamme die betrübende Nachricht, daß in der verflossenen Nacht einer der zwei schwedischen Diener zu Mapanja gestorben sei. Obwohl ich die schwedischen Culturpioniere damals noch nicht kennen gelernt hatte, so betrachtete ich doch mit einer gewissen Sympathie ihre bei Manns Quelle zurückgelassenen Werke, und zwar dies umsomehr, als es keinem Zweifel unterliegen kann, daß sie, indem sie den Eingebornen beibrachten, daß hier Kautschuk sei und wie es bereitet werden müsse, für die Cultur mehr geleistet haben als die ganze englische Baptisten-Mission in Jahrzehnten.

Der Weg zu der verlassenen Wohnung der Schweden führt aus dem freien Graslande heraus zu einem kleinen, in einem geschützten Thal gelegenen Walde und dann bergauf bergab bis in die Nähe der Quelle. Die Schweden haben sich wohl des Wassers und des Holzes wegen hier im Walde angesiedelt und es auch wahrscheinlich im freien, vor dem Winde nicht geschützten Grasgelände zu kalt gefunden. Es standen noch vier, aus den Blattstielen der Raphia-Palme erbaute (solches Haus kostet höchstens 30 bis 40 ℳ), je einen Raum darstellende Hütten, bei denen selbstverständlich von Fenstern oder Thürverschluß nicht die Rede sein konnte. Dikko hatte die Unbescheidenheit gehabt, mit seinen

Leuten voraufeilend die beste der vier Hütten, in der auch wohl die Schweden gewohnt haben, mit Beschlag zu belegen. Wir warfen ihn aber hinaus und wiesen uns selbst die beste und unsern ermüdeten Kru-Leuten die zweitbeste Hütte an.

Dem von den Schweden angelegten und sehr gut gepflegten Garten entnahmen wir Petersilie, Rüben und einige andere Gemüse, um uns daraus mit Zusatz von Corned Beef eine Suppe zu kochen. Unsere Leute schlugen inzwischen Holz, trugen Wasser herbei und zündeten Feuer an; kurz, es entwickelte sich jenes bunte Lagerbild, wie ich es stets wieder mit gleichem Vergnügen beobachtet habe.

Die berühmte Quelle findet man einige Hundert Schritt bergaufwärts von der Wohnung der Schweden. Sie ist ein mehrere Quadratfuß Oberfläche enthaltendes, etwa einen Fuß tiefes Loch, in welches das Wasser aus dem höher gelegenen Boden bloß in sehr geringen Mengen hinzusickert und welches auch einen sehr spärlichen Abfluß hat. Die Bedeutung der Quelle beruht darin, daß der Wasserzufluß während des ganzen Jahres, einerlei ob in Regen- oder Trockenzeit, so ziemlich der gleiche ist, sodaß man hier jederzeit zuversichtlich auf eine ausreichende Versorgung mit vortrefflichem Trinkwasser rechnen darf. Von hier muß sich denn auch, wer den Kamerun-Berg besteigen will, für die ganze nachfolgende Reise bis zum Gipfel des Götterberges und wieder rückwärts mit Trinkwasser versorgen. Zwischen den Hütten und der Quelle fand ich in einen Baum eingeschnitten die Namen J. A. Gustavson Juni 1884 und G. Levin 25. Nov. 1884. Die Temperatur der Quelle war um 6 Uhr abends 14° Celsius, während diejenige der Luft gleichzeitig 16° C. und am folgenden Morgen um 6 Uhr 14° C. betrug.

Während wir in Boando und bei der Höhle Issuma auf dem Erdboden hatten schlafen müssen, fanden wir in den Hütten bei Manns Quelle mehrere von den Schweden zurückgelassene Pritschen, auf denen wir unsere Decken ausbreiten konnten. Wir gestatteten dem Führer und dem Häuptling Dikko, in dem von uns eingenommenen kleinen Hause zu schlafen, aber mit der Verpflichtung, das mitten in der Hütte angezündete Feuer, welches die ganze Nacht hindurch brennen sollte, gut zu nähren. Mir mußte noch ein wenig Fieber im Kopfe stecken, denn halb im Traume glaubte ich mehrfach durch die dichten Rauchwolken

unseres Feuers hindurch die Gestalt eines fremden weißen Mannes zu entdecken, der die Eindringlinge in diese Hütte zu betrachten schien.

Die Bakwiri des Gebirges sind weit weniger spitzbübisch als die Neger am Kamerun=Fluß; es heißt, daß Diebstahl selbst Europäern gegenüber beinahe gar nicht vorkomme. Dennoch betrachteten Dikko und seine Leute, als am folgenden Morgen eingepackt wurde, mit augenscheinlichstem Neid alle die für ihre Begriffe sehr schönen Sachen, deren wir uns zum Kochen und Ankleiden u. s. w. bedient hatten. Nach der Anschauung solcher Naturkinder muß jeder Europäer sehr, sehr reich sein. Aber daß all diese schönen Sachen erst durch harte Arbeit gewonnen werden müssen, ist eine außerhalb des Begriffsvermögens der Schwarzen liegende Thatsache. Sie denken sich, der Europäer fände alle diese schönen Dinge an einem Orte, den er allein kenne, oder dieselben wüchsen auf den Bäumen. Wüßte der Neger, wie hart alle diese Dinge, die er so neidisch anblickt, erarbeitet werden müssen, so würde er ganz gewiß nicht mit den Weißen tauschen wollen. Denn der am härtesten arbeitende Neger führt doch nach europäischen Begriffen noch immer ein unendlich bequemes Leben. Geld und Geldeswert sind unter den Bakwiri noch unbekannt, wenn sie auch eine Werteinheit gleich dem ebenfalls nicht thatsächlich vorhandenen „Kru" der Duallas kennen. Wir bezahlten Dikko und seine Leute, als wir von ihnen Abschied nahmen, mit Baumwollzeug und mit Blättertabak. Noch auf weite Entfernungen hin hörten wir ihre lustig ertönenden Alpenhörner.

Um 5 Minuten vor 8 Uhr setzte unsere jetzt auf 14 Köpfe zusammengeschrumpfte Karawane sich wieder in Bewegung. Wie schon vorher so marschirten wir Europäer auch jetzt noch bloß mit Stiefeln, Strümpfen, Hemd, Hose und Helm bekleidet, und obwohl ein europäisch frischer Lufthauch uns umspielte, fühlten wir doch der beständigen körperlichen Anstrengung wegen keine Kälte. Unser Weg führte uns über erstarrte, gleich endlosen Eisenbahndämmen das Land durchziehende Lavaströme, die sich hier und dort zu abenteuerlich aussehenden Riesengebilden aufgetürmt hatten. Wir sahen u. a. eine große Fläche, wo dichtgedrängt spitze, beinahe nadelförmige Blöcke emporragten, als ob es ein Maisfeld wäre. Alle diese Lavaströme verraten durch starke Verwitterung ihr hohes Alter.

Hier oben in der Höhe, wo wir uns jetzt befanden, gibt es keine Schlangen, keine Skorpione, keine Moskiten und keine Sandfliegen mehr. Ein kühler Lufthauch wirkt beständig erfrischend und macht, trotzdem die Sonne recht tüchtig herniederbrennt, das Gehen weniger anstrengend. Aber in Bezug auf die Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten dieser Alpenwelt herrschte zwischen uns Europäern und den schwarzen Trägern eine große Meinungsverschiedenheit. Unsere Kru-Leute waren in einen bei Schwarzen nur selten zu beobachtenden Grad des Erstaunens geraten, als sie an der Grenze von Gras- und Waldland anlangten. Seitdem aber erklärten sie mehrfach, daß ihre Kru-Heimat denn doch viel schöner sei als dieses steile Gebirge. Diese Kru-Leute besitzen alle Fehler der Neger-Rasse, aber in geringerm Grade, und alle Tugenden der Neger-Rasse, aber in höherm Grade als die übrigen Stämme. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß sie überhaupt arbeiten, während das Gesindel der Bakwiri sich hierzu für zu gut hielt und hochmütig auf unsere Lasten tragenden Begleiter herabblickte. Wäre Africa bloß mit Krus bevölkert, so würde es den zehnfachen Wert haben. Aber leider soll die Anwerbung dieser nützlichen Leute neuerdings immer schwieriger werden, seit von den belgischen Beamten so sehr viele zum Congo gebracht werden.

Auch der Mangel an Mut, der den Krus von allen Kennern dieses Stammes ebenso wie den meisten übrigen Negern Westafricas vorgeworfen wird, würde, glaube ich, unter tüchtiger Führung nicht unüberwindlich sein. Es ist bloß nötig, dem Kru-Mann dasselbe Vertrauen in seinen Herrn beizubringen, welches der Soldat gegenüber seinem Officier fühlt. Ein kleines Beispiel wird das veranschaulichen. Bei Märschen wie der unsrige bilden die Weißen meistens den Schluß der Colonne, damit keiner der Träger aus Faulheit oder Mangel an Willenskraft zurückbleiben kann. Bei solcher Anordnung der Marschcolonne ereignete es sich nun recht häufig, daß die Krus uns zu Narren zu halten suchten, indem die hintersten unter dem Vorwand, daß erst ein Weg durchgehauen werden müsse, Halt machten, während die vordersten schon längst ihre Lasten vom Kopfe genommen hatten und, sich unbeobachtet wissend, ohne ans Buschlichten zu denken, ruhig ihre Pfeife rauchten. Ging ich aber, um diesen Kniff unmöglich zu machen und den Marsch zu beschleunigen, an der Spitze, so folgten mir

die Schwarzen trotz ihrer Last von 25 bis 30 kg durch dick und dünn und auf den halsbrecherischsten Pfaden, sodaß ich mich häufig wunderte, wie der menschliche Körperbau solches überhaupt auszuhalten imstande sei. Schläge haben die Krus auf dieser Reise niemals bekommen, trotzdem sie, was ja auch in ihren Augen keine große Sünde ist, mehrfach Wasser, Wein und Lebensmittel stahlen. Allerdings bestand auch unser Trupp aus lauter ausgewählten Kru-Leuten, wie ich sie gleich kräftig und gleich willig nur selten gefunden habe.

Kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zur Beschreibung des Gebirges zurück. Nach einstündigem Marsch von Manns Quelle aus gelangten wir zu einem tief ausgetretenen, aber ganz schmalen Fußpfad, der in grader Linie auf unser nächstes Ziel, die „Jägerhütte", zuführte. Es mag nach allem, was ich bereits über das Gebirge gesagt habe, seltsam erscheinen, daß in einer Höhe von 2400—2700 m noch Pfade anzutreffen sind. Thatsächlich gibt es im ganzen Kamerun-Gebirge kein Dorf, das höher als 900 oder 950 m gelegen wäre. Aber die Bewohner dieser Dörfer steigen teils der Jagd wegen, teils wegen der Handelsverbindung mit den an der andern Seite des Gebirges gelegenen Dörfern bis zu einer Höhe von 3300—3600 m aufwärts.

Die sogenannte „Jägerhütte" (Hunter's Hut), in der wir die nächstfolgende Nacht schlafen sollten, ist von Jägern aus dem Dorfe Buea erbaut worden, Jägern, deren Lagerfeuer man von unten aus sogar dicht am Fuße des Götterberges bemerkt haben will. Der Fußpfad, von dem eben die Rede war, dient weniger den Unternehmungen der Jäger als denjenigen der Handelsleute. Er führt vom Westabhange des Gebirges nach der Jägerhütte und von dort in einem sehr starken Tagemarsche zum Dorfe Buea. Unter solchem Pfade möge man sich aber keinen auch noch so bescheidenen Weg europäischen Stils vorstellen. Grade ein klein wenig breiter als ein Negerfuß und einige Zoll tief ausgetreten, scheint solcher Pfad dem Europäer das Vorwärtskommen eher zu erschweren als zu erleichtern. Nachdem ich eine halbe Stunde lang in dieser kleinen Rinne einhergestolpert war, zog ich es vor, meinen Weg seitwärts davon zu nehmen.

Zunächst aufwärts an der Grenze des Waldes ist das bräunliche Gras sehr hoch und erschwert im höchsten Grade das Gehen. Aber einige Tausend Fuß höher verkrüppelt im steinigen Boden

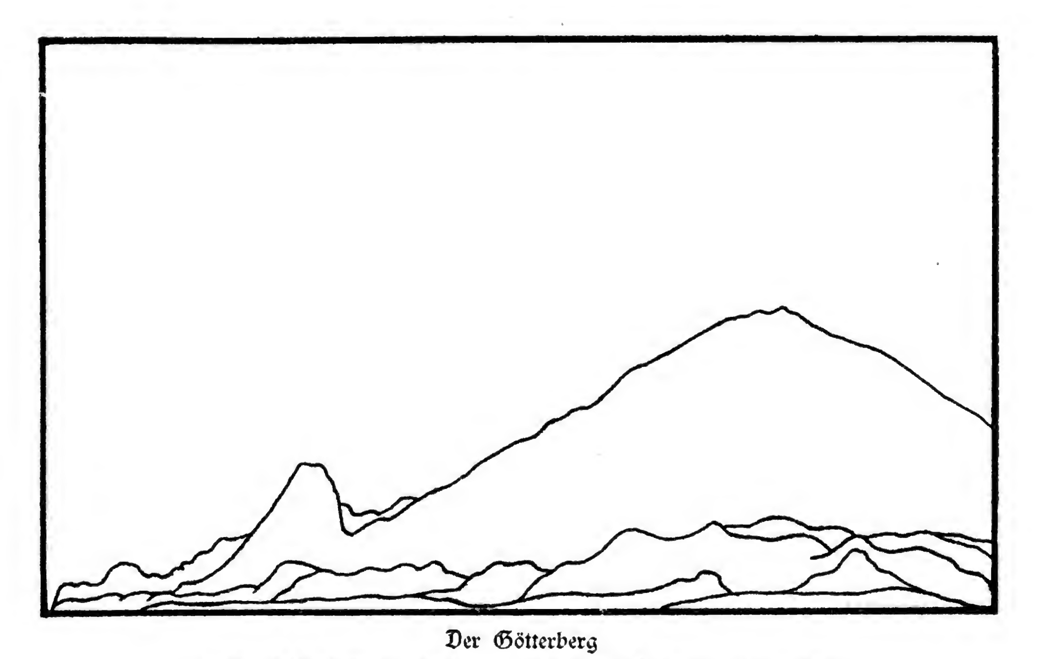
auch das Gras. Wo nur irgendwie geschützte Stellen in den Thälern sind, finden sich kleine Baumgruppen oder auch vereinzelte Bäume bis mehrere Tausend Fuß über die große Grenze des Waldes aufwärts. Die tiefer gelegenen kesselartigen Stellen gewähren dem Pflanzenwuchs den doppelten Vorzug des Schutzes vor dem Winde und der reichlichern Feuchtigkeit. Auch wo es keine Bäume mehr gibt, gewahrt man in diesen Senkungen noch niedriges und ganz hellfarbiges, beinahe gelblichweißes Buschwerk. Die Buschcomplexe sind aber nirgendwo besonders ausgedehnt; es sind winzig kleine Oasen, die höchstens insofern Interesse haben, als sich hier vorwiegend europäische Pflanzen vorfinden.

Die Scenerie ist hier oben großartiger, wenn auch vielleicht weniger anmutig als drunten im Waldlande. Ringsumher sieht man, während Nebel und phantastisch geformte Wolkengebilde durch die Thäler aufwärts getrieben werden, bräunliche, ab und zu mit grünen Waldflecken bedeckte Berge, aber der Gipfel des großen Vulkans bleibt zunächst noch unsichtbar. Wir lassen den großen Erdwerk-Krater (Earthwork Crater), der wie eine Redoute aussieht, zur linken Hand liegen und passiren binnen einer Stunde noch drei andere winzig kleine Krater. Was auf den Karten als Kamerun-Berg verzeichnet ist, stellt in Wirlichkeit gar keinen einzelnen Berg, sondern ein ganzes Gebirge von mehrern Hundert auf einem sehr unebenen Plateau aufsteigender Bergkegel dar. Es scheint, wenn man Stunde um Stunde bergauf und bergab steigt, als ob man einen ganzen Weltteil von bräunlichen, grasbewachsenen Kuppen vor sich hätte. Das Kamerun-Gebirge soll — aber niemand hat sie gezählt — etwa 70 erloschene Krater umfassen. Die Frage, ob einzelne darunter noch ab und zu thätig seien, ist heutigentags noch nicht entschieden. Ich persönlich glaube eher an das Gegenteil. Der halb eingestürzte große Krater des Götterberges, der den Gipfel des ganzen Gebirges darstellt, ist jedenfalls längst erloschen.

Auf neun Zehnteln des Weges von Manns Quelle bis zur Jägerhütte steigt man trotz gelegentlicher Senkungen doch im großen und ganzen sacht bergan. Erst bei der Annäherung an die Jägerhütte geht es steil bergan und man gelangt aus dem Bereich des Grases hinaus in einen schönen, ein äußerst flaches Thal ausfüllenden Wald. Es sind hohe, lichte, den Individuen unserer europäischen Wälder gleichende Bäume, nur mit dem

Unterschiede, daß außer ungeheuren Troddeln silberweißen Mooses auch tropische Lianen von ihren Aesten und Zweigen herunterhängen. Das Unterholz und Gestrüpp schienen mir fast bloß europäische Pflanzen zu enthalten; da waren Farne wie in unsern Wäldern, Heidekraut, duftende Minze und allerlei buntblühendes Zeug, das ich vordem häufig gesehen hatte, aber niemals vorher in Africa. Meines Erachtens müßte die Flora des Kamerun-Gebirges ihrer großen Reichhaltigkeit wegen für Botaniker eines der dankbarsten Studienfelder darbieten.

Unser Weg führte uns über ein steiles, steiniges und gänzlich ausgetrocknetes Bachbett. Aber obwohl es in der letzten Zeit nicht ganz wenig geregnet hatte, erklärte unser Führer dennoch, daß die Mühe, hier Wasser zu suchen, vergeblich sein würde. Wir sahen links von uns einen gigantischen Bergwall, nämlich den von West nach Ost sich erstreckenden Hauptwall des ganzen Kamerun-Gebirges, auf dem verschiedene vulcanische Bergriesen, unter denen der große Kamerun-Berg der höchste ist, aufsitzen. Um 10 Uhr 45 Minuten, also nach dreistündigem Marsch, ohne die kleinern Aufenthalte abzurechnen, trafen wir bei der Jägerhütte ein. Diese ist ein 1 m hohes, 1,5 m breites und 2,5 m bis 3 m langes, von schwarzen Buea-Jägern aus Aesten und Reisig hergestelltes Bauwerk. Wir konnten unsern halbnackten Kru-Jungen nicht zumuten, im Freien zu schlafen, und überließen ihnen daher die Hütte. Für uns selbst wurde, nachdem der Boden ein wenig von Pflanzen und Reisig gereinigt worden und Zeltstangen gehauen worden waren, ein Zelt aufgerichtet. Bald flackerte hier, wo es durchaus nicht an abgestorbenem und saftlosem Brandholz fehlte, ein lustiges Feuer zum Himmel empor. Kessel über Kessel wurden darauf gesetzt und bald verbreitete sich in der Atmosphäre rings umher der Duft von kochendem Reis, von Corned Beef und von Thee. Die Reinlichkeit bei der Zubereitung der Speisen, die den Kru-Leuten überlassen bleiben mußte, war, wie das unter den obwaltenden Umständen nicht anders der Fall sein konnte, höchst unvollständig. Teller, Messer und Gabel wurden mit einem aus Blättern verfertigten Wisch gereinigt, wie denn auch zusammengedrehte Blätter zum Verschließen der Wassergefäße dienten. Aber das Hinwegblicken über solche Kleinigkeiten gehört zu den ersten Anforderungen, die an einen Africareisenden gestellt zu werden pflegen.



Der Götterberg
von der Insel Mondole aus gesehen. Nach eigner Zeichnung des Verfassers.

Wir Weiße hatten inzwischen auf einer Stelle, die bereits von Gras und Unterholz gereinigt worden, unsere Decken ausgebreitet und alle, Schwarze sowohl wie Weiße, gaben sich, während zahllose Vögel in den Bäumen über uns sangen und zwitscherten, während Bienen summten und Grashüpfer zirpten, der wohlverdienten Ruhe hin. Ich habe niemals einen Ort gesehen, wo Moose in solch verschiedenen Arten und Formen zu finden gewesen wären, wie hier bei der Jägerhütte. Und dann die Farne und die Blumen und die lianenumschlungenen Riesenbäume, auf denen ein Reichtum von großen und kleinen Vögeln sich wiegte, wie man ihn in unsern eigenen Wäldern seit Erfindung der Feuergewehre nicht mehr zu sehen und zu hören bekommt.

Vor meiner Abreise von Deutschland war mir der Vorschlag gemacht worden, einen Zeichner mit heraus zu nehmen. Ich hatte aber aus Rücksicht auf die politischen Verhältnisse und das große Interesse, welches man in Deutschland den westafricanischen Dingen entgegenzubringen begann, selbst jenen kurzen Aufschub meiner Reise, den man mir behufs Aufsuchung und Ausrüstung eines Zeichners zumuten wollte, nicht zugestehen zu dürfen geglaubt. Jetzt, angesichts der großartigen Natur und der Unmöglichkeit, neben meiner sonstigen Beschäftigung auch noch den Zeichner zu spielen, bereute ich meine allzu große Eile. Was hätte ich nur für eine einzige naturgetreue Zeichnung einer einzigen unserer so überaus malerischen Lagerstätten im Urwald gegeben!

Die Luft war hier oben, wenn nicht grade trocken, so doch sehr viel weniger feucht, als drunten im Waldgebiet. Die Temperatur im Schatten betrug hier in einer Höhe von 2800 m um 12 Uhr mittags, wenn die Sonne schien, 18° C., und wenn sie von Wolken verhüllt war, 16° C. Ratten und Mäuse peinigten uns hier nicht mehr; entweder fanden sie so weit abseits von menschlichen Wohnstätten keine Nahrung mehr oder es war auch ihnen zu kalt.

Grando, der Hauptmann unserer Kru-Leute, fand in dem oben erwähnten, dicht bei der Jägerhütte gelegenen Bachbett eine Lache von den letzten Regen zurückgebliebenen aber nicht trinkbaren Wassers. Es war das immerhin insofern interessant, als man von hier an weiter aufwärts mit Wassermangel (und auch mit Kälte) anstatt wie weiter drunten mit habgierigen Eingebornen und undurchdringlichem, von Insecten schwirrendem Urwald zu

kämpfen hat. Wir hatten bereits zwei Demijohns (zu je 15 Liter), eine Calebasse (Kürbisgefäß) und zehn Flaschen Wasser mit heraufgebracht. Alles dies füllten wir in Kessel und Töpfe und bewogen durch das Versprechen eines besondern Geschenkes unsern Führer und einige als Freiwillige sich meldende Kru-Leute, abermals mit den nunmehr leeren Demijohns zu Manns Quelle aufzubrechen. Den Nachmittag verbrachten wir Europäer mit Schlafen und dem Niederschreiben von Notizen. Die zum Wasserholen um 1 Uhr ausgesandten Krus waren schon um 5 Uhr wieder zurück, hatten also, allerdings ohne größere Lasten tragen zu müssen, denselben Weg, zu dem wir drei Stunden gebraucht, hin und zurück in vier Stunden zurückgelegt.

Wir beschlossen nun, die Hälfte der Krus mit dem größten Teil des Gepäcks in der Jägerhütte zurückzulassen und mit bloß fünf Leuten (außer dem Führer), die das Zelt, die Zeltstangen, Brandholz, Wasser, Reis sowie etwas Corned Beef und Cognac tragen sollten, mit dem ersten Morgengrauen zur Besteigung des Götterberges auszurücken. Die bis zu der (hier eine Viertelstunde später als in Boando eintretenden) Dunkelheit verbleibende Zeit benutzten wir zum Abmessen von Nahrungsmitteln für die zurückbleibenden Kru-Neger und zur Verteilung von wärmenden Kleidungsstücken an diejenigen, die uns begleiten sollten. Ich will gleich hier vorwegnehmen, daß die Temperatur um 5 Uhr nachmittags 13° C., um 6 Uhr 12½° C., um 7 Uhr 12° C., am folgenden Morgen um 4 Uhr 12° C. und um 6 Uhr ebenfalls 12° C. betrug. Uebrigens möge der Leser bei der Angabe dieser für europäische Verhältnisse gar nicht besonders niedrigen Temperaturen sich vergegenwärtigen, daß die Besteigung des Gipfels mit Körpern vorgenommen werden sollte, die durch monatelangen Aufenthalt an der Küste an deren Treibhaustemperatur gewöhnt waren. Auch der Deutsche, der urplötzlich zum Nordcap oder zu den Höhen des Ural versetzt wäre, würde es dort nicht besonders gemütlich finden.

Die Frage, ob wir morgen Erfolg haben würden oder nicht, versetzte uns alle in eine gewisse Erregung, sodaß wir gar nicht so früh, als es sonst ratsam gewesen wäre, dazu gelangten, unser Lager aufzusuchen. Es ist ein eigenartiges Ding um das Schlafen im Freien. Bei hinreichender Vorsorge ist es nicht grade besonders gesundheitsgefährlich und erschließt tausend Reize der Natur,

von denen unsere in weichen Betten und geschlossenen Räumen schlafenden Culturmenschen sich nichts träumen lassen. Wer die großen Feldzüge unseres Volkes mit durchgemacht hat, weiß allerdings zur Genüge und mehr als zur Genüge, was es heißt, ohne hinreichenden Schutz im Freien lagern zu müssen. Aber sein Kopf ist wahrscheinlich von andern und ernstern Dingen mehr voll gewesen, als von den Schönheiten der Natur. Auch weiß ja so ziemlich jeder, der Soldat gewesen ist, was ein Biwak mit seinen Vorzügen und seinen Schattenseiten bedeutet.

Aber von der überwiegenden Mehrzahl meiner Leser glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie niemals in ihrem Leben eine Nacht im Freien zugebracht haben, ganz besonders aber keine unter luftigem Zelt in dichtgeschlossenem Urwald auf der Erde liegend. Jenen Schutz gegen Kühle und Feuchtigkeit, den man in Europa mit allen Mitteln unserer Cultur dem Körper zuteil werden läßt, sucht man hier in völlig ungenügender Weise durch einige Decken und ein flackerndes Feuer zu ersetzen. In ungenügender Weise sage ich, denn die ungeheure Menge von Feuchtigkeit, die solcher Urwald in sich schließt, findet trotz aller Vorsorge doch stets einen Weg, um zu deinen Kleidern (nebenbei dem einzigen Anzuge, den du mit dir führst) vorzudringen, sei es in der Form von Regen durch die von den Ratten in das Zelttuch genagten Löcher, sei es als aus dem Boden aufsteigende und deine Decken durchdringende Nässe, sei es als Tau, der sich durch den Zwischenraum zwischen dem Erdboden und den Zeltwänden Bahn bricht. Früh morgens, einige Stunden vor Sonnenaufgang, wirst du in solcher Lage stets mit leichtem Zähneklappern und einem unangenehmen Gefühl des Fröstelns aufwachen. Mit Erstaunen wirst du alsdann bemerken, daß die Decke, in welche du dich gehüllt hast, daß die Decke, die dir als Unterlage dient, daß dein Bart und dein Haar sich schon kaum mehr feucht, sondern beinahe naß anfühlen.

Und dennoch und trotz allem habe ich der Aussicht, wieder einmal eine Nacht im Freien verbringen zu müssen, stets mit einer gewissen Freude entgegengesehen. Das ist solch buntes Leben, so etwas ganz anderes, als die mit Bett, Waschtisch, Sofa und zwei Stühlen ausgestatteten Zimmer eines Gasthofes. Schon die Vorbereitungen müssen den, der darüber nicht den Kopf verliert, interessiren: die Auswahl des Lagerplatzes, das Abladen des

Gepäcks, das Freihauen eines zum Aufstellen des Zeltes bestimmten Ortes, das Suchen nach Wasser, das Fällen und Herbeischleppen von Brandholz, das Aufschlagen des Zeltes, das Anzünden eines großen und flackernden Feuers, um das sich die schwarzen Gestalten der Kru-Leute gleich ebenso vielen Teufeln herumbewegen, das Abmessen des für die Träger bestimmten Reis, Wassers, Zwiebacks, Tabaks und Rums, das Auskramen der eigenen Lebensmittel, das Kochen, Schmoren und Auftischen unter solchen höchst primitiven Verhältnissen, und endlich die Mahlzeit selbst. Die Ankunft ist naturgemäß der schönste Augenblick des Reisenden, und nur ein Misanthrop könnte bei der darauffolgenden Mahlzeit schlechter Laune sein. Aber bei guter und bester Laune ist es eine Kunst, mit dem Mitgenommenen Haus zu halten. So karg auch der Speisezettel (heute Reis und Corned Beef, morgen Corned Beef und Reis) sein mag, so ißt und trinkt man doch gleich den alten Sybariten, als ob man morgen sterben würde.

Dann wird geraucht, gescherzt, gesungen, während der flackernde Schein des Lagerfeuers die natürliche Wildheit und Anmut des Urwaldes noch vermehrt, ein kleiner Rundgang zu den engen Grenzen des freigehauenen Gebiets gemacht und schließlich das längst vorbereitete harte Lager aufgesucht. Noch schläft man nicht, noch blickt man in die Flammen des entweder mitten im Zelte oder draußen vor dem Zelteingang weiter glimmenden Feuers und lauscht, an alle Lieben und alles Liebe daheim denkend, den vielerlei seltsamen und zum Teil etwas unheimlichen Stimmen, die nächtlicherweile im Urwalde laut werden. Vielleicht auch glitzern, wenn das Feuer niedergebrannt ist, sei es durch die niemals fehlenden Löcher eines vielgebrauchten Zeltes, sei es durch die Eingangsöffnung, die Sterne herein, wenn nicht gar der Mond die abenteuerlichen Formen des Waldes mit seinem zauberhaften Lichte zu beleuchten beginnt. So hart auch das Lager sein mochte, so habe ich doch niemals im Freien (es sei denn auf hohen Bergen der Kälte wegen) eine schlaflose Nacht verlebt. Am folgenden Morgen fühlt man sich ein wenig gerädert, aber nach fünf Minuten, sobald man erst aufgesprungen ist, geht das vorüber. Und was schadete es auch, solange die Kraft der Jugend ewig und unerschöpflich zu sein scheint, so lange man von Erfolg zu Erfolg vorwärts stürmen zu dürfen glaubt!

Nach einer durch Sturm und Gewitter etwas unruhigen

Nacht erhoben wir uns um 5 Uhr, gelangten aber, da doch noch vielerlei zu erledigen war, erst um 7 Uhr zum Aufbruch. Der größte Teil des Gepäcks wurde nebst vier Kru-Leuten unter der Obhut des Hauptmanns Grando unten zurückgelassen. Von den fünf Kru-Leuten, die wir mitnahmen (selbstverständlich die kräftigsten und ausdauerndsten), trug einer die Decken, einer das Brandholz, einer die Zeltstangen und das Wasser, einer die Lebensmittel und der fünfte das Zelt. Ich glaube kaum, daß wenn wir, anstatt frischweg zu befehlen, Freiwillige aufgerufen hätten, irgendeiner sich gemeldet haben würde. Unser Führer hatte zu Ehren des Tages einen kurzen Jagdrock, Hosen, Stiefel und Gamaschen angelegt und sah in dieser nicht unvorteilhaften Kleidung wie ein regelrechter Alpenbesteiger aus. Als alles zum Aufbruch bereit stand, war er urplötzlich verschwunden und mußte über eine halbe Stunde lang wie eine Stecknadel gesucht werden. So sind die Schwarzen — unglaublich gedankenlos und leichtsinnig.

Zunächst ging es den gewaltigen, früher erwähnten Bergwall hinan, von dem vor Zeiten viele Dutzende und, fast möchte ich sagen, viele Hunderte von Lavaströmen, die jetzt in ihrem erkalteten Zustande den Erhöhungen auf der Schale einer Melone glichen, heruntergeflossen sind. Ein eisig kalter Sturmwind umsauste uns und verursachte ein unangenehmes Gefühl der Entzündung in Brust, Rachenhöhle und Nase. Von übermäßiger Wärme oder starker Transpiration konnte hier selbst beim angestrengtesten Bergansteigen nicht mehr die Rede sein. Zu unsern Füßen lagen alle jene gloriosen Bergriesen, wie der Kleine Kamerun-Berg, der Erdwerk-Krater, der Helenen-Berg u. s. w., die uns von unten aus so imposant erschienen waren. Noch tiefer abwärts schwebte, den Anblick der See verhüllend, ein in fast unheimlicher Weise durcheinandergewirbeltes Wolkenmeer. Auch über unsern Köpfen jagten Wolken über Wolken dahin, bloß ab und zu den Sonnenstrahlen freie Bahn lassend. Die Träger mußten, wenn ihre Kräfte nicht vorzeitig erschöpft werden sollten, etwa alle halbe Stunden ihre Last niedersetzen und Halt machen. Obwohl es so äußerst steil bergan ging und der rauhe Wind die Lungen arg mitnahm, so kam man doch schneller von der Stelle als drunten im Walde, und zwar einesteils deshalb, weil der Boden ganz hart war, und anderenteils, weil man gradeaus gehen konnte, ohne die endlos geschlängelten Negerwege benutzen zu müssen.

Humuserde oder anderes Gestein als vulcanisches gibt es hier nicht mehr. Zwischen dem spärlichen verkümmerten Büschelgras blickt überall die grauschwarze Lava durch. Die Richtung unseres Marsches von der Jägerhütte aus war abwechselnd N. und NNO. Die Temperatur betrug um 8 Uhr bei ostsüdöstlichem Winde $13^1/_2{}^0$ C. Um ein Viertel nach 8 Uhr erblickten wir zum ersten Mal in weiter Ferne und auch bloß auf ganz kurze Zeit die als die drei Schwestern bezeichneten Kuppen des Götterberges. Dieser Anblick war aber weniger schön, als wir erwartet hatten, weil der größte Teil des Götterberges einstweilen noch verdeckt blieb und die Ausschau nach unten durch Wolken verhindert wurde. Auch in dieser Höhe gab es außer allerlei merkwürdigen Algenpflanzen noch immer Reisig und 3—4 Fuß hohe, gelbblühende, vom Winde zerzauste Büsche, die unserm Ginster-Gestrüpp glichen. Bäume kommen dagegen über 2900 Meter hinaus auch in den am besten geschützten Thälern nicht mehr vor. Die Farbe des Grases war hier gelb und die Farbe der Berge dem entsprechend gelb, mit grauschwarz untermischt.

Um $8^1/_2$ Uhr betrug die Temperatur im Sonnenschein 18^0 C. und im Schatten an einem geschützten Orte 16^0 C., sobald dagegen der Wind das Thermometer erreichte 14^0 C. Jedermann, der einmal auf dem Rigi gewesen ist, weiß, wie urplötzlich das Thermometer um mehrere Grade fällt, sobald die Sonne untergeht oder auch bloß von Wolken verdeckt wird. Dieser plötzliche Temperaturwechsel macht sich aber hier in dieser großen Höhe noch viel stärker bemerkbar. Wir drei Weiße — Leute im Alter von 26, 31 und 32 Jahren — litten nicht im geringsten unter den Strapazen des Weges, während die Schwarzen sich mühsam in weiten Zwischenräumen hinterherschleppten. Uebrigens befanden sich meine von der scharfkantigen Lava zerschnittenen schweren Stiefel (das zweite Paar auf dieser Tour) bereits in einem beklagenswerten Zustande. Um 9 Uhr betrug die Temperatur im Schatten $18^1/_2{}^0$ C.

Unser Führer begann plötzlich laut zu rufen und mit allen Gliedern seines Körpers in der unbeschreiblichsten Weise zu gesticuliren. Dicht vor ihm war aus weichem Mooslager eine mächtige, die Größe eines mittelgroßen Hirsches erreichende Antilope aufgesprungen. Sie schien gar nicht geneigt, sich sonderlich zu beeilen, und schaute uns mehrmals, nach kurzem Lauf wieder

stehen bleibend, mit ihren großen Augen an, bis wir etwa auf 50 Schritte herangekommen waren. Während wir Weiße uns an der Schönheit und gemsenartigen Anmut des Tieres erfreuten, wollte Silvas Bedauern, daß er auf unsere Veranlassung hin sein Gewehr zurückgelassen habe, gar kein Ende nehmen. In diesem schwarzen Angola-Mann war mit Einem Schlag ein wildes Jagdfeuer entbrannt, und beim Anblick jeder weitern Antilope, deren wir im ganzen sechs sahen, geriet er förmlich in Ekstase.

Als ein dichter Nebel über uns hinwegzog, wurde die Kälte so groß, daß unsere Kru-Leute zu heulen begannen und dicke Thränen aus ihren Augen hervorquollen. Wir wickelten sie, so gut es eben ging, in Decken ein. Wir befanden uns auf dem Kamm einer ersten Kette, aber dahinter türmten sich viele Berge und Krater und auch eine noch höhere Bergkette auf. Hinter jener zweiten Bergkette glaubte unser Führer durch den Nebel hindurch in nordnordöstlicher Richtung abermals den Gipfel des großen Kamerun-Berges zu entdecken. Gradeaus vor uns, aber ein wenig nach links, lag dicht in der Nähe der mit Lavablöcken wie der Pudding mit Mandeln gespickte Calvo-Krater. Auch hier wäre noch, wenn wir das vorher gewußt hätten, von verdorrten Ginsterbüschen herrührendes Brennholz in einer für unsere Bedürfnisse ausreichenden Menge zu finden gewesen. Zukünftigen Besuchern des Kamerun-Gebirges werden vielleicht meine Mitteilungen das Knacken der sehr harten Nuß ein wenig erleichtern. Mir konnten Burtons Angaben kaum von irgendwelchem Nutzen sein, da sie sich allzu wenig mit praktischen Dingen beschäftigen und auch teilweise veraltet sind. Herr v. Rogozinski hat das meiste Material für den von ihm ausgearbeiteten Plan unserer Reise den Angaben der Eingebornen entnommen.

Um 10 Uhr stellte sich die Temperatur im Wind auf 10° C. Wir kamen an zwei kleinen Kratern vorüber, von denen der eine von einem Gewirr tiefschwarzer und noch gar nicht verwitterter Lavablöcke umgeben war. Der Boden, über den wir hinwegschritten, bestand weiterhin aus grauem vulcanischen Sand, aus dem bloß stellenweise die schwarze Lava hervorragte. Und immer noch und unaufhörlich ging es bergauf, bald über zackige Felsrücken, bald durch Thäler und ausgedehnte Bergkessel. Um 11 Uhr wurde vor einem ungeheuren, einem sturmbewegten See gleichenden Lavafelde Halt gemacht. Ich habe selten etwas fremd-

artigeres gesehen als dieses Gewirr von schwarzen Eiszapfen und ebenso schwarzen, aber an der Oberfläche mit einer dünnen Moosschicht überzogenen Lavablöcken. Der Führer riet, die Träger hier zurückzulassen, da dieselben mit ihren nackten Füßen nicht über die spitzigen Nadeln des Lavafeldes würden hinübergelangen können. Hinter einem ungeheuren, das Lavafeld an einigen Stellen einschließenden Lavawalle fanden wir Schutz vor dem eisigen Winde und beschlossen, an einem ziemlich tief gelegenen, gutgeschützten und deshalb auch mit Gras bestandenen Plätzchen unser Lager aufzuschlagen. Es ist merkwürdig, wie überall an der geschützten Seite der Berge selbst hier noch Gras, Moose, Blumen und sogar noch einzelne Sträucher vorwärts kommen, während die dem Winde ausgesetzte Seite der Berge vollkommen kahl ist.

Das Aufstellen des Zeltes nahm diesmal längere Zeit in Anspruch. Da der Härte des Bodens wegen keine Pflöcke eingeschlagen werden konnten, so trugen wir schwere Lavastücke herbei, welche die Zeltleinwand am Boden festhalten sollten. Unsere Kru-Leute ermangelten in dieser Höhe und bei dieser Temperatur der Energie und mußten öfters ermutigt werden. Es ist überhaupt schon schwer genug, Schwarze, die an das Gebirgsklima nicht gewöhnt sind, bis zu solcher Höhe mit hinauf zu bringen. Obwohl der Götterberg jetzt bloß halb verdeckt von einem andern Berge gradeaus vor uns liegen mußte, so ließ sich doch des starken Nebels wegen die genaue Richtung nicht feststellen.

Als aber nach anderthalbstündiger Rast der Nebel zerriß, traten wir sofort, bloß von Silva begleitet, den letzten entscheidenden Marsch an. Zunächst mußten wir das etwa drei Kilometer lange und ebenso breite, einen flachen Bergkessel ausfüllende Lavameer passiren, welches, wie wir später zu beobachten Gelegenheit hatten, von zwei großen Lavaströmen gebildet worden ist, die sich aus dem seitdem erloschenen und zusammengestürzten Krater des Götterberges ergossen haben. Die Lava ist in unzählige kleine und große Blöcke zerspalten, auf denen eine eisgraue, in einzelnen Gegenden von Angola als Geld dienende Moosart wuchert. Es war schon wieder sehr neblig geworden und unser Führer mußte aufmerksam ausschauen, um den wahren und wirklichen, aus drei Kuppen bestehenden Kamerun-Berg nicht zu verfehlen. Dem englischen Missionar Thomson ist es in Begleitung desselben Führers Silva widerfahren, daß er einen viel niedrigern Berg bestieg und

anfänglich (d. h. bis der Nebel sich lichtete) fest überzeugt war, auf dem dicht dahinter sich erhebenden großen Kamerun-Berge gewesen zu sein.

Als wir das Ende des Lavafeldes erreicht hatten, befanden wir uns vor einem niedrigen, jenen Berg, den Thomson fälschlich für den Götterberg gehalten, mit einem hübschen Krater verbindenden Gebirgssattel, über den vor Zeiten zwei mächtige Lavaströme heruntergestürzt sind. Diese sahen in ihrer Erstarrung ähnlich, nur unendlich viel großartiger aus als der Rhonegletscher. Auf dem Kamm des erwähnten Gebirgssattels, den wir, um zum Fuße des Götterberges zu gelangen, überschreiten mußten, entdeckten wir eine Anzahl hübscher, kleiner, vor dem Winde geschützter Kessel, die sich vortrefflich zum Aufschlagen des Lagers geeignet haben würden. Wir waren bereits 1¼ Stunden von der zuerst gewählten Lagerstätte her unterwegs und bereuten jetzt (da es unmöglich schien, am gleichen Tage den Götterberg zu besteigen und wieder zum ersten Lager zurückzugelangen), die Kru-Träger nicht mit uns bis hierher gebracht zu haben. Wir sandten daher den Führer zurück, um das Zelt abbrechen zu lassen und die Träger nebst dem Gepäck zu den kleinen Höhlen auf dem Kamme des obenerwähnten Gebirgssattels zu geleiten.

Eine halbe Stunde lang waren wir, und zwar jetzt, da über die Richtung kein Zweifel mehr bestehen konnte, so schnell wie nur irgend möglich über vulcanischen Sand und verwitterte Lavaströme dahingeschritten, als wir den von Thomson fälschlicherweise für den Götterberg angesehenen, in seiner Form dem Vesuv und der Somma gleichenden Gipfel hinter uns lassend am Fuße der höchsten Erhebung des ganzen Kamerun-Gebirges standen. Es war 1 Uhr 45 Minuten. Vor uns türmte sich in unheimlicher Steilheit (aber ausgenommen den höchsten Kamm ohne senkrechte Abstürze) eine 600 Meter hohe Bergmasse empor. Sollten wir, so freundlich auch die drei Schwestern herunterzuwinken schienen, noch zu so später Stunde das Wagnis unternehmen? Die Ueberlegung dauerte bloß wenige Minuten, dann hieß es „vorwärts, vorwärts!“ Eine fliehende Antilope, deren Fußspuren wir noch weit bergaufwärts verfolgen konnten, schien uns den Weg zeigen zu wollen. Aber welche Riesenarbeit hatten wir ohnehin schon Ermüdete unternommen! War man auf Händen und Füßen vorwärts strebend zu einem Absatz oder Haltepuncte gelangt, so ent-

sank beinahe der Mut, wenn man zurückblickend die zurückgelegte Entfernung mit der noch übrigbleibenden verglich.

Um 2½ Uhr stand ich in der Mitte eines Bergrutsches von vulcanischem Sand auf einem daraus hervorragenden hohen Felsen, dessen Erwähnung, da er auch von unten her gesehen werden kann, meinen etwanigen Nachfolgern als Richtschnur für den einzuschlagenden Weg dienen mag. Bald mußten wir über Lavablöcke, bald über vulcanischen Sand dahinklettern. Letzterer war am unangenehmsten, weil man, indem man drei Schritte machte, stets wieder zwei Schritte zurückrutschte. Allmählich wurde ich heiser und immer heiserer, bis ich schließlich gar nicht mehr sprechen konnte; erst nach kurzem Ausruhen auf dem Gipfel kehrte mir die Stimme zurück. Die Steilheit des Berges und die Schwierigkeit des Steigens wurden, je weiter wir gelangten, immer größer. Ab und zu machte man auch wohl eine unfreiwillige und nicht sehr sanfte Rutschpartie. Ob die Seite, die wir zum Aufstieg gewählt hatten, die günstigste ist, vermag ich nicht anzugeben; mir scheint es, als ob man vermittelst eines mehrstündigen Umweges auf bequemere Art zum Gipfel gelangen könnte. Glücklicherweise erwies sich meine Besorgnis, von der Bergkrankheit befallen zu werden, als unbegründet.

Um 3 Uhr 45 Minuten standen wir drei Weiße auf jener stolzen, erst dreimal vorher bestiegenen Höhe, von der aus wir, trotz der undurchsichtigen Luft, doch noch immer ein kleines Königreich zu überblicken vermochten. Leider fehlte jedes, auch das kleinste zum Rasten und Ausruhen einladende Plateau. Die drei Kuppen, von denen die mittlere — der eigentliche Götterberg — die höchste ist, liegen in einer Linie, und da von dem ehemaligen Krater des Götterberges, nachdem die Nordhälfte abgesprengt wurde und hinunterstürzte, bloß ein zackiger Rand stehen blieb, so gleicht der ganze Gipfel mehr einem Kamm als einer Fläche.

Auf der einen Seite (Nord) ein grauenhafter senkrechter Absturz von rotem Gestein, auf der andern ein steiles, mit kümmerlichen Moosen bestandenes Gehänge, auf dem man mit großer Vorsicht einherschreiten muß, wenn man nicht von dem rasenden Sturmwind über jenen Kamm geschleudert werden will, hinter dem sich der Abgrund eröffnet. Es schauderte mir, als ich vorsichtig auf Händen und Füßen mich fortbewegend hinunterblickte. Zu unsern Füßen schien jene ganze Fabrik des alten Zeus zu liegen,

in der zur Beunruhigung der armen Sterblichen Wolken und Wetter, Donner und Blitz gemacht werden. Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich mir diese abenteuerlichen und riesenhaften, an die Figuren der nordischen Mythologie erinnernden Wolkengebilde zum Gegenstande eines Bildes gewählt haben. Leider schienen dieselben Wolken, deren Majestät wir bewundern mußten, neidisch alles übrige verhüllen zu wollen. Als aber endlich vom Sturme gerüttelt der dichte Schleier sich ein wenig lichtete, da war der Blick auf diese Krater, diese Lavaströme und Lavameere unbeschreiblich, unnennbar, namenlos großartig.

Vom Sturmwind umheult, legten wir uns nieder, um, obwohl unsere erstarrten Hände kaum die Feder zu halten vermochten, eine Urkunde über unsere erfolgreiche Besteigung abzufassen. Dieses Papier wurde dann in eine Flasche gesteckt und mit derselben zwischen herbeigetragenen Steinblöcken vor der Gewalt des Windes geschützt. Das Schriftstück war in Latein abgefaßt, da weder der Deutsche den Gebrauch der polnischen Sprache gern gesehen haben würde, noch die Polen den der deutschen.

Die Temperatur betrug oben um 4 Uhr nachmittags, wenn Wolken vorüberzogen, 4° C., wenn die Sonne schien, 5° C. und beim Auflegen des Thermometers auf den Erdboden 6° C. Stieg ich aber auf der andern, vor dem Winde geschützten Seite des Berges bloß ein klein wenig abwärts, so zeigte das Thermometer beim Auflegen auf den Erdboden 11° C.

Es ist eine Ehrensache, wenn man einmal im Kamerun-Gebirge umherreist, alsdann auch die höchste Spitze erklommen zu haben, aber bis hierher vorzudringen, ist, so lange keine Drahtseilbahn auf den Götterberg führt, ganz gewiß kein Vergnügen. Die eingebornen Bakwiri sind der Ansicht, die weißen Männer stiegen auf den Götterberg, um dort eine Medicin zu holen, die sie noch stärker und klüger mache, als sie ohnehin schon seien. Die schon etwas mehr gewitzigten Kru-Leute, denen der Sinn und Nutzen aller dieser Anstrengungen natürlich eben so unbegreiflich ist, sagen, es sei „book palaver“ (eine Büchersache). Schwarze Jäger sollen ihre Streifzüge ab und zu bis zum Fuße des großen Kamerun-Berges ausdehnen; wenigstens will man nächtlicherweile ihre Lagerfeuer dort bemerkt haben. Zum Gipfel selbst scheint aber des Aberglaubens wegen niemals ein Eingeborner gelangt zu

sein. In der Sprache der Eingebornen lautet der Name des Berges „Mongo-ma-Loba“, d. h. „Götterberg“.

Da einesteils die Kälte (die auch durch das Auffinden eines erfrorenen Vogels veranschaulicht wurde), anderenteils die Notwendigkeit, vor Einbruch der Nacht wieder mit unsern Leuten zusammenzutreffen, zum Aufbruch drängten, so verbrachten wir bloß 40 Minuten auf der sturmumsausten Höhe. Beim Abwärtssteigen waren wir sehr besorgt, ob wir auch unsere Schwarzen finden und nicht etwa einem der zahlreichen Abstürze allzu nahe kommen würden. Glücklicherweise zerriß der Nebel, während wir noch mehr herunterrutschten als stiegen, und von jetzt ab dienten uns die bekannten Bergformen als Richtschnur. Mit großer Freude sahen wir von der Stelle aus, wo wir uns von dem Führer getrennt hatten, Rauch aufsteigen. Unsere Schwarzen, obwohl vor Kälte zitternd, begrüßten uns, als wir 1¼ Stunden nach dem Aufbruch vom Gipfel bei ihnen eintrafen, mit aufrichtiger Freude. Weniger erfreulich war es, daß sie während unserer Abwesenheit alles bei ihnen zurückgelassene Wasser bis auf den letzten Rest getrunken hatten, sodaß wir, obwohl vor Durst fast vergehend, bis zur Ankunft in der Jägerhütte am folgenden Tage warten mußten, ehe ein Tropfen Wasser über unsere Lippen kam.

Unser Zelt war in einer der zahlreichen Senkungen am Fuße jenes Berges, den Thomson fälschlich für den Götterberg gehalten hatte, bereits aufgestellt, und es war auch ein tüchtiges Feuer angezündet worden. Blickte man, mit dem Gesicht zum Götterberge gewandt, nach rechts, so hatte man einen hübsch und äußerst regelrecht geformten Bergkegel vor sich, der freilich von unserm Lager aus nicht als das, was er war, nämlich als ein erloschener Krater erkannt werden konnte.

Während der Nacht donnerte und blitzte es wieder, und nach Aussage der Schwarzen hatte sich ein Rudel Antilopen ganz in der Nähe unseres Zeltes umhergetrieben. Am folgenden Morgen um 6 Uhr maß ich die Temperatur zu 8° C. Wir brachen um 6 Uhr 50 Minuten auf, erreichten um 8 Uhr das jenseitige Ende des Lavafeldes und trafen um 9 Uhr 35 Minuten wieder bei unsern in der Jägerhütte zurückgelassenen Leuten ein. Wir erfuhren von ihnen, daß während unserer Abwesenheit einige Buea-Leute dort gewesen seien, aber schnell Reißaus genommen hatten, als sie die neuen Insassen der Hütte bemerkten. Als Bezahlung für

die Benutzung der Hütte hingen wir ein Bündel (head) Tabak darin auf und traten schon um 11 Uhr 20 Minuten den Marsch nach Manns Quelle an, welche wir um 2 Uhr 20 Minuten erreichten. Unterwegs sahen wir wieder mehrere Antilopen.

Als wir uns Manns Quelle näherten, nahm unser Führer mit geheimnisvoller Miene ein Feuerzeug aus der Tasche, trug etwas Reisig zusammen und zündete ein Feuer an, das der Windrichtung folgend in dem hohen trockenen Grase ziemlich schnell, obwohl bei weitem nicht so schnell, wie die landläufigen Schilderungen von Präriebränden es darstellen, um sich griff. Bald wälzte sich das improvisirte Präriefeuer mit starkem Geknatter und ungeheure Rauchwolken aufwirbelnd an verschiedenen Abhängen empor. Anfänglich waren wir beinahe entsetzt über die Wirkung, sahen dann aber, als wir erfahren hatten, daß jedermann, der eine größere Fläche trockenen Grases finde, das nämliche thue, mit Entzücken dem großartigen Schauspiel zu.

Als wir uns bei Manns Quelle ermüdet auf dem harten Lager in den Hütten der Schweden niederstreckten, wurden wir schon bald wieder durch die entsetzlichen und sehr großen Treiber-Ameisen aufgescheucht, deren Biß recht schmerzhaft ist. Wir ließen Feuer anzünden, um sie durch den Rauch zu vertreiben. Gegen Abend, als wir mit dem Einschneiden unserer Namen in die Bäume — an einem so selten besuchten Orte liegt noch einiger Sinn darin — beschäftigt waren, erschienen einige mit Steinschloß-gewehren bewaffnete Buea-Leute, die uns, da ihnen wohl das in der Jägerhütte zurückgelassene Geschenk gefallen und Vertrauen eingeflößt haben mochte, Coca, wilden Honig und andere Dinge zum Kauf anboten. Mit erstaunten Blicken betrachteten sie unsere in die Bäume eingemeißelten Namenszüge, und da dieselben nach ihrer Ansicht Fetisch (so etwas wie Zauberei) waren, so durften wir mit Gewißheit voraussetzen, daß kein Eingeborner es wagen würde, sie zu zerstören.

Von Manns Quelle marschirten wir am siebenten Tage der Reise um 7½ Uhr morgens weg, erreichten um 8 Uhr 40 Minuten die Grenze, jenseit deren es bloß Wald gibt, und lagerten um 12 Uhr 30 Minuten wieder bei der Höhle Issuma. Diesmal erblickten wir auch im Walde, wo sonst das Wild meist unsichtbar bleibt, eine Antilope. Affen haben wir dagegen, obwohl wir beständig ihr Gebrüll hörten, auch nicht ein einziges Mal zu Gesicht

bekommen. Etwa 1000 Fuß oberhalb Issumas begannen die früher erwähnten Elefantenspuren. Auch machte uns der Führer auf Fallgruben aufmerksam, wie sie von den Eingebornen zum Fang der wilden Schweine hergerichtet werden. Der Rückmarsch vollzog sich in unglaublich viel kürzerer Zeit als das Aufwärtssteigen, einesteils, weil es bergab ging, andernteils, weil nunmehr bereits ein Weg durch das Dickicht gebahnt war und unsere, des größten Teils ihrer Last entledigten Kru-Leute mit uns Weißen gleichen Schritt zu halten vermochten.

Trotzdem hätte mir dieser Rückmarsch beinahe einen ernstlichen Unfall zugezogen. In meinem Feuereifer, die Reise zu beschleunigen und zum Kamerun-Fluß zu gelangen, wo ich bereits das deutsche Geschwader vermutete, vernachlässigte ich die bei diesen Wald- und Buschwegen so sehr nötige Vorsicht, trat, als ich grade den Kopf nach den säumigen Kru-Leuten herumwandte, auf das einen Abgrund überdeckende morsche Dach von Reisig und Blättern und stürzte hinterrücks einen hohen Felsen hinunter. Als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich den Führer und einige andere Schwarze zu meiner Unterstützung herbeieilen. Aber ich schämte mich, weil ich der Eile, die ich andern hatte zumuten wollen, zum Opfer gefallen war, und wies ihre Hülfe zurück. Als ich mich überzeugt hatte, daß keins meiner Glieder gebrochen sei, auch nicht das stark anschwellende linke Handgelenk, richtete ich mich trotz starker Schmerzen auf und marschirte wieder an der Front.

Um 2 Uhr 15 Minuten brachen wir von Issuma auf und gelangten um 4 Uhr 45 Minuten nach Boando, wo wir Dikko und Monika, bei denen wir andernfalls eingekehrt sein würden, in großer Trauer um ihre vor wenigen Stunden verstorbene Mutter vorfanden. Der stumme Schmerz des herculischen Dikko und die Totenklage der heulenden Weiber war wirklich rührend; diese augenscheinliche Anhänglichkeit an die dahingeschiedene Mutter söhnte mich mit den Bakwiri, von denen ich im übrigen keine besonders gute Ansicht in mich aufgenommen hatte, beinahe wieder aus. Wir übernachteten in derselben Hütte, wo wir auf der Hinreise eingekehrt waren, und gelangten am achten Tage in 70 Minuten nach Mokunda und von dort in 75 Minuten nach Bota. Sechs Canoes brachten am Abend des achten Reisetages uns und unsere Leute nach der reizenden kleinen Insel Mondole zurück.

Capitel IX.

Das Bakwiri-Volk.

(Ich übernehme die Rolle eines Elefantenjägers. — Der Marsch nach Mapanja. — Ein Frühstück mit der schönsten Negerin des Gebirges. — Eine diplomatische Aufgabe. — Ich verbünde mich mit den Herren Knutson und Waldau. — Elefantenjagd und Kautschukhandel. — Die vielerlei Stämme des weitverbreiteten Kamerun-Volks. — Keine Sklaverei im Gebirge. — Frauen sind ein wertvollerer Besitz als Ziegen. — Eine Diphtherie-Epidemie. — Religion und Hexerei. — Eine eigentümliche Art, Gesetze zu machen. — Die Trommelsprache ist die größte geistige Leistung der Neger-Rasse. — Vier Jahre Missionsthätigkeit und kein Christ. — Ich berufe eine Volksversammlung. — König Mosasso und Häuptling Musinje. — Papier und Feder sind Hexenwerk. — Unterzeichnung des Protectorats-Vertrags mit Mapanja. — Größe des unter deutschen Schutz gestellten Gebiets. — Anwerbung von Dolmetschern, Zeugen und Lastträgern.)

Am 3. Januar schiffte ich mich von Kamerun aus mit fünf herculischen Kru-Leuten (zu denen in Victoria noch zwei weitere hinzukamen) und einer Unzahl von Gepäckstücken auf dem mir zur Verfügung gestellten Küstendampfer „Dualla“ ein und ankerte abends gleichzeitig mit der „Möwe“, an deren Bord sich der General-Consul Dr. Nachtigal befand, vor Bimbia. Meine Schwarzen, deren Mangel an militärischem Drill ich unterwegs abzuhelfen und deren geringe Zahl ich durch Lastträger aus dem Gebirge zu verstärken gedachte, waren lauter auserlesene Leute. Da war zunächst Dr. Buchners Diener „Peter“, der mir als eine Art von Adjutant zur persönlichen Aufwartung mitgegeben worden war und dem beim Marsche die Rolle zufiel, mein Ge-

mehr zu tragen — nach der Entwicklung seiner Muskeln der stärkste Neger und vielleicht der stärkste Mensch überhaupt, den ich jemals gesehen habe. Hauptmann (Headman) der kleinen Truppe sollte „Freeman" sein, ein Schwarzer mit freundlichen, fast möchte ich sagen, edlen Gesichtszügen, der unter all den zahlreichen Kru-Leuten von Kamerun als der zuverlässigste galt und der bereits von mehrern kleinen Streifzügen her eine gewisse Anhänglichkeit an mich gewonnen zu haben schien. Zum zweiten, stellvertretenden Hauptmann erkor ich „Tom", einen kleinen, breitschulterigen, gutmütig-dumm in die Welt schauenden Burschen, von dem ich anfänglich nicht viel hielt (der aber, wie ich gleich hier einschalten will, als Peter, Freeman und die meisten übrigen bereits zusammengebrochen waren, noch treu an meiner Seite stand).

Am frühen Nachmittag des 4. Januar — es war ein Sonntag — erschien die Dualla vor Victoria, ließ, als auf der Woermannschen Factorei, zum Zeichen, daß sich der Agent dort befand, die schwarzweißrote Flagge emporgestiegen war, mich und meine Leute in ein großes Ruderboot hinübersteigen und dampfte dann laut empfangenen Auftrags sofort wieder ab. Dies alles hatte jedoch nicht so schnell geschehen können, daß es nicht in dem überneugierigen Victoria eine gewisse Aufregung hervorgerufen hätte. Kaum saß ich mit dem Agenten, Herrn Stehr, der wiederum am Fieber litt, bei einer Flasche Bier, als auch schon, einer nach dem andern, die Abgesandten der schwarzen Colonial-Regierung erschienen, fragend, wie ich mich befände, ob ich wiederum den Pic besteigen oder ob ich diesmal bloß Antilopen jagen wolle. Lachend erwiderte ich, daß es mir mehr um das große Wild, nämlich die Elefanten, zu thun sei. Die Folge dieser vielleicht nicht ganz zufriedenstellenden Antwort war, daß die Notabeln des Ortes bis in die späte Nacht hinein eine geheime Beratung abhielten. Meine Besteigung des Kamerun-Gipfels — eine Sache, die noch niemals einem Victoria-Manne geglückt war — hatte, wie mir Herr Stehr erzählte, viel Aufsehen gemacht. Von der vorher von einer Missionarin ausgesprochenen Ansicht, daß ich eine zarte Mädchen-Natur sei, schien man jetzt zurückgekommen, und indem man mir alles und jedes zutraute, zum graden Gegenteil übergegangen zu sein.

Ich ließ den Angola-Mann Silva rufen, der mir bereits zweimal als Führer gedient hatte, und fragte ihn, ob er mich gegen gute



Kru-Neger (Brustbild).
(Aus der Gartenlaube.)

Bezahlung auf einem zu unternehmenden Jagdzuge nach Mapanja geleiten wolle. Silva sträubte sich anfänglich, weil verschiedene Ortschaften im Gebirge Krieg miteinander führten und erst vor wenigen Tagen in allernächster Nähe von Victoria ein Treffen stattgefunden habe. Er willigte aber schleunigst ein, als ich ein Goldstück in seine Hand drückte, und wurde beordert, sich für den folgenden Morgen fünf Uhr zum Abmarsch bereit zu halten. Die Hälfte der Nacht verbrachte ich mit einer derartigen Verteilung des allernotwendigsten Gepäcks, daß sieben Mann dasselbe wenigstens bis nach Mapanja hinauf befördern könnten. In Mapanja, dachte ich, würde, wenn meine dortige, vorwiegend diplomatische Aufgabe glückte, schon weiter vorgesorgt werden können.

Zunächst hieß es aus Feindesland hinauszukommen und meine kleine Truppe durch Freunde, die besser als ich das Gebirge und seine Bewohner kännten, zu verstärken. Aber diese Freunde, die ich erst gewinnen wollte, die ich niemals vorher gesehen hatte — kaum kannte ich ihre Namen, geschweige denn ihre Sinnesart —, war es nicht ein allzu großes Wagnis, auf ihre doch höchst fragliche Hülfe meine Pläne aufzubauen? Diese Betrachtung, werden meine Leser denken, hätte auch wohl früher und zu zeitgemäßerer Stunde in mir aufsteigen können. Das war sie auch. Tage und Nächte lang hatte ich sie in mir herumgewälzt und gesonnen und gesonnen, ob es keinen andern und sicherern Weg gäbe. Aber es blieb mir keine Wahl. Ich hatte keinen andern Weg gefunden, wenigstens keinen, der versprochen hätte, sicherer und in kürzerer Zeit zum Ziele zu führen.

Wohl war der Gedanke, einen Teil des Kamerun-Gebirges zu erwerben, meinem eigenen Hirn entsprossen, wohl hatte ich, und nicht ohne Erfolg, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das Interesse meiner Landsleute wachzurufen, aber als nun zur Ausführung und zu Thaten übergegangen werden sollte, da fehlte denn doch einer der wichtigsten Factoren. Es fehlte grade derjenige, auf den ich mit voller und äußerster Zuversicht gerechnet hatte, ohne den ich, wenn noch die Entscheidung mir allein überlassen geblieben wäre, das Wagnis nimmermehr unternommen haben würde. Wenn ich dem seit mehrern Jahren im Lande lebenden Rogozinski und den im Lande gebornen Victorianern, die mit der Sprache und den Sitten der Gebirgsbewohner bekannt waren, den Rang ablaufen wollte, so bedurfte ich vor allem eines

in Umgang und Verkehr mit den Eingebornen durchaus vertrauten Begleiters. Nun pflegt sich der Ruf der Kaufleute und namentlich der deutschen Kaufleute, die über so sehr viel schöne Dinge verfügen, bis weit, weit ins Land hinein zu erstrecken. Was also wäre natürlicher gewesen, als daß mich einer dieser vielerfahrenen Leute begleitet hätte? Anfänglich fanden sich deren, die Lust und guten Willen zeigten, mehr als genug, als aber aus Gründen, die ich nicht zu widerlegen vermochte, weil sie sich auf andere und näherliegende Pflichten stützten, einer nach dem andern ablehnte, da stand ich vor einem Dilemma, das mir das Herz in der Brust zusammenkrampfen ließ.

Hast du dich, lieber Leser, jemals in einem Conflict, nicht wovon man so viel zu sprechen pflegt, der Pflichten, sondern verschiedener Arten des Ehrgefühls befunden? Mir war etwas derartiges bis dahin unbekannt geblieben und ich fand auch keinen Menschen, dem ich mein Herz und den darin wogenden Kampf hätte erschließen können. Wenn in jenem großen Feldlager, welches die Woermannsche Factorei bei König Acquas Stadt damals darstellte, alles schlief, so wog ich die beiden Möglichkeiten gegeneinander ab, bis schließlich, wenn die andern aufwachten, die geistige Ueberanstrengung mich in tiefen Schlaf versinken ließ. Man stellte mir an Hülfsmitteln alles und jedes zur Verfügung, was ich nur begehren oder als einen Wunsch erraten lassen mochte, aber man versagte mir das eine, was mir als das wichtigste erschien und ohne welches ich, wenn ich mir die Sache kühl überlegte, nimmermehr hoffen durfte, einen meinen Plänen und den Erwartungen, die ich bei den andern voraussetzte, entsprechenden Erfolg zu erzielen. „Ich werde gehen," sagte ich zu mir selbst, „ich werde kämpfen und ringen, und wenn ich dann doch ohne Erfolg zurückkehre, blamirt, entehrt, wird man dann nicht zu mir sagen, daß ich meinem Vaterlande, dem ich dienen wollte, mehr geschadet als genutzt habe?" „Unmöglich," wirbelte es mir dann durch den Kopf, „ein Mann, der, wissend, daß seine Mittel nicht ausreichen, um einen Erfolg zu erzielen, dennoch hinauszieht, würde, wenn er ohne Erfolg zurückkehrte, nicht bloß dem Scheine nach, sondern wirklich blamirt und entehrt sein."

„Also zurücktreten!" Aller Stolz, die in jedem Menschen wurzelnde Eigenliebe bäumen sich dagegen auf. „Man würde dich, und sei es noch so ungerecht, der Feigheit bezichtigen. Man

würde sagen: Du hast den Mut gehabt, deine Pläne zu entrollen, aber sie durchzuführen, dazu hat dir der Mut gefehlt." Unmöglich.

Mit allen Ueberlegungen kam ich nicht weiter. Die Stunde der Entscheidung nahte heran, und als dann die ersten und hervorragendsten unter meinen zur Zeit in Kamerun weilenden Landsleuten zur letzten und endgültigen Beratung vor mir standen, da habe ich, ich will es offen gestehen, nicht den vielleicht höhern Mut gehabt, „Nein" zu sagen. Ich sagte „Ja", und ich ging.

Versteht jetzt der Leser, warum mir keine andere Wahl blieb, als einen so unnatürlich hohen Wert auf die Hülfe und die Freundschaft von Leuten zu legen, die ich nicht kannte, die ich niemals gesehen hatte? Und wenn mir die diplomatische Aufgabe in Mapanja nicht glückte? Dann mußte ein kühner, vielleicht könnte man sagen, verzweifelter Schritt, über den ich mir vollkommen klar war, den ich aber jetzt nicht mehr zu enthüllen brauche, über die Schwierigkeit hinweghelfen. Ich hatte, als ein Ergebnis des oben geschilderten Conflicts, gethan, was ein vernünftiger und gewissenhafter Mensch niemals thun sollte, ich hatte mir, wenigstens so wie ich die Sache auffaßte, die Möglichkeit einer auch ohne Erfolg noch ehrenvollen Rückkehr vollkommen abgeschnitten. Während der ganzen Dauer des Unternehmens litt ich unsäglich unter dem übermächtigen Druck dieses Gefühls, das mich zu einer fieberhaften Aufregung und in einzelnen Fällen zu einer Härte und Schroffheit verleitete, wie ich sie sonst niemals gezeigt haben würde. Wenn in jener ganzen Zeit Wünsche von mir zum Himmel emporgestiegen sind, so waren es solche wie: „Möge mit mir geschehen, was will, aber wenn ich zurückkehre, so laß mich nicht ohne Ehren zurückkehren."

Es war mir während der nächtlichen Ruhestunden in Victoria der Gedanke gekommen, ob auch die in Mapanja wohnenden schwedischen Elefanten-Jäger dem ihnen völlig fremden Manne Glauben schenken, ob sie mich nicht etwa für einen Abenteurer ansehen würden. Noch hatte sich das erste Dämmerlicht nicht gezeigt, als ich an das Bett des Herrn Stehr trat, ihn fragend, ob er mich nach Mapanja begleiten wolle. „Es hat bloß den Zweck, zu sagen, wer und was ich bin, so zu sagen meine Identität festzustellen, damit die schwedischen Herren mich nicht mit Argwohn empfangen."

„Aber mein Chef in Kamerun würde darüber ungehalten sein."

„So werde ich ihn beruhigen."

„Und mein Geschäft?"

„Geschäft gibts wegen der weisen Entscheidung des Court of equity ohnehin nicht."

„Und wenn inzwischen meine Factorei niedergebrannt würde?"

„So werde ich den Schaden tragen."

„Gut, ich werde mit Ihnen gehen, aber auf Ihre Verantwortung hin."

„Auf meine Verantwortung."

Um 7 Uhr morgens stand, nachdem die Schwarzen vorher noch tüchtig gegessen hatten, die kleine, insgesamt aus zehn Mann bestehende Colonne zum Abmarsch bereit. Anstatt quer durch den Ort Victoria zu marschiren, was viel unnötiges Aufsehen hervorgerufen haben würde, wählten wir einen etwas längern, aber von der Factorei aus schon nach wenigen Minuten den dichten Urwald erreichenden Weg. Nach einer Viertelstunde gelangten wir zu jenem, schon früher erwähnten, krystallklaren und waldumstandenen Flüßchen, das sich ganz dicht bei Victoria ins Meer ergießt. Eine halbe Stunde lang nach Norden folgten wir seinem romantischen, ja, gradezu zauberhaft schönen Lauf. Dann wateten wir an einer Stelle, wo das Flüßchen sich ostwärts wandte, durch eine bloß 2 bis 2½ Fuß tiefe Furt und rasteten am jenseitigen Ufer — eine Gelegenheit, welche unsere Schwarzen nicht vorübergehen ließen, ohne aus kelchförmig zusammengelegten Blättern fast über Gebühr zu trinken und sich nach Ablegung der wenigen Kleidungsstücke in die kühlende Flut zu stürzen.

Noch ging es eine weitere halbe Stunde lang nördlich über flachen Boden durch dichten, aber auf weite Strecken mit Bananen- und Oelpalmen-Pflanzungen durchsetzten Wald. Dann begann das Gelände stark zu steigen (nordnordöstlich) und nach 2¼ Stunden seit dem Abmarsch von Victoria (den Aufenthalt am Flüßchen abgerechnet) gelangten wir zu dem östlich von einem sehr hohen Berge gelegenen Dorfe Bongala. Von hier aus eröffnete sich der erste Ueberblick über das Meer, über die herrliche Bucht von Victoria und die ihr vorgelagerten paradiesischen Inseln. Die Insel Mondole lag genau südlich und der Ort Victoria, den wir aber nicht sehen konnten, etwa südsüdwestlich. Die Terrainbildung war höchst mannigfaltiger Art und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß jene in eintönigen Parallel-Linien

abwärtsführenden Bergkämme, wie die englische Seekarte sie nach Burtons und Grenfells Aufnahmen verzeichnet, in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind. Der Weg durch Bongala nahm, da die einzelnen Hütten der Bakwiri-Ortschaften ebenso zerstreut liegen, wie man das bei westfälischen Dörfern findet, nicht weniger als 20 Minuten in Anspruch.

Anfang und Ende eines Bakwiri-Dorfes kann man mit äußerster Genauigkeit feststellen, weil man jedesmal über einen hohen und aus dicken Pfählen höchst solide hergestellten Zaun klettern muß. Diese Zäune, die selbst bei den kleinern Dörfern kaum weniger lang sein können als 2—3 km und die ein ganz achtungswertes Maß von geleisteter Arbeit darstellen, dienen nicht etwa, wie man beim ersten Anblick glauben sollte, zu Verteidigungszwecken, sondern sind ausschließlich dazu bestimmt, das in den Dörfern und so zu sagen mit den Menschen lebende Vieh (einige wenige, keine Milch gebende Kühe und ziemlich viel Ziegen und Schweine) am Ausbrechen und am Zerstören der außerhalb der Zäune gelegenen Bananen-, Cassava- und Kokos-Pflanzungen zu verhindern. Pforten gibt es nicht, wohl aber sind, wo die durch den Wald führenden Fußpfade einen solchen Zaun erreichen, Pfähle von verschiedener Höhe derartig zusammengestellt, daß man wie auf einer etwas steilen Treppe hinauf- und an der andern Seite wieder herunterklettern kann. In Kriegszeiten stellen sich die Verteidiger nicht etwa hinter den Zaun, der ja wegen der Lücken zwischen den Pfählen nur wenig Schutz darbieten würde, sondern werfen an der Innenseite des Zaunes einen Schützengraben aus, sodaß sie also, während der Zaun solcher Stellung einen gewissen Grad von Sturmfreiheit gewährt, durch die Lücken zwischen den Pfählen hindurchfeuern können.

Bisher waren wir auf unserm Marsche nur wenig Menschen begegnet. Jetzt aber begann der Weg belebter zu werden. Denn es war in Victoria Markttag und aus den Ortschaften Bongala und Bonjongo, die, wenn sie auch noch nicht förmlich annectirt sind, doch in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis zu Victoria stehen, pflegen bei solcher Gelegenheit sehr viel Menschen und namentlich Weiber zur Küste herunterzukommen. Von all diesen Weibern interessirte mich bloß eine, deren Lob ich seit Wochen hatte singen hören und nach der ich denn auch durch Silva recht eifrig ausschauen ließ. Nicht weniger als vier, und zwar drei

verschiedenen Nationen angehörende Weiße hatten mir im Vertrauen mitgeteilt, daß sie in Mundjua, das schöne Mädchen von Bonjongo, das sie drunten in Victoria kennen gelernt hatten, sterblich verliebt seien. Drei von den vieren hätten sie zum Weibe nehmen mögen, wenn nicht der hohe Kaufpreis von 50 Pfund Sterling, der für das Mädchen verlangt wurde, sie zurückgeschreckt hätte. „Mundjua", sagte man, „steht unter dem Einflusse der Mission, und die schwarzen Heiligen von Victoria verstehen sich auf den Schacher mit schönen Mädchen noch weit besser als die Heidenhäuptlinge des Gebirges."

Wir hatten grade auf eine kleine Weile Halt gemacht und uns, die mitgenommenen Trinkflaschen prüfend, auf umgestürzte Baumstämme gesetzt, als von der Front her atemlos ein Bursche mit der Nachricht herbeikam, daß Mundjua uns begegnen werde. Als Silva das hübsche Kind zu mir führte, reichte ich ihr, mich vom Sitze erhebend — was Negern gegenüber eine ganz außergewöhnliche Höflichkeit ist —, die Hand und sagte, was mir beim Anblick der wirklich auffallend schönen Erscheinung von Herzen kam: „Man hat mir erzählt, Mundjua, du seiest das schönste Mädchen in diesem ganzen Gebirge. Ich finde, daß man mir die Wahrheit gesagt hat, und möchte wünschen, daß du eine kleine Weile bei uns bliebest. Wenn du mit uns frühstücken willst, so werde ich allerlei hübsche Seidenstoffe für dich heraussuchen lassen, die du dann zum Andenken an den weißen Mann, dem du heute zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Mal begegnet bist, mit dir nehmen kannst."

Ein kokettes Lächeln überflog das liebliche Gesichtchen, jedoch ohne daß sie eine Antwort gegeben hätte. Aber ich ließ die kleine weiche Hand nicht eher wieder los, als bis sie zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte.

Alles dies erwähne ich so ausführlich, nicht bloß weil es ein anmutiges Zwischenspiel in jenem rauhen und wilden Leben bildete, das ich nun schon seit langer Zeit geführt hatte, sondern auch, weil das Interesse, welches dieses Mädchen einflößte und einflößen mußte, weit über den Reiz des Augenblicks hinausging. Mundjua war nicht bloß die schönste Negerin, die ich jemals gesehen habe, sondern hätte auch, wenn ihre schwarze Haut urplötzlich weiß geworden wäre, noch immer eine Schönheit genannt werden müssen. Man denke sich einen Kopf mit lauter kleinen,

sorgsam frisirten Löckchen und darunter eine mäßig hohe Stirn. Dann kommt zwischen ein Paar mandelförmigen schelmischen Augen eine wohlgeformte Nase, die der schärfste Kritiker nicht anders als griechisch hätte nennen können. Darunter ein kleiner rosiger Mund mit zwei beim Lachen sich zeigenden Reihen schneeweißer Perlen. Hals, Büste und Wuchs des jungfräulich schlanken Körpers sind tadellos und die nackten Füße so klein, wie man das sonst bloß bei Mulatten, aber fast niemals bei Negern zu sehen gewohnt ist. Im Gegensatz zu den übrigen Weibern reicht das saubere rosarote Hüftentuch bis weit über die jugendliche Brust, solchergestalt beinahe die Form einer römischen Toga annehmend. Und dieses Mädchen war schwarz, sogar ein wenig tättowirt. Aber das Schwarzbraun ihrer Hautfarbe war von einer vornehmern Art, als man es sonst bei Negern findet. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß es unter Negern keinen „Teint", keine größere oder geringere Zartheit der Haut gäbe. Es herrscht in dieser Hinsicht die gleiche Verschiedenheit wie bei uns. Meine Kru-Leute waren grobhäutig wie deutsche Matrosen, aber Mundjua zeigte den zarten, durchschimmernden Teint einer nordamericanischen Salondame.

Woher dieses Naturspiel? Wie kam die Negerin an den Wuchs und den Gesichtsausdruck einer blaublütigen Kaukasierin? An Blutsvermischung war nicht im entferntesten zu denken, denn die Hautfarbe war so schwarz, wie man sie sich nur irgendwie wünschen konnte. Aber es war auch bloß einzig und allein die Farbe und außerdem wohl das krause Haar, was noch die Negerin verriet. Von allen andern typischen Merkmalen der Negerrasse nicht die leiseste Spur: weder dicke, wulstige Lippen, noch eine breite, plattgedrückte Nase, noch auch der vorstehende Unterkiefer.

Hatte die Natur sich geirrt, indem sie einem zur Europäerin bestimmten Mädchen die schwarze Hautfarbe der Negerin verlieh? Solche Naturspiele, dachte ich, kann man sich gefallen lassen. Das ist doch zum wenigsten einmal eine Abwechslung gegen die zusammengewachsenen Kinder, die affenartig behaarten Menschen und die Schafe mit fünf oder sechs Beinen. Das Vorkommen dieses Naturspiels grade in dieser Gegend war um so auffallender, da das Bakwiri-Volk im allgemeinen und namentlich im Vergleich zu den Dualla von Kamerun durchaus nicht als hübsch bezeichnet werden kann. Mundjua war wie gesagt unter allen Negerinnen, die ich

gesehen habe, die einzige, die ohne jede Uebertreibung eine „Schönheit“ genannt werden konnte. Der „hübschen“ Negerinnen sind mir dagegen schon mehr zu Gesicht gekommen. Aber auch bei diesen war stets der eine oder andere Anklang an die Eigentümlichkeiten der weißen Rasse unverkennbar. Nur traten diese Anklänge nicht so unvermischt und alleinherrschend auf wie bei dem schönen Bakwiri-Kinde.

In Mapanja habe ich später noch eine 20—25jährige, schwere Lasten tragende und gänzlich verwelkte Frau (die ehemalige Geliebte eines inzwischen verstorbenen Missionars) gesehen, in deren vergilbten Zügen die Spuren einstiger Schönheit so tief eingegraben standen, daß ich mir veranschaulichen konnte, sie müsse in ihrer Jugend etwas ähnliches gewesen sein wie Mundjua. Auch Mundjua besaß nicht einmal die beauté du diable, sie war im vollsten Sinne des Wortes eine Eintags-Schönheit. Obwohl höchstens 15 Jahre zählend, zeigte sie doch schon die ersten, ganz leisen Spuren jenes Verwelkens, das bisweilen sogar schon vor der Reife zu beginnen pflegt und unter dem Einfluß harter Arbeit die armen Mädchen recht eigentlich um ihre Blüten und Rosenzeit betrügt. Aber wer auch verstände hier etwas von Blüten, von Knospen und Rosen? Das Los der armen Weiber, die glücklicherweise nichts besseres kennen und insofern ganz vergnügt sind, werde ich an anderer Stelle eingehender schildern. Ob europäische Cultur in dieser Hinsicht jemals eine Besserung mit sich bringen wird?

Meine Schwarzen sind halb eingeschlafen. Die fieberhafte Unruhe, daß ich etwas versäumen könnte, beginnt sich meiner aufs neue zu bemächtigen. Lebewohl, Mundjua! Gott gebe dir einen guten Mann und alles, was eine hübsche kleine Negerin sich wünschen mag.

Nach weiterm dreiviertelstündigen Marsche klettern wir über den 8—10 Fuß hohen Zaun des in 510 Meter Meereshöhe gelegenen Dorfes Bonjongo, wo eine von einem Schwarzen geleitete Zweigstation der Baptisten-Mission von Victoria eingerichtet worden ist. Im ganzen sind wir sechs oder allen Aufenthalt abgerechnet vier Stunden unterwegs gewesen, als wir die ersten Hütten von Mapanja erreichten. Aber Mapanja ist fast noch weitläufiger gebaut als die übrigen Ortschaften und die Schweden wohnen ganz hoch oben am höchstgelegenen Puncte des Dorfes. Bei einem

Complex von kleinen Häusern, die sich in nichts von denjenigen der Neger unterscheiden, flattert an hohem Mast die blaugelbe schwedische Flagge. Vor der größten dieser Hütten, die anscheinend als Wohnhaus, dient sind die Felle jagdbarer Tiere, wie z. B. Buschkatzen, Antilopen u. s. w., zum Trocknen aufgespannt. In der Thür steht mit Trapper-Hut, Wollhemd und naturfarbenen Stiefeln ein junger rotwangiger Mann, der mit dem Putzen und Reinigen einer mächtigen Elefantenbüchse beschäftigt ist. Herr Stehr sagt mir, das sei Gustavson, der Begleiter des einen der beiden schwedischen Herren. Der Begleiter des andern war kurz vorher, sei es am Fieber, sei es infolge eines Sonnenstichs, gestorben.

Wir erfahren, daß die Herren Knutson und Waldau zu einem mehrtägigen Jagdzug nach dem Mongo-ma-Etinde aufgebrochen seien, aber heute oder morgen zurückkehren würden, und werden von Herrn Gustavson eingeladen, in das Innere des Hauses einzutreten. Dort starrt es von Jagdtrophäen, wie Hörner, Felle u. s. w., sowie von Gewehren aller möglichen Systeme und Kaliber. An den Wänden sind divanähnliche, mit Decken belegte und den Betten der Eingebornen — auch hier dienten sie, wie ich später erfahren sollte, als Betten — nachgeahmte Holzgestelle angebracht. In der Mitte steht ein urwüchsiger Tisch, an den man, um den Mangel an Stühlen zu ersetzen, Koffer oder Kisten heranzuschieben pflegt. Ein Seitenzimmer zur Linken oder vielmehr ein durch Teppiche und Bretter gebildeter Verschlag enthält das kleine Warenlager, aus dem heraus durch ein kleines, mit einem Tisch versehenes Fenster mit den Kautschauk anbietenden Eingebornen Handel getrieben wird. Kleine Bakwiri-Knaben, possirlich wie die Affen, fungiren als Diener und Aufwärter und hantiren auch in der in einem Nebenhause befindlichen Küche.

Bereits saßen, nachdem in ausgiebigster Weise für meine Schwarzen gesorgt worden war, Herr Gustavson, Herr Stehr und meine Wenigkeit bei der aus Palmöl-Suppe und einigen Conserven bestehenden Mittagstafel, als Eingeborne meldeten, daß die Herren Knutson und Waldau von der Jagd zurückkämen. Beide Herren waren in Schweiß gebadet und übermüde, sodaß ich es nach der ersten Vorstellung und Begrüßung für das beste hielt, sie bis zum Abend sich selbst zu überlassen. Ein Marsch wie der von Victoria nach Mapanja, der unter europäischem

Himmel und in europäischem Klima nur wenig bedeuten würde, ist in Westafrica eine äußerst anstrengende Tagesleistung, der sich nur wenige Leute aus freien Stücken an zwei aufeinanderfolgenden Tagen unterziehen würden. Ohne jede Gefahr, zu übertreiben, kann man behaupten, daß ein vierstündiger Marsch in Westafrica dasselbe bedeutet wie in Europa ein achtstündiger; manche Leute würden sogar an Stelle der acht Stunden zehn setzen.

Als die Dämmerung eine angenehme Kühle mit sich brachte, ließen (trotzdem ich eine ziemliche Menge Wein mit mir führte) die Schweden es sich nicht nehmen, schwedischen Punsch herbeizubringen, von dem sie ganz gewiß nicht mehr sehr viel besaßen. Zu passender Zeit eröffnete ich die ersten Parallelen. Stunde um Stunde verfloß, während ich in geeigneter Form meine Pläne entrollte und die Schweden sich ab und zu behufs privater Besprechung in das Nebenzimmer zurückzogen. Die niedergebrannten Kerzen waren erloschen und längst hatte die kleine Wanduhr Mitternacht geschlagen, als wir uns erhoben und, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, in die sternenfunkelnde Nacht hinaustraten. Das Bündnis, das beiden Teilen gleich große Vorteile verhieß, war abgeschlossen und durch Handschlag und Manneswort besiegelt. Mir persönlich schien das wie ein erster Sieg. Die Schweden hatten bereits die unbenutzten Buschcomplexe von Mapanja und Lecumbi (aber leider ohne Hoheitsrechte) sowie einen kleinen Marktplatz in Lecumbi käuflich erstanden und dabei nur wenig Schwierigkeiten gefunden. Die Victorianer seien gefürchtet, aber auch verhaßt, und die Bakwiri würden jede Gelegenheit ergreifen, um die Gefahr, unter die Gerichtsbarkeit der schwarzen Spitzbuben von Victoria zu geraten, von sich abzulenken.

Sollte es mir vergönnt sein, dieses ganze herrliche Gebirge, 500 bis 600 qkm des gesundesten, reichsten und fruchtbarsten Bodens von ganz Africa, deutsch werden zu sehen? Schon sah ich mich im Traume meinem Vaterlande ein Königreich zum Geschenk darbringen. Leider sind die Träume stets schöner als die Wirklichkeit!

Da die Schweden mir versicherten, daß ich ohne reichliche Geschenke keine Verträge würde abschließen können, und daß die Könige und Häuptlinge (teils aus Furcht, teils weil ein alter, in Africa sehr weit verbreiteter Aberglaube ihnen bei Verlust des Lebens verbietet, das Meer zu sehen) sich weigern würden, behufs

Empfangnahme der Geschenke zur Küste herunterzukommen, so richtete ich an den sich zur Rückkehr anschickenden Herrn Stehr die Bitte, mir aus den Vorräten seiner Factorei für einige Tausend Mark Waren zu überlassen. Herr Stehr äußerte die feste Ueberzeugung, daß man in Victoria den Versand der Waren, sobald man ahnen könne, für wen sie bestimmt seien, mit Anwendung von Gewalt verhindern werde. Es wurde daher beschlossen, daß Herr Gustavson sich mit einer größern Anzahl Mapanja-Leute nach Bota (einem von Rogozinski angekauften Küstenplatz) begeben und dort die Waren gleichsam als Bezahlung für geliefertes Kautschuk in Empfang nehmen sollte.

Die Zeit, die bis zur Ankunft der Waren verstrich, bot mir mehr als hinreichende Gelegenheit, um über das seltsame Leben, welches die Schweden hier so weit abseits von der civilisirten Welt führten, und über die Bevölkerung von Mapanja einige Erkundigungen einzuziehen. Die Herren Knut Knutson und Georg Waldau, von denen der erstere 27 und der zweite 22 Jahre zählte, beide Söhne aus guten Familien, waren, jeder mit einem Diener, herausgekommen, um Elefanten und anderes Wild zu schießen und Sammlungen nach Hause zu senden. Sie hatten sich bei Manns Quelle, also oberhalb der Grenze des Urwaldes, die bereits an anderer Stelle von mir beschriebenen Häuser erbaut, waren aber durch die Rauheit des Klimas von dort vertrieben worden.

Auch fanden sie heraus, daß das Gebirge durchaus nicht so überreich an Wild sei, wie sie ursprünglich angenommen hatten. Während im Bakundu-Lande (am Oberlaufe des Mungo-Flusses) die Elefanten herdenweise verkehren, kommen sie hier bloß vereinzelt vor. Dazu kam, daß die Schweden im Anfang ihres Aufenthaltsortes noch keine Elefantengewehre mit Explosions- und Expansivkugeln besaßen. Von den wenigen Elefanten, die sie überhaupt geschossen, haben die meisten sich schwer verwundet verlaufen, und bloß von einem ist, so viel ich weiß, das Elfenbein in die Hände der rechtmäßigen Besitzer gelangt. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß ein irgendwie größerer Bruchteil des durch die Neger in den Handel gebrachten Elfenbeins von geschossenen oder überhaupt gewaltsam getöteten Elefanten herrührte. Im Innern mag es mutigere Stämme geben, welche, wie das mehrfach aus andern Gegenden von Reisenden beschrieben worden

ist, die Elefanten einkreisen und durch Aushungern so schwach und mutlos machen, daß sie ohne Gefahr getötet werden können, aber der größte Teil des zum Verkauf kommenden Elfenbeins wird nach allgemeiner Annahme und nach den Aussagen der Neger gefunden. Seltsamerweise sollen fast niemals Knochen dabei liegen, sodaß also, wenn das Elfenbein von verendeten Elefanten herrührt, die Knochen bereits verrottet sein müssen. Manche Leute wollen auch behaupten, daß der Elefant unter gewissen Bedingungen und vielleicht bei Krankheitszuständen seine beiden großen Zähne abwürfe, wie der Hirsch das Geweih. Uebrigens behaupten die Kaufleute, an der Beschaffenheit des Elfenbeins erkennen zu können, ob der Elefant, von welchem dasselbe herrührt, krank gewesen sei oder nicht.

Am häufigsten sind von den Schweden gradhörnige Antilopen geschossen worden, deren Fleisch außerordentlich wohlschmeckend sein soll. Aber nach den mir gezeigten Fellen zu urteilen, müssen diese Tiere doch bei weitem nicht so groß sein, wie sie mir im Lauf erschienen sind. Auch besaßen die Schweden zahlreiche Felle von gar vielerlei verschiedenen und außerordentlich großen, beinahe tigerähnlichen Katzenarten. Auffallenderweise war kein einziges Leopardenfell darunter, sodaß also diese Tiergattung im Gebirge wohl seltener sein muß als in der Ebene.

Als die Schweden zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß der Ertrag der Jagd niemals ihren Erwartungen entsprechen würde, verlegten sie sich darauf, den Eingebornen das Sammeln und Kochen von Kautschuk beizubringen, und siedelten zu diesem Behuf nach einem an kautschukhaltigen Lianen besonders reichen Bezirk, nämlich nach Mapanja über. Daß es im Kamerun-Gebirge Kautschuk gebe, war vorher nicht bekannt gewesen, und diese Entdeckung muß den Schweden zu hohem Verdienst angerechnet werden. Leider sind die Schweden machtlos gegenüber dem Raubbau der Eingebornen, die mit der Benutzung der Lianen die Bäume selbst vernichten. Wenn auch das neuerdings von den Schweden betriebene Kautschukgeschäft ziemlich lohnend sein mag, so fallen doch die übertrieben hohen Preise für Trägerlohn sehr schwer in die Wagschale. Die Missionare, die von England aus sehr reichlich mit Geldmitteln ausgestattet wurden und ohne etwas zu leisten ein vergnügtes Leben führten, haben die Preise verdorben. Und wenn einmal die Preise zu einer gewissen Höhe

heraufgeschraubt worden sind, so setzt der passive Widerstand der Negernatur ihrer Herabsetzung ein unüberwindliches Hindernis entgegen.

Abgesehen von solch kleinen, im Handel unvermeidlichen Reibereien haben die Schweden, die auch schon ein wenig Bakwiri sprechen, sich stets gut mit den Eingebornen zu vertragen gewußt, was zum Teil auch daher rühren mag, daß sie als vorzügliche Schützen ganz außerordentlich gefürchtet sind. Ihre etwas kargen Lebensmittel (Koko, Palmöl, Hühner) beziehen die Schweden, die weniger gut als die an der Küste lebenden Kaufleute mit europäischen Conserven versorgt sind, von den Eingebornen; der Kaffee, den ich mehrmals am Tage mit großem Behagen schlürfte, war wild im Kamerun-Gebirge gewachsen. Ueber das Klima sprachen meine liebenswürdigen Wirte zwar in lobendem Tone, aber doch nicht in dem Maße günstig, wie ich das wohl erwartet haben würde. Wenn ich an das, was ich vor meiner Abreise über das Kamerun-Gebirge gelesen habe, zurückdenke, so scheint es mir, daß man sich in Europa über die Gesundheitsverhältnisse dieses Gebirges einigen Täuschungen hingäbe. Wenn ich auch durchaus nicht leugnen möchte, daß das Gebirge bedeutend gesunder ist als die Flußniederungen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das Fieber sich eben so hoch hinauf erstreckt, als es Dörfer gibt, daß das Klima in noch höhern Regionen, wie z. B. bei Manns Quelle, schon viel zu rauh ist, als daß Europäer dort ohne besondern Anlaß auf längere Zeit leben möchten.

Mapanja liegt in 660 Meter Meereshöhe an einem mit zahlreichen Unebenheiten sanft ansteigenden Gehänge, über das aber der dichte Pflanzenwuchs eine Uebersicht beinahe unmöglich macht. Außerordentlich schön ist dagegen der Blick nach unten auf die nur selten von Nebel und Wolken verschleierte Bai. Als am 6. Januar ein weiß angestrichenes englisches Kriegsschiff (wahrscheinlich der Watchful) in der Ambas-Bucht erschien und (nachdem es durch abgesandte Ruderboote mit der Mondole-Insel, wo Rogozinski wohnt, verkehrt hatte) den Curs nach Fernando Po einschlug, da konnten wir alles dies vom Hause der Schweden aus mit bloßen Augen so deutlich wahrnehmen, als ob es in allerdichtester Nähe geschehen wäre. Diese Eigentümlichkeit der Lage von Mapanja bringt es auch wohl mit sich, daß die Schweden trotz der großen Entfernung den Geschützdonner von

Kamerun (20. December 1884) ganz deutlich gehört haben. Von Mapanja aus liegt die Ostspitze der Mondole-Insel (wenn ich die Declination, über welche die Angaben zwischen 13 und 17° schwanken, zu 15° annehme) S. 15° O. Nach oben hin genießt man weit seltener einen freien Ausblick als nach unten. Als es einmal auf kurze Zeit völlig klar war, sah ich (N. 20° W.) in weiter Ferne, aber doch noch unterhalb des Götterberges, einen hohen, schon nicht mehr mit Wald bestandenen dreikuppigen Bergrücken, der, wie die Schweden meinten, der bei der Jägerhütte (Hunters Hut) ansteigende Bergkamm gewesen wäre.

Die schlimmste Seite von Mapanja ist der völlige Mangel nicht bloß an Trinkwasser, sondern an allem Wasser überhaupt. Jeder Tropfen des zum Trinken, Kochen und Waschen benötigten Wassers muß von Bongala, also 1½ Stunden weit, auf den Köpfen der Eingebornen und namentlich der Weiber herbeigeschleppt werden. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn bisweilen Wassermangel eintritt, und thatsächlich haben wir auch einmal einen halben Tag lang dursten müssen und uns nicht waschen können. Diese verhältnismäßige Armut an Quellen und fließenden Gewässern beschränkt sich auf den schmalkantigen Südabhang des Gebirges, während es auf dem Ostgehänge, wo Buea, Sopo, Bongandjo, Bullikova, Mbinga und alle die später zu erwähnenden Ortschaften liegen, so wenig an Bächen und Flüssen mangelt, daß man deren bei jedem Tagemarsch wenigstens ein halbes Dutzend überschreiten muß. Auch der Südabhang ist selbst in größern Höhen nicht ganz so wasserarm, wie man das nach dem Beispiel von Mapanja annehmen sollte. Aber es scheint beinahe, als ob man die Dörfer ohne jede Rücksicht auf die Versorgung mit Wasser angelegt hätte. Herr Knutson hat zwischen Mapanja und Boando, aber höher aufwärts in 4000 Fuß Meereshöhe eine Quelle entdeckt, die den Eingebornen gar nicht bekannt ist. Ebenso fand Capitän Levin, der, vom Congo kommend, seinen Landsleuten einen Besuch abstattete, an der Nordseite des Gebirges in angeblich 2700 Meter Höhe eine Quelle, die, wenn die Höhe richtig gemessen worden ist, unter allen im Kamerun-Gebirge bekannten Quellen die höchstgelegene sein würde.

Die Häuser von Mapanja, das gegen 400 Bewohner, darunter 60—80 waffenfähige und mit Steinschloßgewehren bewaff-

nete Männer, zählen mag, sind viereckig, haben flache Binsendächer und gestampfte Lehmböden und werden aus den dünnen Stämmen der in Westafrica fälschlich Bambu genannten Raphia-Palme hergestellt. Solche Wohnungen sind, wenn die Dächer den Regen nicht durchlassen, ganz angenehm, insofern sie nämlich jeden wünschenswerten Schutz verleihen, ohne gleichzeitig den Durchzug der Luft zu verhindern. Ich habe allerdings auch genug Wohnungen im Gebirge kennen gelernt, bei denen die Bedingung der Regenfreiheit nicht erfüllt wurde und in denen man den Regenschirm genau eben so gut aufspannen mußte wie in Gottes freier Natur.

Der Ackerbau der Mapanja-Leute beschränkt sich ebenso wie derjenige aller übrigen Bakwiri auf Koko (die Hauptnahrung; es ist dasselbe, was man in der Südsee Taro nennt), auf Cassava, auf die „Plantanen" genannte unveredelte Bananenart und auf Oelpalmen, die aber in dieser Höhe keine Frucht mehr bringen und die man bloß ihres Saftes, des Palmweins, wegen anpflanzt. Am seltsamsten hat mich in solcher Höhe das Vorkommen von wildwachsendem und sogar sehr üppigem Zuckerrohr berührt. Ob aber um dessentwillen der Boden für diese Cultur besonders geeignet sein würde, ist eine andere Frage, die ich aus Gründen, deren Darlegung zu weit führen würde, verneinen möchte. Mais, der recht gut gedeiht, wird nur sehr wenig gezogen, auch macht man kein Mehl aus den Körnern, sondern verspeist sie in geröstetem Zustande.

Was ich in körperlicher und geistiger Beziehung über die Mapanja-Leute zu berichten habe, gilt in gleicher Weise auch für alle übrigen Zweige des Bakwiri-Stammes, da die Unterschiede höchst unwesentlich sind. Obwohl die Bakwiri, bei denen jede Ortschaft unabhängig ist, es niemals zu einer den ganzen Stamm oder auch nur einen größern Bruchteil desselben umfassenden Staatsorganisation gebracht haben, so stellen sie doch ein weit einheitlicheres und geschlosseneres Ganze dar, als die mit allen umwohnenden Stämmen vermischten und sich vermischenden Dualla von Kamerun. Die Wohnsitze der Bakwiri beschränken sich auf das Gebirge, und zwar auch bloß den Südost-Abhang, während an der andern Seite des Gebirges, dort, wo Bumana liegt, ein anderer Dialekt und auch eine andere Form der mehr gerundeten und schwärzlichern Gesichter auftritt. Wie ich mit äußerster Gewiß-

heit festgestellt habe, gehören alle Küstenstämme zwischen dem Nordfuß des Kamerun-Gebirges und dem Muni-Fluß (bei Eloby und Corisco) einem und demselben Volk an und sprechen Dialekte einer und derselben Sprache. Für dieses Volk nun, dessen bekannteste und hervorragendste Vertreter die Dualla von Kamerun sind, gibt es in der Wissenschaft ebensowenig einen gemeinsamen Namen, wie die einzelnen Stämme selbst ein Bedürfnis nach der Bezeichnung ihrer Zusammengehörigkeit empfunden zu haben scheinen. Um nun aber bei zukünftigen Studien die Weitläufigkeit langer Umschreibungen zu vermeiden, möchte ich vorschlagen, diesem Volke, zu dem außer vielen andern Stämmen diejenigen der Bakwiri, der Dualla, der Banoko, der Bapuko, der Mbinga u. s. w. gehören, den Namen Kamerun-Volk zu geben.

Obwohl es, wie früher erwähnt, einzelne stattliche Männer und sogar recht hübsche Frauen gibt, so sind die Bakwiri doch eine viel häßlichere Rasse als die am Kamerun-Flusse lebenden Dualla. Auch scheinen sie im großen und ganzen weniger Mut zu besitzen. Ob das Fehlen der Sklaverei, die bloß in den Flußniederungen und an der Küste, aber nicht im Gebirge vorkommt, in jeder Hinsicht als ein Segen anzusehen ist, möge dahin gestellt bleiben, wenn man die grade im Gebirge besonders unangenehm hervortretende Ueberlastung der Weiber in Rechnung zieht. Die Stellung der Frauen ist nach unsern Begriffen alles andere eher als eine angenehme. Nicht nur fällt den armen Geschöpfen die meiste und nahezu alle Arbeit zu, sondern sie stellen auch recht eigentlich die Münzeinheit des bei den Eingebornen umlaufenden Geldes dar. Frauen sind Capital, und wer sich durch besondere Findigkeit im Handel etwas erspart, pflegt sein Vermögen in Frauen anzulegen wie bei uns in Actien. Als während meines Aufenthaltes in Mapanja ein junges Mädchen an der epidemisch auftretenden Diphtherie starb, drückten die Nachbarn dem Vater ihr Beileid aus nicht etwa wegen des Verlustes einer Tochter, eines Kindes, sondern wegen des sehr hohen Geldverlustes. Denn die Tochter würde binnen ein bis zwei Jahren heiratsfähig und alsdann in Waren (in Geld etwas mehr als die Hälfte) dreißig Pfund Sterling oder 600 ℳ wert gewesen sein.

Die natürliche Folge dieses Systems ist, daß die Reichern sehr viele Frauen haben, während die Aermern nicht imstande sind, auch nur eine Frau zu kaufen. Wie bei den Kaffern der

Reichtum eines Mannes nach Ochsen, so wird er hier nach Weibern taxirt. Schon für die kleinen, erst eben gebornen Knaben kaufen vornehme und vorsichtige Eltern zum wenigsten ein Mädchen. Aber die so zu sagen Verlobten pflegen doch erst vom vierzehnten Jahre an zusammen zu leben. Während bei vielen Naturvölkern die Geburt von Mädchen fast als ein Unglück angesehen wird, huldigt man hier grade der entgegengesetzten Ansicht. Denn die Mädchen sind Geld, bares Geld, während für einen Sohn des Anstandes halber sogar noch ein Mädchen gekauft werden muß. Also beim Mädchen Gewinst, aber beim Sohne doppelter Verlust. Ehebruch soll, obwohl eine hohe Geldstrafe darauf steht, ziemlich häufig sein. Auch behauptet man, daß die Bakwiri-Frauen weiße Männer nicht ungern sähen, daß die Sache aber doch immer bloß ein Geschäft sei. Bei den kaufmännisch so sehr gut beanlagten Negern von Africa dreht sich eben alles höchste Interesse doch stets um den Verdienst.

Wie viel Frauen König Mosasso von Mapanja — jetzt, da er alt ist, sind es bloß drei oder vier — in frühern Zeiten gehabt hat, vermag ich nicht anzugeben. Seine Kinder beziffern sich auf 25 Knaben und zwei bisher noch nicht verheiratete, d. h. noch nicht verkaufte Mädchen.

Die gewöhnliche Kleidung der Weiber ist das auch in Kamerun und im größten Teil von Westafrica gebräuchliche Hüftentuch. Aber erstaunt war ich, vor dem Hause eines an der Diphtherie gestorbenen Mannes eine Anzahl ganz nackter Frauen und Mädchen umherspaziren zu sehen. Das sei, sagte man mir, die Trauerkleidung, eben so wie die Damen bei uns Schwarz anzulegen pflegen. Uebrigens besteht der gleiche Gebrauch auch in andern Teilen von Westafrica.

Die in wahrhaft erschreckender Weise um sich greifende Verbreitung der Diphtherie, die mich auch für meine eigenen Leute besorgt werden ließ, mochte zum Teil daher rühren, daß man entweder mit den Leichen der Verstorbenen allerlei religiöse Ceremonien, durch welche die verwesenden Leiber in sehr nahe Berührung mit den Körpern der Lebenden gebracht wurden, anstellte oder auch in blindem Schrecken die Leichen in andere Dörfer schleppte. Alle Ermahnungen meinerseits halfen nichts und ich sorgte insofern wenigstens für meine in der Schwedenküche einquartierten Leute, als ich ihnen bei schwerer Strafe jeden Verkehr

mit den Eingebornen untersagte. Für uns Europäer war die Ansteckungsgefahr nicht so sehr groß, weil Pocken, Diphtherie und andere ansteckende Krankheiten nur selten und dann meist durch Vermittlung von Mulatten von Schwarzen auf Weiße übertragen werden.

Viel Mühe habe ich mir gegeben, über die religiösen Vorstellungen der Bakwiri einigen Aufschluß zu erhalten. Die englischen Missionare wissen darüber nicht im geringsten Bescheid, sei es, daß sie die Beschäftigung mit solch profanen Dingen als unter ihrer Würde erachteten, sei es, daß ihre vielseitige Thätigkeit ihnen keine Zeit dazu übrig ließ. Während, wie ich das an anderer Stelle beschrieben habe, die Neger der Sklavenküste einen reich ausgestatteten Olymp und wahrhaft zahllose Götterbilder griechisch-römischen Stils besitzen, scheint das eine Bantu-Sprache redende Kamerun-Volk Götzenbilder gar nicht zu kennen. Im Flußgebiete von Kamerun ist es ganz besonders schwierig, die Wahrheit über den Cultus der dortigen Dualla zu erfahren, denn die Neger behandeln diese Dinge als strengstes Geheimnis und würden dem, der allzu viel von ihren logenartigen Verbrüderungen und ihren Ceremonien ausplauderte, übel mitspielen.

Anders im Gebirge. Dort waltet bloß eine natürliche Scheu, dem Weißen, von dessen Religion man auch schon gehört hat, von den eigenen heiligen Dingen zu sprechen. Die meisten Neger sind der Ansicht, daß der große Fetisch der Weißen stärker sei als der Fetisch der Schwarzen. Da man aber den eigenen Fetisch, der sich doch einzig und allein um den schwarzen Mann bekümmert (der Fetisch der Weißen thut das nicht oder bloß in Ausnahmefällen), so sehr fürchtet, so spricht man nicht gern von ihm, wenigstens nicht zu den Weißen, aus Besorgnis, daß der Fetisch durch diese Profanirung verletzt und erzürnt werden könnte. Im größten Teil des Gebirges scheint man einen guten und einen bösen Gott zu kennen; in einzelnen Gegenden hört man jedoch bloß von einem Wasser- und einem Waldgott. Ob einer von diesen das gute und der andere das böse Princip vertritt, habe ich nicht mit Gewißheit feststellen können, glaube jedoch aus der Furcht, welche die Neger besonders vor dem Waldgott an den Tag legen, schließen zu müssen, daß dieser so etwas wie unser Teufel sei.

Die einzigen Cultusstätten, die ich im Berglande gesehen habe, waren von einem kleinen Zaun eingefriedigte Gebüsche, vor denen

die Gläubigen ihre Opferspenden (Palmnüsse, Palmöl in kleinen flachen Schalen u. s. w.) niedergelegt hatten. In Mapanja nennt man den guten Geist „Uwasse" und den bösen „Mokasse". Außer ihnen (aber das kann ich nicht mit Gewißheit behaupten) gibt es wahrscheinlich noch eine größere Anzahl von Untergöttern, Genien u. s. w. Den auf dem Mongo-ma-Loba thronenden sehr großen und mächtigen Gott nennt man in Mapanja „Uwasse Moto", und zwar schien mir aus den etwas dunkeln Redewendungen meiner Auskunftgeber hervorzugehen, daß man ihn sich eher als eine vornehmlich großartige Erscheinung des guten Geistes „Uwasse" denn als einen besondern Gott vorstellt. Er sei halb Stein und halb Mensch; wenn irgend etwas Besonderes, sei es Gutes, sei es Böses, bevorstehe, so lege er weiße Gewänder an (nämlich wenn auf dem Götterberge Schnee fällt).

Eine ganz hervorragende Rolle spielen im bürgerlichen und Rechtsleben des Volkes die Fetischpriester oder Medicinmänner, und über den Umfang des von ihnen angerichteten Unheils wird man sich in Europa nur schwer eine richtige Vorstellung machen können. Die Bakwiri kennen zwei Formen des Besitzes, nämlich Frauen und Ziegen, und dem entsprechend habe ich im Gebirge niemals von andern Rechtsfällen als von Frauen-Palaver und von Ziegen-Palaver gehört. Kommt man zu einer Ortschaft und erfährt, wie das oft vorzukommen pflegt, daß der König durch eine „Gerichtssitzung" am sofortigen Erscheinen verhindert sei, so pflegt man durch den Dolmetscher fragen zu lassen, ob es „woman-palaver" oder „goat-palaver" sei. Das eine oder das andere ist es ganz gewiß. Nur pflegen, da Weiber bedeutend wertvoller sind als Ziegen, die den Frauenbesitz betreffenden Rechtsfälle etwas mehr Zeit in Anspruch zu nehmen als die übrigen.

Aber nicht alle Versündigungen gegen den Frauen- und den Ziegenbesitz liegen so klar und offen zutage, daß sich das weltliche Gericht, nämlich die Könige und die Häuptlinge, damit beschäftigen könnten. Es gibt auch Hexerei, und diese entfällt unter die Gerichtsbarkeit der geistlichen Gerichtshöfe, nämlich der Medicinmänner, deren meistens sehr grausame Entscheidungen von den Königen und dem Volke mit besonderm Vergnügen vollstreckt werden. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß, wer einen Menschen behext hat, getötet, wer aber bloß eine Ziege behext hat, verbannt wird. Ich habe bereits erwähnt, daß die ehedem

sehr volkreiche Ambas-Insel durch solche Hexen-Palaver zu einer menschenleeren Einöde geworden sei. In Mapanja schien es einige Monate vor meiner Ankunft ähnlich gehen zu wollen, ein furchtbarer Schrecken hatte die Gemüter erfaßt und jedermann beschuldigte den andern des scheußlichsten Hexentums, als die Schweden alle Bewohner zu einer großen Volksversammlung beriefen und — ich citire ihre eigenen naiven Worte — „das Gesetz machten", daß sie jeden Medicinmann, der sich in Mapanja blicken ließe, ohne weiteres niederschießen würden. Ich mußte laut auflachen über diese eigentümliche Art von Gesetzgebung, aber die Schweden versicherten mir, daß es eine Radicalcur gewesen sei. In Mapanja selbst gibt es nämlich keinen Medicinmann oder wenigstens keinen besonders schlauen, und derjenige, der all das Unheil angestiftet hatte, pflegte aus einem benachbarten Orte herüberzukommen.

Das Strafgesetzbuch der Bakwiri ist wie dasjenige der meisten westafricanischen Stämme sehr einfacher Art; es kennt bloß einen einzigen Paragraphen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Totschlag innerhalb einer und derselben Ortschaft scheint ziemlich selten zu sein, wenigstens habe ich niemals etwas davon gehört. Wenn aber die Bewohner einer Ortschaft jemand aus einem andern Dorfe erschlagen haben, so entsteht der Zustand, den man hier „Krieg" zu nennen pflegt. Beide Parteien sind auf ihrer Hut, namentlich diejenige, die das schlechteste Gewissen hat. Es werden Vorposten ausgestellt, um das Anschleichen des Feindes zu verhindern, und man sendet die Weiber nur noch mit einer kleinen Bedeckungsmannschaft zur Arbeit. Trotzdem finden die Bewohner des geschädigten Ortes, und wenn es noch so lange dauerte, fast immer Gelegenheit, irgendein unschuldiges Individuum aus dem Orte, der geschädigt hat, aufzugreifen und abzuschlachten.

Bisweilen ist damit der Krieg zu Ende, meistens jedoch „wütet" der Krieg weiter. Man liefert sich kleine Treffen, bei denen nach Art aller halbwilden Völker sehr viel geschrieen und geschossen und sehr wenig Unheil angerichtet wird. Es sind aber auch einige seltene Fälle bekannt, daß Bakwiri-Leute ein fremdes Dorf mit Sturm genommen haben. Mapanja führte zur Zeit meiner Ankunft Krieg mit Boana und lebte, ohne daß nach dieser Richtung hin der Krieg wirklich ausgebrochen wäre, in Feindschaft mit Victoria. Dieser letztere Umstand kam meinen Plänen ganz

außerordentlich zustatten. Die Mapanja-Leute hatten am Meeresstrand von Victoria einen mit den Victorianern befreundeten Mann erschlagen und fürchteten nun, obwohl sie im Rufe der Tapferkeit stehen und obwohl die Sache sehr lange her war, doch auch jetzt noch immer, daß die Victorianer und die unter dem Einfluß von Victoria stehenden Dörfer gleiches mit gleichem vergelten würden. Häufig wachte ich nachts auf, wenn der Klang der eigenartigen hölzernen Trommeln wichtige politische Nachrichten durch das Land trug.

Diese Trommel-Sprache, die sich in ihrer höchsten Ausbildung und Vollendung bloß bei den Dualla findet, ist bisher am eingehendsten von Dr. Buchner studirt worden. Wenn die vorläufigen Schlüsse des Dr. Buchner sich bei weiterm Eindringen als stichhaltig erweisen sollten, so wäre die Trommel-Sprache nicht bloß die größte geistige Leistung der Neger-Rasse, sondern vielleicht aller halbwilden Völker überhaupt. Im Flußgebiet von Kamerun leisten die Trommeln genau dasselbe wie unser Telegraph; mit ihrer Hülfe kann man jedwede Nachricht oder Mitteilung von Ort zu Ort gelangen lassen. Noch eigentümlicher ist es, daß die Trommel-Sprache auch vollkommen verständlich mit dem Munde nachgeahmt und so zu sagen gesprochen werden kann. Sie ist eine besondere Sprache — eine Silbensprache wie das Chinesische —, die mit dem landläufigen Dualla-Idiom auch nicht ein Wort gemeinsam hat.

Diese Trommel-Sprache, über die ich im folgenden Bande des vorliegenden Werkes eingehender berichten werde, besteht in verschiedenen Stufen der Ausbildung. Die Bakwiri haben sie auch nicht annähernd zu jener Vollendung entwickelt wie die Dualla. Im Gegensatz zum Flußgebiet kann man im Gebirge nicht alle Nachrichten, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, sondern bloß gewisse Mitteilungen, deren Zahl aber doch auch sehr groß sein muß, durch die Trommel-Sprache in Umlauf setzen. So z. B. gelangte die zuerst von Antilopen-Jägern des Buea-Stammes festgestellte Thatsache, daß ein nie vorher gesehener Weißer, der ein sehr mächtiger Mann zu sein scheine (damit war ich gemeint), den Götterberg erklommen habe, binnen wenigen Stunden von Buea aus über Mimbia, Buassa und Lecumbi nach Mapanja, wo sie sofort den Schweden mitgeteilt wurde. Diese waren sehr neugierig, bis ihnen einige Tage später von Victoria her der aus-

führliche Thatbestand mitgeteilt wurde. Frauen und Kinder dürfen, wie es heißt, die Trommel-Sprache nicht erlernen. Auch haben verschiedene Dörfer für besonders wichtige, z. B. für alle den Krieg betreffenden Dinge, besondere Signale.

Noch erübrigt es mir, über die auch in Mapanja vollkommen negativ gebliebene Thätigkeit der englischen Mission zu sprechen. Jetzt gibt es dort keine Missions-Stationen mehr. Aber der englische Missionar Thomson hat nicht weniger als vier Jahre in Mapanja gelebt und gewirkt. Und was war der Erfolg? Heute gibt es in Mapanja keinen Christen und bloß zwei junge Menschen, die notdürftig ihren Namen zu Papier bringen können, etwa in ähnlicher Form wie ein Hahn, dessen Füße man in Tinte taucht.

Den ganzen 6. und die Hälfte des 7. Januar verbrachten wir in Unterhandlungen mit dem alten, nicht sehr mutigen König Mosasso, dem etwas einsichtsvollern Häuptling Musinje und den Angesehensten aus dem Volke von Mapanja. Am Nachmittag des 6. wurde uns gemeldet, daß zwei Victorianer namens Wilson und Johnson in dem benachbarten Lecumbi eingetroffen seien und die Einwohner zu überreden suchten, den mit den Schweden abgeschlossenen Vertrag zu brechen. Sie hätten u. a., obwohl sie ganz genau wußten, daß dem nicht so war, erzählt, in Kamerun seien beim Gefecht mit den Joss-Leuten vierzig Deutsche getötet worden. Obwohl ich sehr lebhaft zum Aufbruch nach Lecumbi drängte, so hielten die Schweden diesen doch noch nicht für angängig, einesteils weil sie vor Gustavsons Rückkehr ihr Besitztum nicht verlassen könnten, und anderntheils weil wir grade in Lecumbi ohne Waren nichts ausrichten würden. Die Nacht vom 6. auf den 7. verbrachte ich damit, Verträge zu entwerfen, und zwar hielt ich es für gut, dem mit Mapanja abzuschließenden wegen der geographischen Lage dieses Grenzortes eine bindendere Form zu geben, als mir dies bei den übrigen nötig schien. Verträge hatte ich nun allerdings genug in meinem Leben gesehen, aber da die Zeit vor meiner Abreise knapp war, grade nicht diejenigen, auf welche es am meisten angekommen wäre, nämlich die bisher von den Deutschen abgeschlossenen. Wäre mir nur von den Kaufleuten und meinen sonstigen Landsleuten irgendein Rat oder Wink mit auf den Weg gegeben worden. So war meine Sorge, ob ich das Richtige getroffen, nicht gering.

Am Nachmittag des 7. erschien in Schweiß gebadet mit einer über und über belasteten Colonne von Trägern der brave Gustavson, meldend, daß in Bota aufgeschlagene Placate das Durchlassen für mich bestimmter Waren verböten, und daß er sich nur mit einem großen Aufwand von List und Entschlossenheit durchzuschlagen vermocht hätte.

Kaum hatte ich die Waren in Empfang genommen, als ein Paar mit Rock, Hose, Stiefeln und Hut bekleideter schwarzer Gentlemen mit ostensiblem, von mir leichthin erwidertem Gruß an mir vorüberschreitend in das Haus der Schweden traten. Ich ahnte schon, was ihr Begehr sein würde, und war meiner Sache gewiß, als ich sie ein Papier von riesigen Größeverhältnissen aus der Tasche ziehen sah. Dann beobachtete ich, während ich eine Cigarre rauchend mir die Miene gab, bloß für meine Waren Interesse zu haben, wie der stolze Knutson den Kopf in den Nacken warf, und hörte die Worte: „Melden Sie der Court von Victoria, daß wir solches Ansinnen mit Entrüstung zurückweisen.“ Ich trat nunmehr, als Herr Knutson mich mehrmals gerufen hatte, herein, und lachend las ich den mir überreichten Wisch, der in der Uebersetzung aus einem schauderhaften Englisch etwa wie folgt gelautet haben mag:

Da durch das Erscheinen eines deutschen Geschwaders in Kamerun Unruhen hervorgerufen worden sind und da im Interesse der öffentlichen Ordnung das Auftreten eines Deutschen im Gebirge mit Mißtrauen angesehen werden muß, so verpflichten wir Unterzeichnete uns, den Deutschen in keiner Weise, namentlich nicht bei Gebietserwerbungen und zur Erlangung von Hoheitsrechten, behülflich zu sein.

Ich brannte vor Verlangen, diese wundervolle Urkunde, die ich jetzt bloß aus meinem Gedächtnisse wiedergeben kann, dem Wortlaute nach abzuschreiben. Aber ebenso wie man in Africa manche von Europa her gewohnte Formen zu vernachlässigen pflegt, ebenso gibt es viele aus dem Naturell der Schwarzen hergeleitete Klugheitsregeln, die, so unnötig sie in Europa erscheinen würden, doch in Africa nicht ungestraft verletzt werden können. Eine dieser Klugheitsregeln riet mir, dem papierenen Wisch nicht allzuviel Zeit zu widmen, damit ihm nicht dadurch in den Augen der solche Kleinigkeiten äußerst scharf beobachtenden Schwarzen eine besondere Wichtigkeit beigelegt würde. Denn schon versammelten sich die von mir zur Volksversammlung berufenen Männer, und an dem

Erfolg derselben mußte mir tausendmal mehr als an einer spätern Anklage der Victorianer gelegen sein.

Für nicht weniger klug hielt ich es aber, den schwarzen Vollblut-Culturträgern angesichts dieser Volksmenge einen heilsamen Schrecken einzuflößen. In die Thür tretend, ließ ich auf einer Taschenpfeife einen scharfen Pfiff ertönen, worauf sofort, der Hauptmann voran, meine sämtlichen Leute herbeistürzten. Die schwarzberockten Victorianer flogen von ihren Sitzen empor, griffen nach ihren Cylindern und suchten zu entwischen, was aber, da ich mitten in der Thüröffnung stand, nicht so ohne weiteres anging. Und ehe sie einen andern Ausgang gefunden hatten, befahl ich dem Peter, „für die schwarzen Herren eine Flasche Branntwein zu bringen“, fragte dann aber, mich zu diesen wendend, was ihnen fehle und ob sie etwa unwohl geworden seien. Die draußen wartenden Mapanja-Leute waren durch diese Scene zu großer Heiterkeit angeregt worden, was jedoch nicht hinderte, daß die Victorianer beim Weggehen dem altersschwachen und ziemlich feigen König Mosasso, der grade den Hügel heraufstieg, doch noch allerlei dummes Zeug in den Kopf setzten. Wie ich später bei der Rückkehr erfuhr, hatten sie auch hier schon (später wird noch mehr davon die Rede sein) erzählt, daß, wenn die deutsche Flagge gehißt würde, jedermann tot niederfallen werde.

Als die beiden Unglücksraben außer Sicht waren und festgestellt werden konnte, daß etwa hundert Menschen, darunter der König, der Häuptling und alle Vornehmen, zur Volksversammlung erschienen seien, ließ ich für die Angesehenern solch schöne Sitze, wie z. B. volle und leere Kisten — der König brach grade im feierlichsten Augenblick hindurch und vertiefte sich mit seiner Rückseite in meinen Zwieback — herbeischleppen und hielt eine zunächst von Herrn Waldau ins Englische und dann von dem später zu erwähnenden Dolmetscher in die Bakwiri-Sprache übertragene Rede, die nach den am folgenden Morgen in mein Taschenbuch eingetragenen Notizen wie folgt lautete:

König Mosasso, Häuptling Musinje und ihr übrigen Männer von Mapanja! ihr habt oftmals gehört von jenen weißen Kaufleuten in Bimbia, in Kamerun und auch in Victoria, von denen ihr, wenn auch durch die Vermittlung anderer Schwarzen, seit vielen Jahren eure Kleider, euren Rum, eure Gewehre, euer Pulver, euer Eisen erhalten habt. Ihr habt Vertrauen zu diesen weißen Männern, die sich, wie ihr wißt, Deutsche nennen, und da ihr gehört habt, daß auch ich ein Deutscher sei, so habt

ihr mich durch diese meine weißen Brüder hier gebeten, zu veranlassen, daß ihr und euer Land unter den Schutz des Kaisers von Deutschland gestellt werdet. Dieser Kaiser, der tausendmal mehr Krieger, als ihr jemals Menschen gesehen habt, ins Feld stellt, hat einen seiner Beamten (Generalconsul Dr. Nachtigal) herausgesandt, um alles das zu befehlen, was er selbst, wenn er hier wäre, befehlen würde. Und dieser Beamte hat mir, der ich solches zu euch rede, erlaubt, einen Vertrag mit euch zu machen, unter den er selbst später seinen Namen setzen will. Dies alles wißt ihr schon, aber ich wiederhole es, damit nicht etwa jemand sage, ihr habet etwas unterzeichnet, was ihr nicht verständet. Und um dessentwillen will ich euch auch noch ganz genau die Folgen des Vertrags, den man euch sogleich vorlesen und übersetzen wird, erläutern. Sobald ihr unter diesen Vertrag euer Handzeichen gesetzt haben werdet, müßt ihr zum Kaiser von Deutschland als zu eurem obersten Herrn hinaufblicken, wie das auch in diesem Lande von kleinen Herrschern gegenüber mächtigern geschieht. Aber damit ihr mich nicht mißversteht, will ich doch noch hinzufügen, daß der reichste König dieses Gebirges sich zum Kaiser von Deutschland doch nur verhält wie eine kleine Fliege zum mächtigsten Adler. Das also ist eure Pflicht, und zum Entgelt dafür werden keine andern Weißen und keine im Namen von andern Weißen handelnden Schwarzen kommen dürfen, um euer Land von euch zu fordern oder euch vor ihre Gerichte zu laden. (Lebhaftes, verständnisinniges Beifallsgemurmel.) Zwar schützt der deutsche Kaiser diejenigen nicht, die Böses thun, sondern bloß diejenigen, die sich vom Unrechtthun freihalten, aber wenn jemand unter euch etwas Strafwürdiges begeht, so werdet ihr ihn entweder selbst strafen, oder man wird ihn vor das Gericht in Kamerun ziehen, oder man wird, wenn die Frevelthat in anderm Lande begangen ist, darüber wachen, daß die Bestrafung gerecht sei. Ihr seht, daß die Hauptwirkung des Vertrags zunächst und fürs erste darin besteht, daß ihr, unter deutschen Schutz aufgenommen, nicht mehr unter den Schutz anderer weißer Männer, zu denen ihr weniger Vertrauen habt, gelangen könnt. Wenn dann vielleicht in späterer Zeit der deutsche Kaiser die Macht, die ihr ihn zu übernehmen bittet, auch in anderer und vollerer Form zur Geltung bringen lassen sollte, so werden dann zum Entgelt für eure Einbuße an selbständiger Macht die Deutschen den Handel vermehren, Wege nach Bimbia eröffnen, Häuser bei euch bauen und euch so in jeder Weise Gelegenheit zum Verdienst und einem bessern, wenn auch vielleicht arbeitsvollern Leben geben, als ihr es jetzt führt. (Lebhafter und sehr vergnügter Beifall.) Ich verspreche euch auch, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, thun werde, damit Missionare zu euch kommen, und zwar solche, die euch außer der Lehre von Gott auch noch zeigen werden, wie die weißen Männer jenseit des Meeres das Eisen und das Holz bearbeiten und wie man Kleider, Schuhe und allerhand nützliche Dinge machen muß.

Englisch wollte ich, obwohl die zweimalige Uebersetzung viel Zeit in Anspruch nahm, aus politischen Gründen nicht sprechen. Es war mir schon ärgerlich genug gewesen, daß, um jedes Mißtrauen der Eingebornen zu verbannen, der Vertrag in Englisch

hatte abgefaßt werden müssen. Auch jetzt noch nahmen Fragen und erläuternde Antworten Stunde um Stunde in Anspruch, sodaß, als es schließlich zur Unterzeichnung kommen sollte, die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Der Act gewann aber dadurch nur an Feierlichkeit, denn drinnen im Hause hatte man eine große Anzahl Lichter angezündet, sodaß die Sache sich ausnahm wie bei uns ein Weihnachtsabend.

Aber welche Schwierigkeit, die Edeln des Landes solch seltsames und vielleicht behextes Ding, wie eine Feder, in die Hand nehmen oder sie sogar ein Kreuz malen zu lassen! Und dann die zeitraubende Unterschrift des Dolmetschers und der Zeugen, die ebenfalls Schwarze sind! Mit Gesichtern, die vor innerm Vergnügen platzen zu wollen scheinen, malen die Kerle an ihren Unterschriften herum, als ob sie mit jedem neuen Buchstaben in immer größere Verwunderung ihres Werkes versänken, und merken dabei nicht, daß sie schon lange in die Beine der nicht weniger verwickelten Unterschrift ihres Vorgängers hineingeraten sind. Später habe ich mehr Uebung in der Sache bekommen und z. B. herausgefunden, daß ein vor Hexerei sich fürchtender König die Feder weit eher aus der Hand des schwarzen Dolmetschers als aus der meinigen in Empfang nahm. Aber die ersten Male habe ich mich gewaltig beherrschen müssen, um nicht nach so und so viel Stunden solches Gezappels die Geduld zu verlieren.

Immerhin ist in dem Benehmen der Bakwiri gegen früher schon ein gewisser Fortschritt zu verzeichnen. Gemäß einer gemeinsamen Charakteranlage fürchten sich die meisten Neger, die noch wenig oder gar nicht mit Weißen in Berührung gekommen sind, vor allem, was mit Papier, Büchern, Federn und Schreiben in Verbindung steht, selbst wenn ihnen solche Dinge nicht einmal vom Hörensagen her bekannt sind. Die meisten unverfälschten Neger sehen in einem Stück Papier, auf das geschrieben wird, das allerschlimmste Hexenwerk. Von solcher Art fand Buchholz auch die Backwiri, obwohl er gar nicht einmal ins eigentliche Hochgebirge, zu den Buea-Leuten u. s. w. vorgedrungen ist. Wenn er schrieb, baten ihn die Leute, aufzuhören, und wenn er zerrissenes Papier wegwarf, forderten sie ihn auf, solches doch nicht mehr wieder zu thun. Mir ist ähnliches nicht vorgekommen. Die einzige Schwierigkeit, die mir der alte Glaube an Hexerei bereitete, bestand darin,

daß die Leute an einigen Plätzen nur ungern und an andern unter keinen Umständen eine Feder in die Hand nehmen wollten.

Die Größe des am 7. Januar unter deutschen Schutz gestellten Gebietes von Mapanja vermag ich einstweilen nicht anzugeben, doch möchte ich daran erinnern, daß sogar noch Manns Quelle dazu gehört und daß, soweit ich in Erfahrung zu bringen vermochte, der Götterberg, soweit überhaupt Schwarze jemals gelangt sind, gemeinsamer Besitz der vier Ortschaften Mapanja, Buassa, Mimbia und Buea ist.

Ehe ich zur Schilderung unseres am 8. Januar früh morgens angetretenen Marsches nach Lecumbi und Buassa übergehe, möchte ich noch erwähnen, welch unendliche Mühe es gekostet hat, Dolmetscher und Lastträger anzuwerben. Nachdem festgestellt worden war, daß es in Mapanja und den andern Ortschaften an dieser Seite des Gebirges insgesamt drei Menschen gab, welche Englisch verstanden und auch ein klein wenig schreiben konnten, wurde eine Art von Gesandtschaft abgeschickt, um denjenigen unter den drei gebildeten Bakwiri, der im Rufe stand, der schlaueste zu sein, unter jeder Bedingung und koste es, was es wolle, aber einstweilen ohne ihm zu sagen, warum es sich handle, zur Stelle zu schaffen. Als der Mann, welcher Mbua hieß und ursprünglich aus Mapanja stammte, zu mir geführt wurde, war ich erstaunt über sein dummes Gesicht und sein offenherziges Geständnis, daß er nie weiter als bis Bimbia (welches ihm das Ende der Welt zu sein schien) gelangt sei. Im Verlauf der Reise sollte ich leider herausfinden, daß der edle Mbua sein gar nicht so geringes Maß von Schlauheit trotz einer für seine Verhältnisse mehr als fürstlichen Bezahlung durchaus nicht immer zu meinem Vorteil anwandte.

Zwei andere noch ganz junge Schwarze, darunter der plaudersüchtige, stets freundlich lächelnde Molla Musinje (ein Sohn des Häuptlings Musinje), wurden, da sie notdürftig ihren Namen zu Papier bringen konnten, von mir als Zeugen in Dienst genommen. Capitän zur See Karcher hat sich später auf meine Empfehlung hin des kleinen Molla Musinje als Dolmetscher bedient und mit ihm bessere Erfahrungen gemacht, als ich mit dem mürrischen und verschlossenen Mbua.

Was aber soll ich über die Anwerbung der Träger sagen? Alles, was ich in meinem Leben von geduldерschöpfenden Dingen kennen gelernt hatte, war Kinderspiel im Vergleich zu dem,

was mir hier zugemutet wurde. Da ich hatte bekannt machen lassen, daß das dreifache des gewöhnlichen Trägerlohnes gezahlt werden würde, so meldeten sich zwar Leute genug. Aber als die Namen in eine Liste eingetragen wurden und als man nach dem an dieser Küste herrschenden Gebrauch jedem Angeworbenen ein Namen und Lohn angebendes, von mir unterzeichnetes Stückchen Papier einhändigte, bemächtigte sich aller ein panischer Schrecken, an dem möglicherweise die von den Victorianern verbreiteten Lügen ihren Anteil hatten. Daß ich bis Buea und über Buea hinaus, vielleicht sogar auf einem von dieser Seite des Gebirges aus niemals benutzten Wege nach Bimbia vordringen wolle, erschien den Leuten so eigentümlich und so unfaßbar, daß ihnen das Herz in die Hose gesunken sein würde, wenn sie nämlich eine gehabt hätten. Der eine fürchtete sich vor Kriegsgefahren, der zweite vor dem halb steinernen, halb menschlichen Bewohner des Götterberges, der dritte vor Waldgespenstern (Teufeln), der vierte vor dem Brüllen des großen Gottes (Geschützdonner), das neulich von der Bimbia-Seite her erschollen sei, der fünfte vor den vielleicht nicht ganz wohlwollenden Absichten der weißen Männer überhaupt, der sechste vor Menschenfressern und der siebente, der etwas klüger war als die übrigen, vor dem allgemeinen Unbekannten. O heilige Einfalt! Hat man ein Recht, dich zu tadeln, da wir ja selbst als Kinder, wenn wir abends allein durch einen dunkeln Wald gingen, uns ängstlich umgeschaut haben, da trotz aller Geistes- und Charakterschulung in irgend einer verborgenen Ecke auch unserer eigenen Natur noch irgend ein Restchen dieser aller Menschen gemeinsamen Charakteranlage stecken geblieben ist?

Ich hätte ohne Schwierigkeit jede beliebige Anzahl von Trägern bekommen können, wenn ich sie getäuscht und gesagt hätte, daß es bloß bis Lecumbi oder Buassa ginge. Aber einesteils würde ich das, da die Möglichkeit der Gefahr nicht geleugnet werden konnte, nicht vor meinem Gewissen haben verantworten können, und anderenteils würde ich, falls die Leute mich alsdann thatsächlich hätten verlassen wollen und wenn ich nicht Gewalt hätte anwenden wollen (wozu ich ja in diesem Falle nicht berechtigt gewesen wäre), mich in Buassa abermals vor einer gleichen und größern Schwierigkeit befunden haben. Endlich, endlich gelang es mir am Morgen des siebenten, elf Leute anzuwerben, zu denen am folgenden Morgen noch drei und in Buassa auch noch einige hinzu-

kamen. Alle diese Leute hatten gelobt, wohin ich auch immer gehen möchte, mich zu begleiten. Das Geschick war mir insofern günstig gewesen, als die Zahl der in Mapanja lebenden Mutigen so ungefähr zur Beförderung des Gepäcks ausreichte. Ich hätte auch nicht einen Mann mehr auftreiben können, wie schon daraus hervorgehen mag, daß ich mich gezwungen sah, einen Warenballen in Mapanja zurückzulassen.

Einen Kru-Jungen, der mit Nachrichten für mich von Victoria angekommen war, sandte ich mit einem nach Bimbia adressirten Briefe zurück. Dieser Brief enthielt die an meine Landsleute gerichtete Bitte, mir unter allen Umständen die von den Joss-Leuten unsicher gemachte Wasserstraße von Mbinga (dessen Lage ich so gut wie möglich beschrieb) nach Bimbia frei zu halten. Denn es war aus sicherer Quelle das Gerücht zu meinen Ohren gekommen, daß die von Kamerun geflüchteten Joss-Leute ihre Weiber und Kinder nach den Dörfern zwischen Dekullu Town und Mbinga in Sicherheit gebracht hätten und beinahe täglich mit ihren Kriegscanoes dort erschienen. (Ich will gleich hier erwähnen, daß meine Landsleute, indem sie einen Schutzvertrag mit Mbinga abgeschlossen, aufs schnellste und wirksamste meiner Bitte entsprachen.) Da ich nicht wünschte, daß der erwähnte Brief von Victoria-Leuten eröffnet und gelesen würde (die englischen Missionare verstehen wohl hinreichend Deutsch), so empfahl ich dem Kru-Manne die größte Sorgfalt. Anfänglich starrte er mich bloß dumm an, dann aber öffnete er mit unbeschreiblichem Grinsen seinen großen Mund und äußerte so etwas wie (ich habe die Worte vergessen): „Masser, ich werde ihn auffressen." „Sehr schön, aber bloß im äußersten Notfall," erwiderte ich, um seinen Eifer zu zähmen, „denn Briefe sind für gewöhnlich nicht dazu da, um verspeist zu werden."

Capitel X.

Die Alpendörfer des Hochgebirges.

(Von Mapanja nach Lecumbi. — Allgemeiner Wasserreichtum des Gebirges. — Rogozinski hat eine englische Flagge gehißt. — Wird es zum Schießen kommen? — Der feigste König von ganz Africa. — Weitermarsch nach Buassa. — Ein Schweine- und ein Eier-Palaver. — Das Nachtlager unter dem Regenschirm. — Herrlicher Fernblick über das ganze Flußgebiet von Kamerum. — Schnee auf dem Götterberg. — Eine paradiesische Landschaft. — Die wilden Bewohner des Alpendorfes Buea. — Der Großkönig Letongo ist ein Albino. — Ich veranstalte athletische Spiele. — Herr Knutson wird fieberkrank. — Meines Dolmetschers Treulosigkeit. — Vom Feinde umgeben. — Eine Nacht mit der Theekanne in der einen und der Flinte in der andern Hand. — Unbotmäßigkeit und Desertion meiner Leute. — Ich drohe jeden Ausreißer niederzuschießen. — Gewaltmarsch nach Mapanja.)

Am frühen Morgen des 8. Januar trat ich, begleitet von den Herren Knutson und Waldau sowie 22 größtenteils mit Minié- und Steinschloßgewehren bewaffneten Negern, den Marsch von Mapanja nach Lecumbi an. So viel Mühe ich mir auch gegeben hatte, die Schwarzen ein wenig militärisch zu drillen und ihnen Vertrauen und Zuversicht in unsere Aufgabe beizubringen, so zeigten mir doch schon die mit dem Aufbruch verknüpften Schwierigkeiten, daß für den Fall eines feindlichen Zusammenstoßes bloß auf die von uns drei Weißen geführten Winchester-Repetir-Gewehre (mit je 17 Schuß) und außerdem höchstens noch auf meine sieben Kru-Leute gezählt werden dürfe. Es bedurfte eines großen Aufwandes an jenem bei Negern besonders

wirksamen Gemisch von Scherz und Gewalt, wenn nicht noch zuguterletzt die thörichtsten Befürchtungen meine Pläne durchkreuzen sollten. Als endlich, endlich in langgestreckter Linie die kleine Colonne sich in Bewegung setzte, war mir ein Stein vom Herzen genommen und mit unbeschreiblicher Befriedigung atmete ich bergaufsteigend in vollen Zügen die erquickende Morgenluft, die hier oben im Berglande genau ebenso wie im deutschen Walde eine besonders erfrischende Wirkung zu haben scheint.

Knutson mit dem Dolmetscher und der Hälfte der Mapanja-Träger marschirte in der Front, dann folgte ich mit den Kru-Leuten und den Schluß machte Herr Waldau mit dem Rest der Schwarzen von Mapanja. Durch diese Verteilung, die allerdings jede Unterhaltung zwischen uns drei Weißen ausschloß, wurde es ermöglicht, daß wir, so wirr und krumm sich auch die schmalen Negerpfade durch die umgebende Vegetation dahinschlängeln mochten, in jedem Augenblick die ganze Truppe übersehen und jeden unnötigen Aufenthalt verhindern konnten. Lecumbi, das in ostnordöstlicher Richtung ein klein wenig höher liegt als Mapanja, haben wir, wie ich gleich hier erwähnen will, nach ununterbrochenem angestrengten Marsch in 1 Stunde und 40 Minuten erreicht. Da wir gewiß nicht weniger als 4½km in der Stunde zurücklegten, so dürfte mit Berücksichtigung der Schlängelungen des Weges die Entfernung in der Luftlinie 6½ bis höchstens 7km betragen.

Aber einen schlechtern und unangenehmern Weg habe ich kaum irgendwo im Kamerun-Gebirge kennen gelernt. Zuerst ging es mäßig steil bergauf und ab und zu an vereinzelten Hütten vorbei durch die weit ausgedehnten Koko- und Plantanenpflanzungen von Mapanja. Dann aber folgte sehr schöner, hochstämmiger, kühlen Schatten gewährender und an mitteleuropäische Landschaftsbilder erinnernder Laubwald, in dem das Marschiren eine wahre Lust gewesen sein würde, wenn nicht die eigentümliche Beschaffenheit des Bodens stets und in jedem Augenblick die größte Aufmerksamkeit erfordert hätte. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß wir auf der ganzen Strecke einen alten, in unzählige moosbekleidete Blöcke zerfallenen und von vielen thalartigen Rinnen durchschnittenen Lavastrom passirten. Um überhaupt vorwärts zu kommen, mußte man beständig hüpfen und springen. Dabei ging es, ohne daß man dabei eine merklich größere Höhe erreichte, in

jedem Augenblick steil bergab- und an der andern Seite wieder ebenso steil bergaufwärts.

Den Kru-Leuten, die ihre Lasten auf dem Kopfe trugen, wurde die Sache besonders sauer, während die Bakwiri-Träger, welche ihre Warenballen mit Lianenbast tornisterartig auf dem Rücken befestigt hatten, sich viel leichter damit abfanden. Als dann im Verlauf des Marsches die durch das Blätterdach hindurchschimmernden Sonnenstrahlen größere Kraft gewannen, troff nicht bloß von den Schwarzen, sondern auch von uns Weißen, obwohl wir nicht einmal unsere eigenen Gewehre selbst trugen, perlender Schweiß herunter. Noch einmal möchte ich hier die zur Beurteilung africanischer Reisen sehr wichtige Thatsache erwähnen, daß in solchem Klima ein einstündiger Marsch zum allerwenigsten dasselbe bedeutet wie in Deutschland ein 2- oder 2½stündiger. Auch wage ich es, die Behauptung aufzustellen, daß von zehn gesunden, aus allen Lebensaltern entnommenen Deutschen wenigstens fünf solche africanische Märsche gar nicht, auch nicht einmal eine Stunde lang aushalten würden. Wohlbeleibte Leute in mittlern und ältern Jahren würden schon nach der ersten Viertelstunde unter dem Einfluß der grade im Anfang besonders fühlbaren Ueberhitzung und Erschlaffung ein unüberwindliches Erlahmen ihrer Willenskraft verspüren. Unsere deutschen Matrosen haben das Klima wider Erwarten gut vertragen und sich insofern, wie man wohl behaupten darf, ganz ausgezeichnet bewährt. Aber es darf nicht vergessen werden, daß sie erstens lauter junge, schlanke und kräftige Männer sind, und zweitens, daß ihnen doch bloß in seltenen Fällen und auch dann nur verhältnismäßig kleine und leichte Ueberlandmärsche zugemutet wurden.

Mir persönlich sind die ersten Märsche am sauersten geworden; später habe ich sehr wenig mehr von den Unbilden der treibhausähnlichen Hitze verspürt. Es rührt diese Besserung namentlich daher, daß bei guter Constitution und nicht allzu großer Leibesfülle schon nach ein- bis zweitägiger Uebung das übermäßige und ganz gewaltig erschlaffende Schwitzen (die Kleider werden anfänglich so naß, als ob man ins Wasser gefallen wäre) bis zu einem gewissen geringern und für die Gesundheit durchaus erforderlichen Grade aufhört. Ganz und gar darf aber die Feuchtigkeit der Haut nicht verschwinden, denn heiße und trockene Haut, namentlich an den Händen, bedeutet stets und unweigerlich Fieber. Bei



Kru-Neger (Brustbild).
(Aus der Gartenlaube.)

gesundem Zustande dünstet in den Tropen der Körper auch des weißen Mannes unendlich viel stärker aus als in Europa, und in manchen Ländern pflegen die Aerzte gradezu von einem Atmen der Haut zu sprechen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der nach Africa versetzte weiße Mann stärker schwitze als der Neger. Im Gegenteil. Bei starken Strapazen habe ich den Schweiß, fast möchte ich sagen, in kleinen Bächen von den bronzefarbenen Gliedern meiner Lastträger herunterrinnen sehen. Es rührt dies vielleicht zum größten Teil daher, daß die Schwarzen, und zwar, wie es scheint, ohne nachteilige Folgen, weit unmäßiger zu trinken pflegen als die Weißen. Ein weißer Mann, der das Wasser in solchen Mengen heruntergösse, wie dies von den Negern bei jedem Flusse und jedem Bache geschieht, würde recht bald überhaupt nicht mehr marschiren können. Noch möchte ich erwähnen, daß meine schwedischen Begleiter Jägersches Wollhemd (ohne Weste oder Rock) trugen, während ich mich bei weniger warmer baumwollener Kleidung stets am wohlsten befunden habe.

Aussichtspuncte sind auf der durchweg bewaldeten Strecke zwischen Mapanja und Lecumbi nicht vorhanden. Die Dichtigkeit des Ober- und Unterholzes verhindert sogar jeden auch noch so bescheidenen Ueberblick über die nächste Umgebung, so daß ich außer dem bereits Mitgeteilten nichts weiteres über die Bodenbildung anzugeben vermag. Wasserläufe waren, obwohl die tiefeingeschnittenen Rinnen in gewissen Monaten zur Ableitung der Regenwasser dienen mögen, nirgendwo vorhanden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene verhältnismäßig schmale Kante, auf der Mapanja und das ebenfalls des Trinkwassers entbehrende Lecumbi liegen, der wasserärmste Teil des sonst allenthalben von Flüssen und Bächen durchrauschten Gebirges ist. Dieser Wassermangel rührt nicht etwa von unzureichenden Regenfällen her, denn das ganze Kamerun-Gebirge gehört unstreitig zu den regenreichsten Teilen nicht bloß Africas, sondern der ganzen Erde. Aber man vermag sich unschwer vorzustellen, daß alle Fluß- und Bachläufe auf die langgestreckten Seiten eines Gebirgszuges beschränkt bleiben, da an den schmalen Kanten kein Platz für deren Entwicklung vorhanden ist. So kommt es, daß, während die in keinem Monat des Jahres fehlenden und sehr reichlichen Regengüsse mehr als hinreichende Feuchtigkeit für den üppigsten Pflanzenwuchs von ganz Westafrica liefern, dennoch keine Trinkwasser spendenden Wasserläufe vorhanden sind.

Seitdem allein die Schweden in dieser angeblich wasserarmen Gegend zwei den Eingebornen völlig unbekannte Quellen entdeckt haben, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es auch anderwärts nicht an Quellen fehlt, die ihr Wasser in die an den Langseiten des Gebirges dahinströmenden Flüsse ergießen. Aber die geringe Uebersichtlichkeit des Waldlandes und die unbeschreibliche Lässigkeit der sich selbst überlassenen Negernatur sind der Auffindung solcher Quellen nicht günstig gewesen. Anstatt nach näherm Wasser zu suchen, vererbt man von Geschlecht auf Geschlecht den alten Gebrauch, das wenige zum Trinken und Kochen benötigte Wasser auf dem Rücken der Weiber herbeischleppen zu lassen. Uebrigens beschränkt sich der Wassermangel im wesentlichen auf die beiden Ortschaften Mapanja und Lecumbi sowie auf die höchsten, schon nicht mehr dauernd von Menschen bewohnten Gebirgsgegenden. Schon ein wenig westlich von Mapanja und Lecumbi, nämlich bei Boando u. s. w., und ein wenig östlich, nämlich bei Buassa, Mimbia, Buea u. s. w., herrscht eher Ueberfluß als Mangel an Wasser. In der That glaube ich kaum, daß es, die Schweiz nicht ausgenommen, irgendein anderes Bergland der Erde gibt, das an Flüssen und Bächen so reich wäre wie das Kamerun-Gebirge. Es fehlt ja auch in der Schweiz nicht an einzelnen hochgelegenen Ortschaften, die unter dauerndem oder zeitweiligem Wassermangel zu leiden haben.

Noch mochte ich mit meinen Kru-Leuten etwa einen Kilometer von Lecumbi entfernt sein, als ein von Knutson entsandter Bote zu mir kam und atemlos die Meldung herausstammelte, daß Rogozinski mit einer Schar bewaffneter Victorianer in Lecumbi stehe und daß man schon so ziemlich handgemein geworden sei. Ich sandte den Boten weiter an Herrn Waldau, ließ die Gewehre laden und trieb meine Kru-Leute als den zuverlässigsten Teil unserer ganzen Mannschaft so schnell wie nur irgend möglich vorwärts. Wenn ich auf meiner Taschenpfeife das Signal dazu gäbe, sollten die Lasten niedergesetzt und die Gewehre zur Hand genommen werden. Als wir, im Gänsemarsch marschirend (wie das hierzulande nicht anders möglich ist), vorwärts eilend aus dem Walde heraus in das offenere Ackergelände und zu den ersten Hütten gelangten, bot sich ein seltsamer und auch für mich, der ich doch schon ziemlich lange in Africa reiste, recht fremdartiger Anblick dar: am jenseitigen Ende der kleinen mit Hütten bestandenen Hochebene,

zu der ich eben jetzt herunterstieg, eine dichtgedrängte Schar heulender, ihre Gewehre und Schwerter schwingender Neger und mitten unter ihnen, die Flinte im Arm, mein Freund Knutson; aber auf einem zweiten, durch eine tiefe Schlucht von diesem Plateau getrennten Hügel andere Hütten und andere nicht weniger aufgeregte Menschen.

Schon mit bloßem Auge sah ich, wie sie mit Feuergewehren hin und her liefen, hinter den Bäumen Posto faßten oder hinter zusammengerollten Felsblöcken niederkauerten. Als ich dann schnell das Opernglas zu Hülfe nahm, erkannte ich Rogozinski, wie er seine Leute hierhin und dorthin verwies, und es blieb mir kein Zweifel mehr, daß man sich auf beiden Seiten zum Kampfe vorbereite. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich meinen Leuten vorauf und so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, nach abwärts eilte; denn so klug auch mein lieber Gefährte Knutson sein mochte, so bangte mir doch vor seiner stark ausgeprägten Soldaten-Natur. Und thatsächlich bin ich noch heute überzeugt, daß es, wenn ich fünf oder zehn Minuten länger ausgeblieben wäre, Tote und Verwundete gegeben haben würde. Damit will ich durchaus nicht leugnen, daß die Sache auch ihre sehr stark ausgeprägte komische Seite hatte. Noch war ich nicht bei Herrn Knutson angelangt, als mit wilden Gebärden etwa fünfzig Neger mich umringten und mir zuschrieen, ob sie den jenseitigen Hügel erstürmen sollten. Drunten erfuhr ich dann von Knutson, daß Rogozinski just in dem Augenblick, als er (Knutson) auf dem diesseitigen Hügel erschien, auf dem jenseitigen, auf dem sich der Marktplatz für Lecumbi und die umliegenden Ortschaften befindet, den Union Jack gehißt habe. Dieser Union Jack ist eine Flagge, die bloß von den Gouverneuren der englischen Colonieen geführt werden darf und zu deren Aufhissen Rogozinski ganz gewiß nicht das Recht hatte. Herr Knutson und der inzwischen ebenfalls herbeigekommene Waldau brannten vor Kampfeslust, und die Eingebornen erklärten ein über das andere Mal, daß die Flagge trotz ihrer lebhaften Einsprache mit Gewalt gehißt worden sei und daß sie dieselbe, wenn ich ihnen Schutz gegen die Victorianer und Engländer versprechen wolle, wieder herunterreißen würden.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Denn so sehr mich Rogozinskis Vorgehen ärgerte und so sehr ich überzeugt war, daß ich, als Friedensapostel auftretend, bei den Eingebornen an An-

sehen verlieren würde, so glaubte ich dennoch nicht einmal als passiver Mithelfer bei dem gegen eine, wenn auch nur widerrechtlich gehißte englische Flagge gerichteten Vorgehen mitwirken zu dürfen. Hatte doch jener edle, seiner Geistes- und Charakteranlage nach vorwiegend zur Versöhnung und Milde geneigte Mann (Dr. Nachtigal), von dem ich einzig und allein meinen Auftrag und meine (schriftlich ausgefertigte) Berechtigung zum Abschluß von Schutzverträgen ableitete, ausdrücklich verlangt, daß meine Eroberungen friedlicher Natur sein müßten. Anderseits hinwiederum konnte ich mir nicht verhehlen, daß Lecumbi, wenn in englischem Besitz, den Zusammenhang zwischen Mapanja und den weiterhin von mir zu erwerbenden Gebieten unterbrach und daß meine Stellung Rogozinski und den Victorianern gegenüber wahrscheinlich niemals wieder eine gleich günstige sein würde. Kam es zum Schießen, so konnte der Ausgang, da wir zu drei Weißen und etwa 100 Schwarzen einem Weißen mit 30—40 (allerdings besser als unsere Leute bewaffneten) Schwarzen gegenüberstanden, nicht zweifelhaft sein, während vorauszusehen war, daß Rogozinskis Truppe von Tag zu Tag Zuwachs erhalten und vielleicht schon binnen kurzem der meinigen überlegen sein würde. Ein Angriff oder feindliches Vorgehen von seiten Rogozinskis würde mir nicht unlieb gewesen sein, aber davor hat sich der Pole wohlweislich gehütet.

Das Ergebnis meiner Erwägungen war die an die Eingebornen von Lecumbi gerichtete Erklärung, daß ich mit dem gewaltsamen Herunterreißen der englischen Flagge nichts zu thun haben wolle, da Deutschland und England befreundete Mächte seien, daß ich eine solche Handlung, wenn von den Eingebornen allein ausgeführt, weder billigen noch auch hindern würde, daß ich aber den König, den Häuptling und die übrigen Vornehmen auffordere, gegen das widerrechtliche Hissen der englischen Flagge einen von mir zu entwerfenden Protest zu unterzeichnen. Mein Zweites war der nachdrücklich eingeschärfte Befehl, daß von unsern Leuten nicht gefeuert werden dürfe, falls nicht von gegnerischer Seite der erste Schuß fiele. Inzwischen türmten Peter und Freeman einige Koffer unter freiem Himmel zu einem improvisirten Tische auf und breiteten mein Schreibzeug darauf aus.

Aber noch war ich mit der Abfassung des Protestes beschäftigt, als Herr Knutson mir meldete, daß die Stimmung der von

victorianischen Sendlingen bearbeiteten Lecumbi-Leute sich, und zwar nicht ganz zu unsern Gunsten zu ändern beginne. Es sei die Aeußerung laut geworden, daß Deutschland, wenn es wirklich so mächtig sei, wie man behaupte, sie auch vor den Victorianern schützen und das Herunterreißen der Flagge billigen könne; seien aber die Deutschen hierzu nicht mächtig genug, so würde es gefährlich sein, sich allzuweit mit ihnen einzulassen. Dazu kam, daß Rogozinski, der die für ihn günstige Wirkung unserer friedlichen und den Eingebornen nicht recht verständlichen Zurückhaltung richtig beurteilt haben mochte, einen in Haussa-Uniform steckenden Menschen herübersandte mit einem Placat des Inhalts, daß die Court of Equity von Victoria im Interesse der Königin Victoria und nach dem Willen des Volkes von Lecumbi an diesem Ort die englische Flagge habe hissen lassen. Die Angabe, daß die Flaggenhissung nach dem Willen des Volkes von Lecumbi geschehen sei, war, wie man aus meinen obigen Ausführungen ersehen haben wird, eine offenbare Lüge. Obwohl das Placat, als ich den Rücken gedreht und mich wieder meinem Protest zugewandt hatte, zerrissen und dem Manne, der es gebracht hatte, vor die Füße geworfen wurde, so verfehlen solche Dinge, wie die Ueberbringung eines Schriftstücks durch einen uniformirten Mann, bei den leicht empfänglichen Schwarzen doch selten ihren Eindruck. Ich hielt es daher für angemessen, den König Yunge nebst den übrigen Vornehmen vortreten zu lassen und ihnen in kurzer Rede auseinanderzusetzen, daß solch große und mächtige Länder wie Deutschland und England nicht wegen hundert Kamerun-Gebirge, geschweige denn wegen eines lumpigen Nestes wie Lecumbi Krieg führen würden, daß man den von mir ausgearbeiteten Protest unterzeichnen möge und daß die Sache dann gelegentlich von Berlin aus im Sinne der Gerechtigkeit entschieden werden würde.

Jene durch Reichtum der Kleidung und der Waffen hervorragenden Leute, welche ich als die vornehmen bezeichnet habe, drängten den alten König Yunge — einen der feigsten Menschen, die ich jemals gesehen — mit lautem Beifall zur Unterzeichnung. Thatsächlich näherte sich der alte Mann, obwohl zitternd und „Hexerei, Hexerei“ rufend dem improvisirten Tische. Dort angelangt fragte er, ob er seine Protest-Erklärung nicht mündlich abgeben könne, da die Feder ihn bange mache. Unklugerweise verweigerte ich dies. Eben griff ich zur Feder, als der König sich

mit einer blitzschnellen, für sein Alter erstaunlichen Geschwindigkeit herumwandte. Mit wenigen Sprüngen war er aus dem Kreis der Umstehenden heraus

und ward nicht mehr gesehn. In einer Wolke
hat Venus ihn entrückt dem Volke.

Wir alle lachten. O, König Yunge, Yunge, was für ein Held bist du! Thatsächlich habe ich nie in meinem Leben einen Menschen mit solcher Geschwindigkeit auskneifen sehen. Während von den vornehmern Kriegern einige nacheilten, um den König wieder herbeizubringen, drängten sich die andern zur Unterzeichnung zu dem als Tisch fungirenden Bauwerk.

Aber sobald es sich darum handelte, die Feder in die Hand zu nehmen, habe ich doch auch mit den wenigen, die überhaupt unterzeichnet haben, sehr viel Last gehabt. Der Rest lehnte die Unterzeichnung so ernst und entschieden ab, daß ich jeden weitern Versuch mit ihnen als nutzlos aufgab. Mündlich, sagten die Leute, wollten sie gegenüber aller Welt wider das Hissen der englischen Flagge protestiren, aber ein Schriftstück zu unterzeichnen seien sie um so weniger geneigt, da die Victoria-Leute versicherten, daß es den Herren Knutson und Waldau darum zu thun sei, in Lecumbi Handel zu treiben und ihnen (den Lecumbi-Leuten) den namentlich auf ihrem Marktplatz betriebenen Handel wegzunehmen. Vergebens versuchten die Schweden, die kurz vorher das unbenutzte Buschland von Lecumbi käuflich erstanden hatten und das Kautschukgeschäft nun auch nach Lecumbi ausdehnen wollten, diese thörichte Ansicht zu widerlegen. Man brachte die von ihnen als Kaufpreis gezahlten Waren herbei und suchte, aber ohne Erfolg, den Kauf wieder rückgängig zu machen.

Mit alledem war es Nachmittag geworden, und obwohl die Schweden um ihrer eigenen Interessen willen noch gern in Lecumbi geblieben wären, so drängte ich dennoch mit aller Entschiedenheit zum Aufbruch. Denn ob wir in Buassa, in Mimbia und Buea bessern Erfolg haben würden, hing in erster Linie davon ab, daß uns Rogozinski und die Victorianer nicht zuvorkamen. Während wir den großen Troß unserer mit Waren beladenen Träger mit uns schleppten, hatte der mit den Schwarzen von Victoria verbündete Pole unbelästigt und ungehindert voraneilen und ohne Verträge abzuschließen gegen den Willen der keinen Widerstand wagenden Bevölkerung eine Flagge aufhissen können, zu deren

Führung ihm und den ihn begleitenden Schwarzen alle und jede Berechtigung fehlte. Aber dieses Spiel sollte denn doch, wenn es nach meinem Willen ging, in Buassa, in Mimbia und Buea nicht zum zweiten Mal aufgeführt werden. Ich verweigerte daher die erbetene Erlaubnis zum Abkochen, nahm nach einigen letzten Ermahnungen Abschied von den Lecumbi-Leuten, befahl die Gepäckstücke wieder aufzuladen und ließ unsere Colonne in solcher Anordnung, daß ein etwaniger Angriff leicht hätte zurückgeschlagen werden können, den Weg nach Buassa einschlagen, der uns ganz dicht an der von Rogozinski eingenommenen Stellung vorüberführte.

Bis zu dem abermals einige Hundert Fuß höher gelegenen Orte Buassa waren wir in nordöstlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Einmal ging es steil zu einer sehr tiefen aber wasserlosen Thalrinne herunter und ebenso steil wieder aufwärts; im übrigen war der Weg lange nicht so beschwerlich wie der von Mapanja nach Lecumbi. Wald und Pflanzungen der Eingebornen, die man nach westafricanischem Sprachgebrauch Plantagen nennt, wechselten, ohne daß jedoch die ausgedehnte Lichtung des Waldes einen freiern Ueberblick ermöglicht hätte, häufig miteinander ab. Auch auf dieser Strecke habe ich mir über die Gestaltung des Bodens gar kein Urteil bilden können.

In Buassa angelangt, fragten wir, wie das üblich ist, nach König und Häuptling. Der erstere, sagte man, sitze, um Wein abzuzapfen auf einem Palmbaum (wörtlich in der Uebersetzung unseres Dolmetschers: „king live for palm-tree“), der letztere dagegen halte grade Gerichtssitzung.

„Ist es Frauen- oder Ziegen-Palaver?“ fragten wir.

„Bloß ein Ziegen-Palaver“, lautete die Antwort.

„Sehr schön, dann wird die Sache hoffentlich bald vorüber sein.“

Obwohl der König mit Hülfe der Trommel-Sprache herbeibeordert wurde, so war doch bereits die das ganze Jahr hindurch mit unausstehlicher Regelmäßigkeit um 6 Uhr eintretende Dunkelheit hereingebrochen, als König Muimba und Häuptling Musinje ziemlich gleichzeitig erschienen. Der letztere, der uns in jeder Hinsicht besser gefiel als der König, schenkte mir gleich zum Empfang ein Schwein, aber nicht etwa aus überquellender Freigebigkeit, sondern wie das bei Negern gar nicht anders vorkommt, mit dem schlauen Hintergedanken, daß er an Geschenken noch mehr

als den denkbar höchsten Verkaufspreis des Tierchens erhalten würde. In Bezug auf solch kleine Charakterzüge und namentlich auch in Bezug auf die große Natürlichkeit, fast möchte ich sagen, Altertümlichkeit der Sitten und Lebensformen wird man unter den westafricanischen Negern unglaublich oft an Homer und namentlich an die Odyssee erinnert.

Meine Leute schmunzelten vergnügt, als sie die quiekende Stimme des Gastgeschenkes vernahmen, und obwohl mein Dolmetscher, der schlaue Mbua, mit heuchlerisch-ernster Miene zum Himmel blickte, so argwöhnte ich doch nicht ohne Grund, daß auf seinen Rat ein Schwein anstatt einer Ziege gewählt worden sei, denn die letztere würden wir weißen Männer verspeist haben, während das Fleisch der kleinen schwarzen Schweine, so lange es noch irgendwelche andere Nahrung gibt, von den Europäern verschmäht wird. Von allen Landeskundigen wird übereinstimmend behauptet, daß, wenn auch nicht der einmalige, so doch der öfters wiederholte Genuß von africanischem (nicht aber von europäischem) Schweinefleisch den weißen Mann krank mache. Ziegenfleisch spielt dagegen im ganzen nördlichen Westafrica, und zwar bis ungefähr zum Congo herunter, dieselbe Rolle wie bei uns das Rindfleisch. Es ist also kein Wunder, wenn unsern Schwarzen ein Schweinchen weit lieber war als eine Ziege.

Aber auch wir Europäer wurden in Buassa, dessen Umgebung äußerst fruchtbar und sehr gut angebaut ist, besser mit Lebensmitteln versorgt, als dies in andern Negerdörfern der Fall zu sein pflegt. Nachdem man uns dicht neben der langgestreckten königlichen Wohnung eine aus einem Raum bestehende, natürlich nichts weiter als die vier nackten Wände, den Lehmboden und ein schadhaftes Dach zeigende Hütte, unsern Leuten dagegen einen Raum in der königlichen Wohnung angewiesen hatte und nachdem sämtliche Koffer und Warenballen in unserer Hütte aufgestapelt worden waren, begann jener kleine Handelsverkehr, wie er sich nach der Ankunft von Europäern in jedem Negerdorf zu entwickeln pflegt. Man schleppte vortreffliches und sehr wohlschmeckendes Wasser — nach den Entbehrungen von Mapanja und Lecumbi eine wahre Erquickung — herbei und bot uns Plantanen (unveredelte große Bananen), Koko, Palmwein, alte oder kranke Hühner und auch einige wenige, aber meistens verdorbene Eier zum Verkauf an. Es gilt als Regel, daß man Lebensmittel bloß mit

Tabakblättern bezahlen soll; Rum oder gar Zeug dafür auszugeben, würde als Verschwendung angesehen werden. Für zwei Eier, eine Kürbisschale voll Palmwein oder eine Portion Plantanen wird man gewöhnlich je ein Blatt Tabak, für ein Huhn dagegen ein Bündel (head) von sechs Blättern zu zahlen haben. Sind diese Preise auch gewiß nicht zu hoch, so wird einem doch das Schachern und Feilschen bald zum Ueberdruß. Man vergegenwärtige sich, daß in diesem Augenblick um ein kleines Fürstentum und im nächsten um ein paar, wahrscheinlich nicht einmal frische Eier, aber beides mit der gleichen Zähigkeit gehandelt und gefeilscht werden muß. Es gibt Könige, die, da sie 30 oder 40 Weiber und viele Kinder besitzen, für ihre Verhältnisse etwa ebenso reich sind, wie nach deutschen Anschauungen der Fürst von Thurn und Taxis, und die dennoch mit der ernstesten Miene ein einziges Ei zum Verkauf anbieten.

Nachdem wir den König Muimba und den sehr viel einsichtsvollern und thatkräftigern Häuptling Musinje sowie etwa ein Dutzend der vornehmern Ortsbewohner über den Zweck unseres Besuchs aufgeklärt hatten, wurde vereinbart, daß, da es für den heutigen Abend zu spät zu sein scheine, am folgenden Morgen eine Volksversammlung einberufen werden solle. Freigebig verteilten wir Geschenke, die nach Negerbegriffen ganz wunderschön sein mochten, und sahen rings umher bloß freudige Gesichter. Aber so sehr auch die Schweden in mich drangen, so verweigerte ich dennoch standhaft die Herausgabe von Rum, denn ich wünschte nicht, daß später gesagt werden könne, die Leute hätten im benebelten Zustand einen Entschluß gefaßt, der ihnen andernfalls ferngelegen haben würde. Nach Erledigung aller dieser Geschäfte wurde zunächst, indem wir als Zugabe zu dem Schweinchen Reis, Koko und ein wenig Rum austeilten, für unsere Leute gesorgt. Dann mußten Peter und der sich als sehr anstellig erweisende Tom ein paar Kisten öffnen und es wurde für unsere eigene abendliche Mahlzeit Corned Beef, Zwieback, Thee und Cognac herausgenommen, wozu dann noch ein paar geröstete Plantanen, welche öfters die Stelle des Brotes vertreten, hinzukamen.

König Muimba und Häuptling Musinje leisteten uns, obwohl ungebeten, Gesellschaft, und ich vermochte nicht zu verhindern, daß der König, der aufmersam zusah, daß wir einige Tropfen Cognac in den Thee träufelten, das Verhältnis von Thee und Cognac

umkehrend, einen kleinen Rausch bekam. Nach allen Strapazen und Enttäuschungen des Tages freuten wir uns bei heiterster Stimmung der wohlverdienten Ruhe, als mit leisen Schritten mein Hauptmann Freeman hinter mich trat und mir mit klagender Stimme ins Ohr flüsterte, daß die Mapanja-Leute das ganze Schwein aufgegessen hätten (Mapanja people chop all them pig for themselves). Solch fürchterliches Attentat gegen die Magen meiner Kru-Leute durfte natürlich nicht geduldet werden. Auch war die Zeit, innerhalb deren das Schwein mit Haut und Haaren verschwunden sein sollte, so unglaublich kurz, daß ich der Sache nicht recht traute.

Während Herr Waldau, allerdings mehr wegen der Sicherheit unserer geöffneten Koffer als aus Höflichkeit, bei den Königen zurückblieb, traten Knutson und ich zur Erledigung des verwickelten Rechtsfalles in jenen rauchgefüllten Raum, in dem sich unsere Leute um ein großes qualmendes Feuer herum auf den Boden gelagert hatten. Alle mit Ausnahme eines einzigen, der mit vergnügtem Lächeln sitzen blieb, sprangen auf und umdrängten uns sprechend und schreiend und in jener theatralischen Manier, die eine Eigentümlichkeit der Neger-Rasse ist, mit allen Gliedern in der Luft herumfuchtelnd. An der Thatsache, daß das Schwein verschwunden sei, konnte kein Zweifel sein, denn in jener großen Kürbisschale, in welcher es gelegen hatte, waren bloß noch die gekochten Kokoscheiben zurückgeblieben. „So steh doch auf!" sagte Herr Knutson zu dem Manne, der, als die andern aufsprangen, sitzen geblieben war. Anstatt aller Antwort drehte er den Kopf herum und schaute, als ob es dort etwas besonderes zu beobachten gebe, zur Thür hinaus. „Steh auf!" hieß es jetzt in streng befehlendem Ton. Zitternd erhob sich der Mann, und da lag unter Laub versteckt, wenn auch nicht das ganze, so doch das halbe Schwein, welches jetzt mit gänzlicher Uebergehung der Mapanja-Leute meinen Kru-Jungen zugewiesen wurde. Solch kleine Diebstähle, bei allen übrigen Negern eins der häufigsten Vorkommnisse, sind unter den verhältnismäßig ehrlichen Gebirgsbewohnern ziemlich selten, und ich glaube kaum, daß aus unsern geöffneten Koffern, auch wenn wir sie unbewacht gelassen hätten, irgend etwas entwandt worden wäre.

Als mit zarter Gewalt die beiden Könige entfernt worden waren, machte ich bei dem versuchten Aufschlagen meines Feld-

bettes die unangenehme Entdeckung, daß als Folge des in Kamerun herrschenden Kriegswirrwarrs eins der wesentlichen Stücke des nützlichen Reisemöbels dort zurückgelassen worden sei. Wir schliefen demnach selbander auf Kisten und Warenballen, über die ein jeder von uns seine Decken und Mäntel ausbreitete.

Aus dem ersten süßen Schlummer aufwachend, vernahm ich einen argen Lärm, der mich gleichzeitig mit meinen beiden Gefährten aus der Hütte herausstürzen ließ. Wir sahen in der Beleuchtung des im Nebenhause brennenden Feuers einen großen Haufen kämpfender und teilweise am Boden liegender Männer, um die sich heulende und gesticulirende Weiber herumdrängten. Unsere Besorgnis wuchs, als wir erkannten, daß es unsere eigenen Leute seien, die hier mit einigen Bewohnern von Buassa handgemein geworden waren. Als meine Begleiter die Leute zu trennen und auseinanderzureißen begannen, hielt ich mich für verpflichtet, nach Kräften mitzuwirken. Man sieht, daß, wer in Africa reisen will, sich unter Umständen auch auf die Rolle eines die Straßenpolizei ausübenden Schutzmannes verstehen muß. Und was war die Ursache des nicht grade ernsten, aber doch schon bis zu einer gewissen Erbitterung gediehenen Kampfes? Einer meiner Leute war beim Suchen nach einem weichen Nachtlager mit zwei Eiern zusammengeraten, die eine Henne meuchlings dorthin gelegt hatte. Ein altes Weib nahm, die Schalen in der Hand, die Eier als ihr Eigentum in Anspruch und zeigte mir als unleugbaren Beweis der begangenen Schandthat auf der nackten Schattenseite des Frevlers die deutlichsten Spuren von Eigelb. Ich bezahlte der Megäre ihre Eier und damit war die Geschichte abgethan.

Kaum hatten wir unsere müden Glieder aufs neue auf dem harten Lager ausgestreckt, als entsetzliche Donnerschläge uns abermals aufwachen und den Erdboden, das Haus und die aufgetürmten Kisten wie bei einem Erdbeben erzittern ließen. Es schien beschlossen zu sein, daß wir in dieser Nacht nicht schlafen sollten, denn als nach etwa einer Stunde die Gewalt des heulenden Tornados nachließ und jene schweren Blitze, die bis dahin das Innere der Hütte fast ohne Unterbrechung tageshell erleuchtet hatten, immer seltener wurden, begann ein mehr als wolkenbruchartiger und wahrhaft fürchterlicher Regen herniederzusausen. Anfänglich kümmerten wir uns wenig darum. Als aber nicht mehr bloß Tropfen, sondern ununterbrochene kleine Ströme in das

Innere des unsoliden Gebäudes hereindrangen, sahen wir uns veranlaßt, Regenschirme aufzuspannen und Regenmäntel über uns auszubreiten. Auch damit nicht zufrieden, kam das Wasser in kleinen Bächen hereingeflossen, sodaß wir uns, als es die wertvollsten, das kostbare Seidenzeug enthaltenden Warenballen zu bedrohen begann, zu einem allgemeinen Umpacken bequemen mußten. Obwohl wir die geringwertigen Waren oben und unten, die bessern dagegen in der Mitte verstauten, so ist doch bei dieser Gelegenheit vieles verdorben worden und zugrunde gegangen.

An Schlaf war nicht mehr zu denken und, aufrecht sitzend, begannen wir unter aufgespannten Regenschirmen Cigarren zu rauchen und Palmwein zu trinken. Die Schweden erzählten mir, daß es im vorigen Jahre, als sie bei Manns Quelle wohnten, von Januar bis April gar nicht geregnet habe. Dann aber seien wolkenbruchartige Regen gefolgt und Güsse von geringerer Stärke hätten bis jetzt angedauert. Jene feinen, staubartigen Landregen, die bei bleiernem Himmel tagelang andauern, scheinen in Westafrica nicht vorzukommen. Wenn es dort regnet, so fällt auch gleich das Wasser in Strömen, ohne daß damit eine längere Dauer des Regens ausgeschlossen wäre. Die meisten Güsse sind kurz und ergiebig, aber in Buassa regnete es noch 10 Stunden nach dem Tornado, ohne daß die Heftigkeit im allermindesten nachgelassen hätte. Wie unsere Hütte am folgenden Morgen aussah, wird man sich auch ohne Beschreibung vorstellen können. Wir froren wie Espenlaub und eilten, als es 6 Uhr geworden war, mit schnellen Schritten zu der etwas behaglichern Wohnung unserer Leute hinüber. Dort brannte bereits ein belebendes Feuer und duftender Thee — diesmal hatte Peter ihn nicht, wie er es am verflossenen Abend gethan, mit dem kalten Wasser aufs Feuer gesetzt — erwärmte auch bald die etwas eingefrorene Stimmung.

Aber der Ort war wie ausgestorben und die Aussichten auf eine zahlreich besuchte Volksversammlung schienen sich so schlecht wie möglich zu gestalten. Als es 8 Uhr wurde und der Regen noch immer nicht nachgelassen hatte, wuchs meine Besorgnis, ob wir auch an diesem Tage noch nach Mimbia und dem wichtigen Buea gelangen würden. Vergebens veranlaßten wir einige Buassa-Leute, die Ruf-Trommeln ertönen zu lassen, und entsandten gegen hohen Lohn mehrere Boten. Die Schwarzen fürchten sich vor Regen und Kälte wie vor etwas, was sichern Tod mit sich bringt,

und obwohl wir den Abschluß des Vertrags schon am Abend vorher so ziemlich vereinbart hatten, so waren doch keinerlei Versprechungen imstande, den König und die Häuptlinge behufs Unterzeichnung zur Stelle zu bringen. Auch durften wir uns nicht übertrieben eifrig zeigen, weil dies, wenigstens wie ich die Negernatur beurteilte, das Gegenteil des Gewünschten zur Folge gehabt haben würde.

Endlich, endlich gegen 10 Uhr morgens hörte der Regen beinahe urplötzlich auf und wir genossen bei wunderbarer Klarheit der Luft einen Fernblick, wie das Kamerun-Gebirge mir noch keinen geboten hatte. Der Leser wird sich aus meiner Beschreibung des Götterberges entsinnen, daß ich von dieser gewaltigsten Berghöhe Westafricas zwar eine ganze Welt von Bergkegeln, Lavaströmen und ausgebrannten Vulcanen überblickte, daß mir aber der Anblick des darunter liegenden Waldlandes, der Küste und des Meeres durch eine tief unten zu unsern Füßen durcheinander wirbelnde Wolkenschicht versagt blieb. Anders hier in der — von mir, aber vielleicht etwas fehlerhaft, berechneten — verhältnismäßig geringen Höhe von 780m. Auch in Buassa wird eine ähnliche Fernsicht, wie sie uns zuteil wurde, zu den Seltenheiten gehören. Man möge nicht vergessen, daß in dieser feuchtigkeitsschwangern Tropenluft und ganz besonders im Gebirge, wo noch weit mehr Regen fällt als in der Ebene, klare Luft ebenso selten wie sonniger Himmel häufig ist. Bloß in einer gewissen Zeit des Jahres, während welcher der „Harmattan" genannte Wind weht, sonst aber kurz nach einem starken Tornado ist die Luft völlig klar, und zwar dann auch so klar, wie etwas ähnliches in den beiden gemäßigten Zonen, so viel mir bekannt, gar nicht vorkommt.

Die Aussicht von Buassa war unter diesen Umständen eine der großartigsten, die ich irgendwo auf der Erde genossen habe. In nordwestlicher Richtung und scheinbar zu unsern Häupten der schneebedeckte Gipfel des gewaltigen Götterberges, auf dem, obwohl er im Lande der schwarzen Männer liegt, noch kein schwarzer Mann gestanden hat und von dem ich eben jetzt im Begriff war, ein neues Stück für mein Vaterland zu erwerben. In südöstlicher Richtung flachte sich das Gebirge in Hunderten von herrlich bewaldeten Berggipfeln ganz sachte zur Ebene hin ab (als ich das zauberhaft schöne Waldland überblickte, ahnte ich noch nicht, daß

es mir wenige Tage später vergönnt sein sollte, in sechs weitern Verträgen den größten Theil davon für Deutschland zu erwerben). Die Ebene lag, ein einziges Netz von inselartigem Land und wirr verschlungenen Wasseradern, bis nach Malimba und mehr nach Norden hin bis zu jenen niedrigen Höhenzügen, welche die Ebene des Flußgebiets von Kamerun dort abschließen, wie eine Landkarte vor uns ausgebreitet. Vergeblich machte ich den Versuch, diese zahllosen, im Sonnenlicht glitzernden Wasseradern zu zählen. Soviel Mündungsarme wie der Mungo- und der Kamerun-Fluß hat, glaube ich, nicht einmal der Nil.

Und wie nahe das alles gerückt war! Als ob man trotz der ungeheuren Entfernung danach hätte greifen können. Mit bloßem Auge erkannte ich (S. 30° O.) zwei große, zwischen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernde Schiffe und konnte mit Hülfe des Opernglases feststellen, daß es Dreimaster waren. Weniger gut, aber doch auch recht deutlich waren die bei Bells Stadt und König Acquas Stadt verankerten Hulks wahrzunehmen. Voll Entzücken über das herrliche Schauspiel wollte ich einer von meinem Dolmetscher überbrachten Nachricht gar keinen Glauben schenken. Das Volk, berichtete Mbua, sei bestürzt, weil der große, auf dem Götterberg thronende Gott weiße Kleider angelegt habe, und befürchte, daß entweder ein vornehmer Mann sterben oder aber der abzuschließende Vertrag dem Orte zum Unheil gereichen werde. Auch wolle man in der verflossenen Nacht von Kamerun her Kanonendonner vernommen haben. Lachend, obwohl es mir nicht ganz von Herzen kam, erwiderte ich, das sei Loba (Gott) gewesen, der im Gewitter gedonnert habe. Aber Mbua ahmte das Geräusch nicht bloß von Kanonendonner, sondern auch von Salvenfeuer, das er und andere von Bimbia her vernommen haben wollten, so täuschend nach, daß zum wenigsten meine schwedischen Begleiter zweifelhaft wurden, ob nicht doch etwa die Möwe zu kriegerischem Vorgehen genötigt worden sei. Kriegerische Ereignisse in der Bimbia-Gegend würden uns, da wir ja grade dorthin zu marschiren und Verträge abzuschließen gedachten, sehr unwillkommen gewesen sein. Der Kanonendonner von Kamerun, der erste, den die an dieser Seite des Gebirges lebenden Eingebornen überhaupt jemals gehört haben, muß eine ganz gewaltige und furchterweckende Wirkung ausgeübt haben, die jedoch unsern Zielen durchaus nicht förderlich war. Einige wenige Eingeborne hielten

an der Ansicht fest, daß der Geschützdonner die Stimme Lobas gewesen sei, die meisten jedoch schrieben ihn in richtiger Erkenntnis der Dinge einem gewaltthätigen Vorgehen der Weißen zu, wodurch ihr ohnehin schon vorhandenes Mißtrauen nicht grade beschwichtigt wurde.

Als wir von dem erklommenen Aussichtspunct wieder heruntestiegen, fanden wir zu unserm freudigen Erstaunen viel Volk, darunter den König und den Häuptling, unseres Erscheinens harrend. Sie begrüßten uns aufs herzlichste, sprachen zwar vom großen Gott und seinem weißen Gewande, ließen sich aber beschwichtigen und brachten uns in aller und jeder Beziehung, was nicht zum wenigsten dem Einfluß des Häuptlings Musinje zu verdanken war, das größte Vertrauen entgegen.

In mehrern Ortschaften des Bakwiri-Volkes habe ich die Beobachtung gemacht, daß, wo es einen König und einen Häuptling gibt, der letztere stets intelligenter ist als der erstere. Bei näherm Nachforschen glaubte ich herauszuhören, daß solche Häuptlinge, deren Stellung, wenigstens zunächst, keine erbliche zu sein scheint, bloß dort vorkommen, wo der König zufällig ein geist- oder energieloser Mann ist. In Buassa, das etwa 60 Krieger ins Feld stellen kann (Lecumbi bloß 40), war die Macht des Häuptlings Musinje bereits so hoch gestiegen, daß er sich mit stillschweigender Zustimmung des Volkes den Königstitel beilegen durfte, den ich dann auch in Anerkennung der uns geleisteten Dienste in die Vertrags-Urkunde mit aufgenommen habe.

Für den Vertrag mit Buassa wählte ich eine andere und freiere Form als in Mapanja. Damit Dr. Nachtigal in keiner Weise gebunden wäre, nahm ich einstweilen beide Exemplare mit mir und ließ bloß eine von mir und den Zeugen unterzeichnete Erklärung über das, was stattgefunden habe, zurück. (Es möge hier eingeschaltet werden, daß Dr. Nachtigal am 19. Januar auf der Möwe von Bimbia aus nach Victoria abdampfte, um an Ort und Stelle die Zöllerschen Verträge zu bestätigen, daß er aber, durch die Mahin-Angelegenheit und seine spätere Erkrankung verhindert, weder nach Mapanja noch nach Buassa gelangt ist. Der Vertrag mit Buassa wurde einige Wochen später von Capitän z. S. Karcher bestätigt. In Mapanja hatten die Victorianer widerrechtlich die englische Flagge gehißt. Aber als Capitän z. S. Karcher auf Grund des Zöllerschen Vertrags die Entfernung der

Flagge forderte, wurde dieselbe vom englischen Consul White ohne weiteres zugestanden und die Flagge thatsächlich heruntergenommen.)

Der Weg von Buassa nach Mimbia (45 Minuten guten Marschirens) führte in nordöstlicher Richtung durch eine paradiesisch schöne Landschaft. Hier zum erstenmal auf der ganzen Strecke von Mapanja her gab es namentlich nach oben hin herrliche Ueberblicke in Hülle und Fülle. Mimbia liegt nach meinen Messungen (ist ein Fehler dabei, so dürfte die Ziffer vielleicht höher, aber keinesfalls niedriger anzunehmen sein) in 2700 Fuß Meereshöhe.

Nun schien auffallenderweise, was vielleicht von der wunderbaren Klarheit der Luft herrührte, die scharf gezogene und wie mit einem Messer abgeschnittene Grenze des Hochwaldes so dicht über uns zu liegen, daß man sich kaum einzubilden vermochte, daß die Höhe um einige Tausend Fuß größer sein könne. Es wäre ja aber auch nicht unmöglich, daß an dieser bisher völlig unbekannten und von mir zum erstenmal in allgemeinen Zügen kartographisch aufgenommenen Südostseite des Gebirges der Wald weniger hoch als an der Südseite, wo ich die Grenze durch eigene Messung feststellen konnte, hinaufreichte. Als Grund, weshalb an dieser Seite der Wald in solchen Höhen fehlt, wo er auf dem Südabhang noch in voller Ueppigkeit gedeiht, würden vielleicht die sehr steilen Abstürze anzusehen sein. Wenn ich irgendwie Zeit dazu gehabt hätte, würde ich auch an dieser Seite die Grenze des Urwaldes festgestellt haben, aber so lange die Frage, ob das Gebirge deutsch oder englisch sein werde, noch nicht gelöst war, glaubte ich meine Kräfte wichtigern Aufgaben widmen zu müssen.

Ich möchte jedoch meinen etwanigen Nachfolgern in der Erforschung des Kamerun-Gebirges die Gegend zwischen Buassa und Buea als anscheinend eine der fruchtbarsten und jedenfalls in landschaftlicher Hinsicht eine der schönsten in Westafrica ganz besonders empfehlen. Drunten herrlich geformte und mit üppigem Wald umkleidete Hügel, über uns eine langgestreckte steilschräge Wand, die bis zu einer gewissen Höhe dunkelgrün und darüber hinaus intensiv rotbraun ist. Den in früher Morgenstunde gefallenen Schnee vermochten wir unterwegs nicht mehr wahrzunehmen, sei es nun, weil er inzwischen geschmolzen war, sei es, weil vielleicht der höchste Gipfel durch vorgelagerte Anhöhen verdeckt wurde. Das Gebirge stellt sich von dieser Seite her als langgestreckter Wall dar, während es, von Victoria aus gesehen,

eine an den sicilianischen Aetna erinnernde kegelförmige Gestalt zeigt.

Ich möchte an dieser Stelle eine Frage beantworten, die vielleicht schon bei diesem oder jenem meiner Leser aufgestiegen sein mag. Die Besteiger des Götterberges stimmen darin überein, daß auf einer gewaltigen Hochebene viele, viele Bergkegel, von denen die meisten erloschene Vulcane sind, aufsitzen. Wie nun, könnte man fragen, verträgt sich diese Hochebene mit der kegelförmigen oder wallförmigen Gestalt? Die Antwort würde dahin zu lauten haben, daß, was vom Gipfel des Götterberges gesehen eine Hochebene zu sein scheint, in Wirklichkeit ein sanft ansteigendes Berggehänge ist, dessen kraterförmige Auswüchse bei dem Gesamtbilde, wie es sich beim Anblick aus der Entfernung darstellt, gar nicht zur Geltung gelangen.

Kurz vor dem Aufbruch zu meiner zweiten Gebirgsreise las ich in den Zeitungen von einer Aeußerung Stanleys, die, wenn sie wirklich so gefallen ist, den Inhalt hatte, daß die Deutschen eine Eisenbahn auf den Götterberg bauen möchten. Wer durch eigene Anschauung das Gebirge kennt, wird diesen Ratschlag entweder für sehr kindlich halten oder aber annehmen müssen, daß der Redner sein Publicum habe zum Narren halten wollen. Eine Eisenbahn auf den Montblanc wäre im Vergleich zu einer solchen auf den Götterberg reine Spielerei. Aber auch angenommen, daß Stanley bloß eine Eisenbahn bis zu der als Ort für ein zu bauendes Sanitarium empfohlenen Mannschen Quelle im Sinne gehabt habe, würde doch noch die gewiß sehr wichtige Frage, was denn eine solche Eisenbahn befördern sollte, zu erledigen sein. Ein halbes oder ganzes Dutzend oder sagen wir sogar ein paar Hundert Passagiere im Jahr würden doch selbst mit Zuhülfenahme aller Reclame die Rentabilität nicht sichern können.

Der Ort Mimbia vermag, wie mir der König — ein riesenhafter Mann mit je sechs Fingern an jeder Hand — versicherte, etwa 90 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen, und würde demnach volkreicher sein, als Mapanja, Lecumbi oder Buassa. Einem Schutzvertrage schien der König nicht abgeneigt zu sein, erklärte jedoch, sich vorab mit seinem zur Zeit abwesenden Nebenkönig und den Angesehensten des Volkes benehmen zu müssen. Da wir nicht darauf warten konnten, so wurde vereinbart, daß, wenn der andere König und das Volk einen Vertrag wünschten, die zum Abschluß desselben berechtigten Personen am folgenden Morgen,

bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, in Buea erscheinen sollten.

Das Gebiet von Mimbia erstreckt sich bloß nach abwärts und nicht bergaufwärts, sodaß also dieser Ort für den Besitz der höher gelegenen Berggegenden und namentlich des Gipfels gar nicht in Betracht kommt. Trotzdem würde Mimbia als Kautschuk erzeugendes Land vielleicht von nicht geringerm Wert gewesen sein als Buassa oder Mapanja. Die Oelpalmen, die in den untersten Bergregionen den hauptsächlichsten und beinahe einzigen Ausfuhrartikel liefern, tragen in größerer Höhe als 1200 oder allerhöchstens 1500 Fuß keine Frucht mehr. Für solche Orte wie Mapanja, Lecumbi, Buassa und Mimbia kann daher zunächst bloß an eine Ausbeutung der Kautschuk-Lianen (die im Gebirge ein besseres Erzeugnis liefern als in der Ebene) gedacht werden. Buea hinwiederum (wenigstens 3200 Fuß Meereshöhe) liegt schon zu hoch, als daß dort die Lianen noch in einer die Ausbeutung lohnenden Menge vorkämen. Die Buea-Leute sind, vom Ackerbau abgesehen, in erster Linie Viehzüchter und namentlich Jäger.

Das Alpendorf Buea, der volkreichste und, soweit meine Erfahrung reicht, höchstgelegene Ort des Kamerun-Gebirges, ist in nordnordöstlicher Richtung eine Stunde Gehens oder in der Luftlinie etwa 4km von Mimbia entfernt. Der sanft ansteigende, abwechselnd durch Wald und kleine Pflanzungen führende Weg folgt dem von Südsüdwest nach Nordnordost verlaufenden Hauptwall des Kamerun-Gebirges und ermöglicht an vielen Stellen einen hübschen Ausblick nach oben, aber des Waldes wegen viel seltener nach unten. Dicht vor Buea muß man einen in tiefer Thalrinne munter dahinrauschenden Bach überschreiten, der Mossola heißt und der Hauptrichtung nach von Nordnordwest nach Südsüdost zu fließen scheint. Das Wasser ist krystallklar, sehr wohlschmeckend und wird, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, auch zu Naturbädern benutzt. Dem Umstande, daß die Buea-Leute so sehr viel von kalten Bädern halten, schreiben die übrigen Bakwiri ihre abgehärtete und kriegerische Natur zu. Wahrscheinlicher ist es, daß solch spartanische Tüchtigkeit, wenn sie wirklich in nennenswertem Maße vorhanden ist, auf der beliebten Jagd nach Antilopen und anderm Wild erworben wird.

Die Grenze zwischen Wald- und offenem Grasland, von denen das letztere zwar nicht wildreicher, wohl aber für die Jagd

viel geeigneter ist, liegt bei Buea so nahe, daß sie von tüchtigen Bergsteigern in wenigen Stunden erreicht werden kann. Dies wird wohl vorwiegend der Grund sein, weshalb von allen Bakwiri besonders die Buea-Leute der Jagd huldigen, und zwar in solch planmäßiger Weise, daß sie an allen entlegenern Punkten ihres ungeheuren Jagdgebietes durch sogenannte Jägerhütten für ein nächtliches Unterkommen gesorgt haben. Auch in mancher andern Hinsicht, namentlich in Bezug auf eine gewisse Rauheit und Ursprünglichkeit der Sitten, könnten die Buea-Leute als die Tiroler unter den Bakwiri bezeichnet werden. Sie sind starkknochige musculöse Menschen, deren erster Anblick mir sofort den Gedanken nahelegte, am Abend so etwas wie athletische Spiele zu veranstalten.

Es mochte gegen 3½ oder 4 Uhr nachmittags sein, als unsere kleine Schar vom Ufer des Mossola-Baches heraufsteigend vor dem Hause des zweiten Königs, dessen Namen ich vergessen habe, Halt machte. Der sogenannte Großkönig Letongo, erklärte unser Dolmetscher Mbua, wohne noch eine halbe Stunde weiter, aber da er (Mbua) seinerzeit mit einer von Letongos Frauen ein Liebesverhältnis unterhalten habe und dieserhalb geächtet worden sei, so werde er uns um keinen Preis bis dorthin geleiten.

Buea und das über Sopo hinaus in ostnordöstlicher Richtung gelegene Lissoka, das ich aber nicht besucht habe, streiten sich um den wahrscheinlich dem erstern Dorfe gebührenden Ruhm, die volkreichste Ortschaft des Gebirges zu sein. Wie ich aus eigener Anschauung bezeugen kann, bedeckt Buea mit seinen weit zerstreuten Hütten zum wenigsten einen eben so großen Flächenraum wie die Stadt Köln. Die Zahl der waffenfähigen Männer wird übereinstimmend auf über 250 geschätzt, sodaß sich also die Bevölkerung kaum auf weniger als 1000 bis 1200 Seelen beziffern dürfte. Besonders auffallend wirkt der in Westafrica gar nicht häufig anzutreffende Reichtum an Vieh, nämlich an Kühen, Ziegen, Schweinen, Hühnern und kleinen häßlichen hyänenartigen Hunden mit spitzem Kopf und langen Ohren. Nirgendwo in Westafrica habe ich so schöne, glatte und wohlgenährte Kühe gesehen wie grade in Buea. Diese Rindviehrasse, unter der ebenso wie bei uns alle Farbenschattirungen von Schwarz, Braunrot und Weiß vorkommen, ist größer und zeigt vollere Euter als die wenigen kleinen und schlechtgenährten Kühe, die man sonst in den

Negerdörfern zu sehen bekommt. Nach solcher Beobachtung in den Gebirgsgegenden eines andern Erdteils zu urteilen, muß es also doch wohl mehr von Klima und Nahrung als von Rasse und besonders guter Pflege abhängen, wenn das schweizerische Vieh in Europa so sehr berühmt ist.

Nachdem uns in Abwesenheit des zweiten Königs von dessen Weibern eine Hütte angewiesen worden war und die Lärm-Trommeln die Nachricht von unserer Ankunft weithin verbreitet hatten, erschien auch schon bald, einen gewaltigen Cavalleriesäbel unter dem Arm und von großem Gefolge begleitet, der König Letongo. Er war ein Albino oder Kakerlak, aber nicht von jener rosigen Hautfarbe, wie sie sonst unter den Albinos der Neger-Rasse die Regel ist, sondern ganz ebenso gelb wie ein Japaner oder Chinese. (Dr. Nachtigal, dem ich später von diesem Naturspiel erzählte, äußerte seine Ansicht dahin, daß solch helle Hautfarbe eine besondere Ausgangsform der in Africa viel verbreiteten Lepra sei. Eine andere Ausgangsform sei Verschwärung.) Nachdem wir uns die Hände geschüttelt und uns im Halbkreise auf Felsblöcken, Koffern und Kisten niederlassend die gewöhnlichen Höflichkeitsformen ausgetauscht hatten, wurden als Geschenk für unsere Leute ein Schweinchen und als Geschenk für uns einige Hühner sowie mehrere Flaschen voll Palmwein herbeigebracht. Käuflich aber haben wir bloß etwas Koko und einige Bündel Plantanen erstehen können. Mbua, der anfänglich unsichtbar geblieben war, wagte sich im Verlauf der von Molla Musinje verdolmetschten Unterredung schüchtern herbei und schien von Letongo gar nicht ungern gesehen zu werden.

Aus allem, was wir sahen und hörten, gewannen wir die wohlbegründete Ueberzeugung, daß, wenn überhaupt etwas erreicht werden sollte, keinesfalls mit Uebereilung vorgegangen werden dürfe. Denn Letongo schien ebenso stolz wie listig zu sein und würde sich durch allzu hitziges Vorgehen beleidigt gefühlt haben. Bei den Negerkönigen, für die ein längerer Besuch weißer Männer in doppelter Hinsicht — nämlich wegen des Ansehens, das sie sich bei solcher Gelegenheit ihrem Volke gegenüber geben, und wegen der unvermeidlichen Geschenke — von großem Vorteil ist, gilt es durchaus nicht als guter Ton, mit der Thür ins Haus zu fallen. Solch africanischer Höflichkeitscomment kann schon eher bei kleinen Königen, wie Yunge und auch Muimba

als bei besonders stolzen, wie Letongo, beiseite gesetzt werden. Wir faßten daher den gewiß richtigsten Entschluß, zunächst die Zuneigung des Volkes für uns zu gewinnen und alles weitere einer für den folgenden Morgen zu vereinbarenden Zusammenkunft mit den Königen und Häuptlingen zu überlassen.

Letongo bezeigte, jedoch ohne sich seiner teils natürlichen, teils bloß zur Schau getragenen Würde zu vergeben, große Freude, als wir von den in Aussicht genommenen Festspielen sprachen, und so lustig wie bei dieser Gelegenheit habe ich kaum jemals die Ruf- und Melde-Trommeln des Kamerun-Landes ertönen hören. Hätten wir damals gewußt, daß schon zwölf Stunden später unser Leben in ziemlicher Gefahr schweben sollte, so würden wenigstens wir Weiße etwas weniger froh zu Werke gegangen sein. Aber ich will dem Verlauf der Ereignisse nicht vorgreifen. Unter meinen Kru-Leuten befanden sich einige, wie z. B. Peter, Freeman und auch der schwächlich aussehende Mbua, von dessen Kraft und Gewandtheit ich aber schon Proben gesehen hatte, die ich zu den stärksten Leuten der Erde zu zählen geneigt war. Und da auch die Herren Knutson und Waldau Proben ihrer meisterhaften Treffsicherheit zu geben gedachten, so ersehnte ich mit unverhehlter Freude den Augenblick, wo die Buea-Leute, denen ich vor allem zu imponiren gedachte, jubeln, staunen und bewundern würden. Wenn ich mich in dieser Hinsicht vielleicht ein wenig getäuscht habe, so kann ich zur Entschuldigung anführen, daß ich den ebenso hinterlistigen wie im Grunde genommen feigen Charakter dieses Volkes weder kannte noch auch nach meinen bisherigen geringen Erfahrungen kennen konnte. Ich mußte mich in dieser Hinsicht völlig auf den Rat meiner beiden, seit langer Zeit im Bakwiri-Land lebenden Begleiter verlassen.

Nachdem diese für die Sieger bestimmten, aus baumwollenem und geringwertigem Seidenzeug bestehenden Preise öffenlich zur Schau ausgestellt worden waren, wurde durch Striche auf der Erde ein länglich ovaler Platz abgegrenzt, den die bereits nach Hunderten zählenden Zuschauer nicht übertreten durften. Herr Waldau erklärte sich bereit, das Amt eines Preisrichters zu übernehmen. Meine Kru-Leute, welche mit Stolz die herculische Musculatur ihrer gewaltigen Arme zeigten, hatten zur Feier des Tages ganz neue und bunte Hüftentücher angelegt; siegesbewußt standen sie da, als ob der Ausgang des Ringkampfes gar nicht zweifelhaft

sein könne. Der kleine Molla Musinje gebärdete sich vor Freude wie toll, zupfte mich bald an dieser, bald an jener Seite am Rock und stellte sich zur großen Belustigung der Buea-Leute dicht vor mir auf den Kopf. Als auf meinen Befehl Mbua in die Mitte des ovalen Kampfplatzes vortretend zu einem Preisringen einheimischer Knaben aufforderte, erschienen, von einer Schar erwachsener Männer vorgeschoben, zwei gutgewachsene Rangen, deren wohlgestalte Glieder an die Ringerfamilien unserer Circusse erinnerten. Während ich ihre gar nicht geringe Geschicklichkeit und Gewandtheit bewunderte, verdolmetschte mir Mbua, daß solche Kampfspiele, die man hier „Fla-Fla“ nenne, bei allen Bakwiri und namentlich bei den Buea zu den allergewöhnlichsten Dingen gehörten. Als ich dem Sieger das als Preis ausgesetzte seidene Taschentuch überreichte, wollte der Jubel der Menge (ich schätze sie auf etwa 400 Köpfe) gar kein Ende nehmen. Es folgte ein Ringen erwachsener Buea-Männer, bei dem ein schmächtiger Kerl, der die Manieren eines Circus-Clowns zur Schau trug, den Sieg errang.

Da ich den Zeitpunct für gekommen erachtete, nun auch die Kraft meiner eigenen Leute zu zeigen, so forderte ich den Peter auf, sich bereit zu halten. Die Bakwiri überlegten lange, wen sie diesem Hercules gegenüberstellen sollten. Endlich fiel ihre Wahl auf denselben Clown, den wir schon vorher hatten kämpfen sehen. Der Gegensatz zwischen den beiden Gestalten, die sich jetzt in der Arena gegenüberstanden, hätte gar nicht größer sein können. Auf der einen Seite denke man sich den farnesischen Hercules, bloß mit einem andern Kopfe, nämlich mit einem freundlich lächelnden und so gutmütig siegesbewußten Gesicht, wie bloß äußerste körperliche Kraft und Gesundheit es in solchem Augenblick erklären konnte. Auf der andern Seite eine nichts weniger als schöne Gestalt mit dünnen Beinen, verhältnismäßig schmaler Brust, kränklicher Gesichtsfarbe und unangenehm prahlerischen Manieren. Die beiden Kämpfer begrüßten sich so ritterlich, wie ich das bei Negern gar nicht erwartet hätte, gingen dann aufeinander los, umklammerten mit ihren Armen die Schultern des Gegners und versuchten in dieser Stellung, wer den andern aus dem Gleichgewicht bringen würde. Nicht ohne eine gewisse Freude bemerkte ich, wie der Buea-Mann mehr und mehr das Gleichgewicht verlor und bald mit diesem, bald mit jenem Fuß in der Luft schwebte. Aber urplötzlich riß er sich

los, schlug herausfordernd mit den Händen auf die Brust und ging abermals, aber diesmal mit vorgestreckten Armen und in gebückter Stellung, auf Peter los.

Der Kru erwartete aufrechtstehend und mit ungewissem Blick, als ob ihm dieses Manöver fremd sei, den Angriff des Gegners. Schon umklammerten die Arme des Clowns seine Hüften und ich fürchtete das Schlimmste. Aber Peter riß die Hände los und schleuderte, dieselben fest haltend, den Bakwiri so weit von sich, daß derselbe, sich mehrmals um seine Achse drehend, auf ein Haar nach zu Boden gestürzt wäre. Dennoch war es schon jetzt ersichtlich, daß Peter, obwohl an Kraft überlegen, doch in Bezug auf Ringkunst bei weitem hinter dem Bakwiri zurückstand. Der Clown erneuerte, während Peter ruhig stehen blieb, genau in der gleichen Form wie vorher seinen Angriff. Vergebens stemmte Peter seine knorrigen Fäuste gegen den Kopf und die Schultern des Gegners. Er vermochte ihn nicht wegzudrücken, und Knutson flüsterte mir ins Ohr, daß es um ihn geschehen sei. Zwei Secunden später lag er am Boden und die Bakwiri ließen ein Freudengeheul erschallen, in das ich, wenn ich ein Bakwiri gewesen wäre, selbst mit eingestimmt haben würde. Um nur ja mein Mißvergnügen nicht bemerkbar werden zu lassen, befahl ich zur großen Befriedigung des Volkes, dem sich mir nähernden Clown das Doppelte des ausgesetzten Preises zu geben.

Ich will den Leser nicht mit der Schilderung eines Spieles ermüden, das im weitern Verlauf nicht viel Neues mehr bot. Mein Hauptmann Freeman teilte Peters Schicksal und bloß der kleine untersetzte Tom sowie der gar nicht kräftig und sogar kränklich aussehende Mbua retteten, indem sie vier Buea-Leute zu Boden streckten, die Ehre meiner Truppe. Es folgte ein Wettlaufen, zuerst von Knaben, dann von Erwachsenen, und um die ohnehin schon sehr vergnügte Stimmung des Volkes noch mehr zu erheitern, ließ ich mit vollen Händen soviel Tabak ausstreuen, als Buea wohl kaum jemals vorher gesehen haben mochte. Aber mit aller Entschiedenheit widerstand ich der unaufhörlich an mich gerichteten Bitte, außer dem Tabak auch Rum herauszugeben. Außer andern und mehr moralischen Beweggründen war die Befürchtung, daß solch zahlreiche und kräftige Bevölkerung unter dem Einfluß geistiger Getränke zu unüberlegten Handlungen hingerissen werden könnte, für mich maßgebend. Denn wie ich

schon mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, kann derselbe Neger, der dir in diesem Augenblick die leidenschaftlichsten Freundschaftsversicherungen gibt, schon im nächsten Augenblick, namentlich wenn sein Dünkel und seine Ueberhebung durch geistige Getränke oder durch fremden Zuspruch angefacht werden, zur unverschämtesten Bestie werden, gegen die nur noch Gewalt hilft.

Schon begann die kurze Dämmerung in Dunkelheit überzugehen und ich befürchtete, daß es für jene Proben unserer Treffsicherheit, an denen mir besonders viel gelegen war, zu spät sein würde, als ich einen sehr großen Vogel auffliegen und die Richtung nach uns hin nehmen sah. Knutsons beiseite gestelltes Gewehr ergreifend eilte ich, ein paar Neger beiseite schiebend, auf ihn zu und übergab es ihm. Ein paar Secunden später krachte der Schuß. Ich bereute schon meine Eile, denn ich befürchtete, daß es ein Fehlschuß sein würde, der gewiß noch einen schlechtern Eindruck gemacht haben würde als Peters und Freemans Niederlage. Aber mit starkem Aufklatschen stürzte beinahe mitten in der Arena ein gewaltiger Geier — mit ausgespannten Flügeln maß er $2^1/_2$ Fuß — zu Boden nieder. Ein wohlvorbereiteter Theater-Coup hätte keine bessere und imponirendere Wirkung ausüben können. Nun zeigten wir den von allen Seiten herandrängenden Leuten recht ostensibel und prahlerisch unsere Repetirgewehre (Knutson hatte allerdings mit einer Jagdbüchse geschossen), die ohne Unterbrechung 17 Schuß hintereinander abzugeben vermochten.

Dann forderte Knutson die Umstehenden auf, ihr längstes und schwerstes Gewehr herbeizubringen. Die alte verrostete Waffe ganz vorn am Lauf anfassend, hob er sie mit ausgestrecktem Arm wagerecht empor, was trotz aller Mühe, die sie sich gaben, kein Bakwiri und kein Kru-Mann nachzumachen verstand. Wohlweislich hüteten wir uns, weitere Proben unserer Kraft zu geben, die der ausgezeichneten Wirkung bloß hätten Eintrag thun können. Nur dazu ließ ich mich noch herbei, in rascher Aufeinanderfolge sämtliche Schüsse meines vielbewunderten Revolvers abzufeuern.

Jeder Schuß ein Mann? fragte König Letongo.

Jeder Schuß ein Mann! erwiderte ich mit ernstestem Gesichte. Der Leser natürlich braucht es nicht zu glauben. Aber es gibt Lebenslagen, in denen man sich bei ein bißchen Schauspielerei weitaus am besten steht.

Noch eine kleine Bemerkung über das Verhältnis zwischen der

körperlichen Kraft weißer und schwarzer Männer. Ich habe an anderer Stelle erwähnt, daß unter allen Eigenschaften, die Europäer besitzen mögen, eine riesige Musculatur dem Neger am allerwenigsten imponirt, daß ich noch keinen gewaltsamen Zusammenstoß zwischen einem einzelnen Europäer und einem einzelnen Neger gesehen habe, bei dem nicht stets und unweigerlich der erstere Sieger geblieben wäre. Das moralische Element hat daran den allergrößten Anteil. Denn sobald erst der Europäer Furcht zu zeigen beginnt, so ist es auch um ihn geschehen. Aber davon abgesehen bin ich durch mehrfache Schauspiele von solcher Art, wie ich sie oben geschildert habe, zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Körperkraft des Durchschnitts-Negers doch nicht ganz so groß ist, als man beim Anblick seiner gewaltigen Musculatur mutmaßen sollte.

Als wir abends in unserer Hütte saßen, bat ich Knutson, Peter, Freeman und Tom, ihren rechten Arm zu zeigen und durch Beugen des Gelenkes die Muskeln hervortreten zu lassen. Peters Arm hatte mehr denn den doppelten Umfang als derjenige Knutsons und die einzelnen Muskelbündel prägten sich so kräftig ab, wie man das von einer Statue nicht besser hätte erwarten können. Aber Knutsons Muskeln fühlten sich hart wie Stahl oder Eisen, diejenigen Peters, Freemans und sogar Toms dagegen verhältnismäßig weich an. Auch habe ich die Beobachtung gemacht, daß unter allen Negern, die mich auf meinen vielfachen Streifzügen begleitet haben, kein einziger, selbst wenn er auch keine Last trug, in Bezug auf Marschiren, Bergsteigen oder allgemeine Strapazen mit mir zu wetteifern vermochte. Und doch mußte ich bei schlechter Kost nicht bloß wie die Neger einen Körper, sondern auch ein sehr in Anspruch genommenes und daher auch anspruchsvolles Gehirn ernähren. Solch scheinbares Wunder vermag man sich bloß durch den Einfluß der edlern Rasse zu erklären. Man denke an ein Vollblutpferd und einen Karrengaul. Hatten meine Neger einmal eine Nacht nicht geschlafen oder einen Tag lang ungenügende Kost erhalten, so waren sie unbrauchbar schlaff, während die geistige Thatkraft dem Europäer über derartige Kleinigkeiten hinweghilft.

Mbuas Wünschen nachgebend, waren wir bei dem noch immer abwesenden zweiten König abgestiegen, aber nach Negerbegriffen würde Letongo, der sich „Großkönig" nannte, es als Beleidigung

empfunden haben, wenn nicht auch ihm zum wenigsten ein Anteil an der Ehre unseres Besuches zugefallen wäre. Dem entsprechend entschloß sich Herr Waldau, was unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der obwaltenden Stimmung kaum anders denn als selbstlose Aufopferung bezeichnet werden konnte, mutterseelenallein mit Letongo zu gehen und Knutson, mich und unsere Leute in den für uns ausgeräumten Hütten zurückzulassen. Mir wollte diese Trennung gar nicht gefallen, und die Ereignisse der folgenden Nacht haben bewiesen, daß ich im Rechte war.

Knutson und ich bewohnten eine Hütte für uns allein, unsern Schwarzen war dagegen der mittlere Raum eines 30 bis 40 Schritt entfernten und sehr weitläufigen Gebäudes angewiesen worden. Als wir beim Abendessen saßen und uns mit Mühe der allerzudringlichsten Zuschauer entledigt hatten, erschienen als Boten Letongos zwei von dessen Brüdern, um uns mit verschmitztem Lächeln zu fragen, ob wir einige von den Frauen oder von den Töchtern des Königs zu sehen wünschten. Daß die Gastfreundschaft der Neger und mancher andern unter den sogenannten Naturvölkern sich auf die innersten Seiten des Familienlebens erstreckt, ist allbekannt, und auf schwache Anklänge an diese seltsame und ungeheuerliche Sitte war ich bereits anderwärts im Innern des Togo- und Kamerun-Gebiets aufmerksam gemacht worden. Aber so drastisch wie hier in Buea war mir solcher Gebrauch doch noch nicht vorgeführt worden. (Einige Wochen später, als ich mit zwei deutschen Officieren den König Etoka von Wuri besuchte, haben wir etwas annähernd Aehnliches erlebt.) Die Sache war uns insofern höchst unangenehm, als wir äußerst vorsichtig sein mußten, um nicht etwa das stark entwickelte Selbstgefühl des Königs, mit dem wir am folgenden Tage einen Vertrag abzuschließen gedachten, zu verletzen. Herr Knutson sprach, da er sich nicht besser zu helfen wußte, allerlei wenig zusammenhängendes Zeug, aus dem, wenn die Boten es wirklich verstanden haben, ungefähr so etwas hätte entnommen werden können, als ob wir katholische Priester seien und der große Fetisch des weißen Mannes uns allerlei Gelübde auferlege.

Die zwei Boten lachten, plauderten und veranlaßten uns thatsächlich, mit den zwei letzten Flaschen Bier herauszurücken. Wenn wir betreffs der Aufrichtigkeit Letongos irgendwelchen Verdacht gehabt hätten, so wäre solcher Argwohn bei dem harmlosen Ge-

plauder seiner Sendlinge ganz gewiß dahingeschwunden. Urplötzlich aber zeigte sich im Eingang der Hütte ein wild aussehender Mensch mit falschem Barte — von dieser seltsamen Mode werde ich später noch sprechen — und rief einige Worte hinein. Die freundliche Miene der beiden Sendlinge war verschwunden. Ohne sich weiter um uns zu bekümmern oder auch nur Abschied zu nehmen, eilten sie hinaus, und an diesem Abend haben wir sie nicht mehr wiedergesehen. Auch fiel es uns auf, daß, obwohl von mehrern Seiten aus großer Entfernung her deutlich vernehmbares Stimmengewirr herüberscholl, der noch kurz vorher so sehr lebhafte Platz vor unserer Hütte gänzlich verödet blieb. Außer einem Hunde, der knurrend umherlief, war nichts Lebendes dort zu sehen. Wir riefen nach Peter und Freeman. Sie erschienen nicht. Den Carabiner unter dem Arm haltend, schritten wir zur Wohnung unserer Leute. Wir fanden sie in einer Ecke des Raumes zusammengedrängt, aber ihr ohnehin schon gedämpftes Geplauder schwieg gänzlich, als sie uns gewahr wurden. Das ist bei plauderhaften Negern etwas so Seltsames, daß es uns unwillkürlich auffallen mußte.

Wo ist Mbua, der Dolmetscher? fragte ich. Niemand wußte es, niemand konnte ihn finden.

Wo ist Molla Musinje?

Er hat Herrn Waldau begleitet.

Gut. Wenn Mbua kommt, so sendet ihn sofort zu uns herüber.

All right, Masser.

Dieses all right, das ich tausendmal vorher gehört hatte, war mir stets viel lustiger und froher erklungen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, sagte ich, als wir wieder heraustraten, aber ich habe so eine Ahnung, als ob nicht alles in Ordnung sei. Welches Recht hat dieser verteufelte Mbua, grade jetzt, da der kleine Molla fehlt, von uns wegzulaufen?

Er wird wieder eine Liebschaft haben, aber sagen Sie mir: Ist es wirklich so haarsträubend kalt oder habe ich Fieber?

Das verhüte der Himmel, denn unsere Leute scheinen heute Abend nicht grade an einem Uebermaß von Mut zu leiden.

Sie glauben doch nicht etwa, daß man uns angreifen werde?

Warum nicht, wenn unsere wunderbaren Schätze die Begierde der Neger gereizt haben.

Unsinn, Sie unterschätzen die Feigheit der Negernatur. Aber auf alle Fälle können wir Büchsen und Revolver bereit halten.

Sollen wir nicht auch unsere Leute zu etwanigem Widerstand vorbereiten?

Ich glaube nicht, daß es in der Stimmung, in welcher sich dieselben ohnehin schon befinden, ratsam sein würde. Wir verweilen in einem friedlichen Dorfe. Letongo hat seine Leute zurückrufen lassen und die übrigen haben sich ins Bett gelegt.

Knutson zitterte, als er vor das Licht der in einer leeren Flasche steckenden Kerze trat, und seine Lippen waren blau angelaufen. Seine Hände und Stirn waren heiß, der Puls ging schnell und ich überredete ihn, sich sofort auf einem Lager, das ich inzwischen herrichtete, niederzulegen. Alle Decken und Mäntel, die wir besaßen, breitete ich über ihn aus, gab Chinin und rief Peter, damit er schweißtreibenden Thee koche. Aber Peter erschien nicht; fast mit Gewalt mußte ich ihn zur Stelle holen.

Was ist dir denn, Peter? fragte ich.

Nothing, Masser.

Du ärgerst dich wohl, daß du heute zu Boden geworfen worden bist, aber das kann dem besten und stärksten Manne vorkommen.

Peter gab keine Antwort, bloß beim Hinausgehen knurrte er: Me no like mountains (ich liebe das Gebirge nicht).

Das wundert mich nicht, meinte Herr Knutson, denn diese Kru-Leute sind ja halbe Amphibien. Wenn sie nicht im Mangrove-Sumpfe stecken, so meinen sie, daß nicht alles in Ordnung sei.

Das Fieber wurde stärker und stärker, ohne daß die erlösende und beruhigende Schweiß-Absonderung eintreten wollte. Die Kerze war heruntergebrannt und die dunkle Nacht, in die wir durch die bloß unten verschlossene Thüröffnung hinausblickten, außer einigem Zirpen und Summen feierlich still. Trotz des Wunsches wach zu bleiben und trotz des harten Lagers war ich eingeschlafen, als Knutson mich am Arme faßte und mich aufforderte, zu lauschen. Ich weiß nicht, sagte er, ob es die Wirkung des Fiebers oder Chinins ist, aber mir tönt so etwas in den Ohren wie der Trommel-Ruf, durch den die Leute in Kriegszeiten zu alarmiren pflegen.

Trommeln hörte ich ganz deutlich, aber ob es der Kriegsruf sei, vermochte ich, dem die Trommel-Sprache der Bakwiri ganz unbekannt war, natürlich nicht zu unterscheiden.

Sehen Sie noch einmal zu, wo Mbua ist, riet Knutson.

Als ich zu unsern Leuten kam, sah ich, wie eine menschliche Gestalt schnell in eine dunkle Ecke huschte. Mbua, rief ich. Es erfolgte keine Antwort. Nun trat ich auf die sich versteckende Gestalt zu und erkannte unsern edlen Dolmetscher, vor dem ich von diesem Augenblick an (trotzdem meine Begleiter ihn mehrfach reinzuwaschen versuchten) einen unüberwindlichen Abscheu und Widerwillen gefühlt habe. Auf dem Rückweg nach unsern Hütten vernahm ich deutlich aus gar nicht großer Entfernung ein von vielen Menschen herrührendes Stimmengewirr, das mir ganz so klang, als ob man sich stritte und von verschiedener Seite verschiedene Meinungen geltend zu machen suche. Befragt, was es gebe, wollte Mbua uns glauben machen, daß es sich um ein Weiber-Palaver handle.

Mitten in der Nacht, das ist unmöglich, erklärte Herr Knutson.

Ich höre von allen Seiten das Wort Velande, schaltete ich ein. Was bedeutet das?

Rum.

Und das Wort Kelati?

Papier oder Schriftstück.

Und das Wort Mukalla?

Weißer Mann!

So hat also Mbua gelogen, denn bei einem Ehebruchs-Palaver würde doch schwerlich von Papier, Rum und weißen Männern die Rede sein.

Wir hielten es für angezeigt, zu einer etwa nötig werdenden Verteidigung alle in unserer Lage möglichen Vorbereitungen zu treffen. Während ich Waffen und Schießbedarf zusammentrug, wurde Mbua beauftragt, unsere sämtlichen Schwarzen unverzüglich zur Stelle zu bringen. Als er nach 5 oder 10 Minuten noch nicht zurück war, trat ich selbst, das Gewehr in der Hand, hinaus, um nachzuforschen, was an der Verzögerung schuld sei. Ich sah mit Flinten bewaffnete Menschen und rief ihnen, da ich sie für die eigenen Leute hielt, zu, sie sollten doch herankommen. Aber sie blieben ruhig stehen und erwiderten auch nichts. Da sah ich denn, daß es nicht bloß zwanzig, sondern fünfzig, achtzig, hundert bewaffnete Männer waren, die unsere Hütte so ziemlich umstellt und uns völlig von unsern Schwarzen abgeschnitten hatten. Obwohl mir das Herz fast hörbar in der Brust pochte, so zeigte ich doch beim Zurückschreiten zur Hütte wohlweislich keine allzu

große Eile. Knutson, der bisher nicht an Gefahr hatte glauben wollen, war jetzt überzeugt, daß man Böses im Schilde führe.

Noch stand ich, über das Gesehene berichtend, an seinem Lager, als die bloß unten geschlossene, oben dagegen dem Sternenlicht den Durchlaß gestattende Thüröffnung durch mehrere Köpfe, die jedoch beim Anblick der beiden blinkenden Gewehrläufe sofort wieder zurückprallten, verdunkelt wurde. Obwohl die leichte Bambushütte gar keinen Schutz gegen Kugeln gewährte und auch mit Leichtigkeit angezündet werden konnte, so beschlossen wir doch, darin auszuharren. Denn der Neger fürchtet, was er nicht sieht, mehr, als was er sieht. Zum Eindringen durch die Thüröffnung würde, unsern Waffen gegenüber, mehr Mut gehört haben, als wir den Schwarzen zutrauten. Begann man in das Gebäude hineinzuschießen, so konnten wir durch die breiten Spalten zwischen den Bambusstäben hindurch das Feuer erwidern, ohne doch ganz so sehr wie draußen in freier Luft als Zielscheibe zu dienen. Und wenn endlich Feuer angelegt wurde, so war, ehe uns dasselbe lästig werden konnte, noch immer Zeit genug vorhanden, um hinauszustürzen.

Mit Vergnügen nahm ich wahr, daß das Sternenlicht grade ausreiche, um mich das Korn auf meiner Flinte erkennen zu lassen. Schwieriger war es schon, im Schatten der dichten Büsche irgend etwas und besonders eine schwarze Negergestalt zu erkennen. Unklar war es mir, ob die Neger sich zu verbergen trachteten oder nicht. Denn während das Gros grade im Schatten jener Büsche stand und lagerte, kamen jeden Augenblick einzelne Leute oder kleine Gruppen, und zwar augenscheinlich zu dem Zweck, gewahr zu werden, was drinnen vorgehe, ganz dicht heran. Zwei- oder dreimal wurden sogar, während ich an der Thüröffnung stand, gegen die andere Seite der Hütte wuchtige Schläge geführt. Schnell eilte ich dorthin, und da wurde es denn wieder still.

Eine halbe, eine ganze Stunde verstrich, ohne daß man, abgesehen davon, daß zuweilen einige ihre Gewehre schwingende Leute, aber dann jedesmal recht schnell vor der Thür vorüberliefen, auch nur im leisesten Miene gemacht hätte, uns anzugreifen. Dabei wurde so laut gesprochen und gestritten, daß ich, wenn mir die Bakwiri-Sprache bekannt gewesen wäre, jedes Wort hätte verstehen können. So habe ich denn, gleichzeitig pflegend und nach draußen horchend, oder so zu sagen die Theekanne in der

einen und die Flinte in der andern Hand, eine nichts weniger als angenehme Nacht verbracht. Als sich gegen 4 Uhr morgens die immer stiller und stiller gewordenen Belagerer unserer Hütte gänzlich zurückgezogen und um 5½ Uhr die Dämmerung hereinbrach, fühlte ich mich wie gerädert. Aber ich hatte die Beruhigung, daß Knutson nach starkem Schwitzen in tiefen, erquickenden Schlaf versunken war. Meine Leute wußten entweder nichts von dem, was in der verflossenen Nacht vorgefallen sei, oder gaben sich wenigstens den Anschein, nichts davon zu wissen. Auch war ihre Stimmung derart, daß sie mir schon bald weit mehr Sorge bereiten sollte, als alle Bueas miteinander.

(Das seltsame Betragen der Buea-Leute ist auch später nicht völlig aufgeklärt worden. Als sieben Tage nachher, nämlich am 17. Januar, vor Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt ein Verhör mit Mbua und meinen Kru-Leuten angestellt wurde, sagten einige von den letztern aus, daß Mbua sie vor Menschenfressern bange gemacht und ihnen geraten habe, entweder von uns wegzulaufen, oder aber, falls wir angegriffen würden, sich ganz ruhig und teilnahmlos zu verhalten. Mbua erkannte dies widerstrebend an, entschuldigte sich aber mit der eigenen Furcht und erzählte des weitern, daß in jener Nacht von den Victorianern gedungene Bakwiri-Leute — wie er glaube, Einwohner von Bongola und Bonjongo — in Buea eingetroffen seien, um die Bevölkerung gegen uns aufzuhetzen. Die Stimmung sei geteilt und der kleinere Teil für, der größere gegen uns gewesen. Ob man uns habe angreifen wollen, wisse er nicht. Jedenfalls sei beschlossen worden, für Ueberlassung des unbenutzten Grundes und Bodens eine übertrieben hohe Summe zu fordern, um sich zunächst zu vergewissern, wie viel Waren wir denn eigentlich bei uns führten. Den Mbua noch über Letongo im besondern zu befragen, habe ich, da mir damals andere Sachen und neue Aufgaben im Kopfe steckten, vergessen.)

Die Morgenstunden des 10. Januar sollten mich vor einen Entschluß stellen, der mir härter geworden ist, als irgend ein anderer in meinem Leben. Herr Knutson hatte sich von dem Fieber der verflossenen Nacht bereits soweit erholt, daß er vor der Thür unserer Hütte sitzend die frische Morgenluft einatmen konnte. Aber auffallenderweise waren von allen unsern Schwarzen bloß einige wenige Kru-Leute, die über den Verbleib der übrigen

nichts zu wissen vorgaben, zur Stelle. Wir waren im höchsten Grade besorgt wegen des Herrn Waldau, dessen Ausbleiben wir uns, als es bereits 7, 7 1/2 und 8 Uhr geworden war, nicht zu erklären vermochten und dem wir entgegenmarschirt sein würden, wenn dies wegen des Verschwindens unserer Leute überhaupt möglich gewesen wäre. Aber es war klar, daß, wenn die Buea-Leute wirklich auf Feindseligkeiten sannen, nach Knutsons und meinem Weggehen von unserm Nachtquartier nicht bloß das Gepäck — das wir ohne Träger nicht mit uns nehmen konnten — verloren, sondern unsere ganze Colonne der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt war. In solcher Lage war Zersplitterung der Kräfte die größte Unklugheit. Hatten wir am vorigen Abend, durch Vertrauensseligkeit eingelullt, Fehler über Fehler begangen und unsere ohnehin schon so kleine Truppe in drei getrennte Abteilungen spalten lassen, so hielten wir uns doch nach den Erfahrungen der letzten Nacht nicht mehr für berechtigt, durch ein neues Wagnis unser und unserer Leute Leben in noch größere Gefahr zu setzen.

Es mußte also, so hart dies auch dünkte, auf Herrn Waldau gewartet werden, und erst wenn alle unsere Leute zur Stelle waren, konnten wir daran denken, ihm entgegen zu gehen. Meine Kru-Leute erwiesen sich als eben so große Lügner wie erbärmliche Feiglinge, und trotz ihrer mannigfachen guten Eigenschaften begann meine Achtung vor ihnen immer mehr in die Brüche zu gehen. Aehnliche Erfahrungen machen die meisten in Westafrica lebenden Weißen. Zuerst, d. h. gleich nach der Ankunft, mißfallen ihnen die Schwarzen, weil sie im Vergleich zu Europäern häßlich und außerdem lärmend und zudringlich sind. Hat man dann einige Zeit mit dem Neger verkehrt, so beginnt man, ihn um seiner mannigfachen Tugenden und Vorzüge, namentlich aber um seines liebenswürdigen Benehmens willen — das von allen Naturvölkern in gleichem Maße nur noch die Südsee-Insulaner besitzen — lieb zu gewinnen. Erst nach längerm Aufenthalt im Lande wird dieses günstige Urteil durch die Verachtung, die jeder charakterstarke Mensch vor der unüberwindlichen Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier des Negercharakters fühlen muß, wieder aufgewogen.

Bei Missionaren, Aerzten, Forschungsreisenden u. s. w. haben theoretische Betrachtungen zu den mannigfaltigsten und höchst

verschiedenen Urteilen über die Negernatur geführt, aber wenn man den im praktischen Leben stehenden Kaufmann, sei er nun Deutscher, Engländer oder Franzose, befragt, so wird das Urteil stets und unweigerlich „Canaille, reine Canaille" lauten. Verwahrt man sich dagegen mit einem Hinweis auf die vielerlei Vorzüge des Negers, namentlich auch im Vergleiche zu dem americanischen Indianer, so wird ein Achselzucken und etwa noch die Aeußerung folgen, daß man die Grundzüge des Negercharakters, nämlich Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier, wohl noch nicht hinreichend kennen gelernt habe. Ich persönlich halte solches Urteil, obwohl es äußerlich — und beinahe ohne Ausnahme — zutreffend sein mag, dennoch dem innersten Wesen nach für ungerecht. Denn ich bin überzeugt, daß Feigheit, Unzuverlässigkeit und Habgier im Kampfe ums Leben erworbene, nicht aber tief eingewurzelte und unauslöschbare Fehler der Negernatur sind, wie denn der von Weißen erzogene Neger — so z. B. die nordamericanischen Schwarzen — weder feige, noch unzuverlässig, noch habgierig genannt werden kann. Schade allerdings, daß derselbe Neger, der die Grundfehler seiner uncivilisirten Stammesgenossen aufgibt, dafür fast in allen Fällen das Laster des Dünkels und eines unerträglichen Hochmuts annimmt.

Von der gesamten Einwohnerschaft Bueas ließ bis 8½ Uhr morgens niemand sich blicken, dann aber wurde, während sich unsere Leute nach und nach wieder einfanden, in solcher Nähe, daß wir die einzelnen Stimmen deutlich unterscheiden konnten, ein äußerst stürmisches Palaver, bei dem es mehrfach zu Thätlichkeiten kommen zu wollen schien, abgehalten. Grade in dem Augenblick, als wir zu dem nunmehr ermöglichten Marsche nach Letongos einige Kilometer entfernter Wohnung Waffen und Munition nachsahen, erschien zu unserer unbeschreiblichen Freude, und zwar von Letongo selbst begleitet, Herr Waldau, dem am verflossenen Abend und in der verflossenen Nacht bloß das eine aufgefallen war, daß, nachdem auch er die Kriegstrommeln gehört hatte, keine erwachsenen Männer mehr zu sehen gewesen waren. Letongo war von einem noch zahlreichern Gefolge als am vorherigen Abend begleitet, und zwar trugen diese Leute sämtlich nicht bloß alte Cavallerie- und Artilleriesäbel, sondern auch noch einen andern und viel originellern Schmuck, nämlich lange falsche Bärte, teils von schwarzer, teils von roter Farbe — ein Schmuck, wenn

man es so nennen will, wie ich ihn in ganz Westafrica einzig und allein in Buea gesehen habe. Durch Molla Musinjes Mund in strengem Tone befragt, was es in der Nacht und am Morgen gegeben habe, sprach auch Letongo von einem Frauen-Palaver und umkleidete diese jedenfalls unwahre Angabe mit Albernheiten, die der Wiedergabe nicht wert sind. Für den Neger ist Lüge nichts Entehrendes; er lügt sozusagen aus Grundsatz; jedenfalls ist ihm die Thatsache, daß Wahrheit besser sei als Lüge, völlig unbekannt.

So viel war trotz des ungünstigen Eindrucks, den dieses Lügengewebe hervorrief, klar, daß Letongo und die übrigen Häuptlinge, die er mit sich gebracht hatte, Unterhandlungen zu beginnen wünschten. Wir ließen sämtliche Vornehmen in unsere Hütten eintreten und setzten uns, aber ohne Gewehre und Revolver wegzulegen, ihnen gegenüber. Letongo, der die Bedeutung eines Schutzvertrags entweder nicht verstand oder doch wenigstens vorgab, dieselbe nicht zu verstehen, sprach bloß von einem mit Abtretung der Hoheitsrechte verknüpften Verkauf des Gebietes. Von Mbua — den Herr Knutson inzwischen zur Stelle gebracht hatte — befragt, wie viel er dafür fordere, nahm er ein Bananenblatt und trennte sieben Streifen davon ab, was, wenn Mbua (woran ich zweifle) richtig verdolmetschte, 700 Pfund Sterling oder 14 000 ℳ bezeichnet haben würde. Später ging man nach langer Beratung zwischen den Vornehmen auf 500, 400 und gar auf 300 Pfund Sterling herunter.

Schon glaubte ich, da die letztere Summe zwar etwas hoch, aber doch immerhin annehmbar zu sein schien, dem Abschluß nahe zu sein, als plötzlich auf eine mir unverständliche Botschaft hin die ganze Versammlung zur Thüröffnung hindrängte und wie von einem panischen Schrecken erfaßt auseinanderstob. Alle Bemühungen, die Leute wieder zusammenzubringen, waren vergebens. Bloß Letongo erschien noch einmal, um mir den anscheinend und vielleicht auch in Wirklichkeit wohlgemeinten Rat zu geben, ich möchte, wenn ich eine Flagge hätte, dieselbe hissen. Man werde nichts dagegen unternehmen. Zu meiner unbeschreiblichen Beschämung habe ich dann die Thatsache, daß diejenigen unter meinen Landsleuten, die mich zu dieser Reise beauftragt und bevollmächtigt, mir die Mitnahme einer Flagge nicht hatten zugestehen wollen, durch allerlei Ausflüchte verheimlichen und umkleiden müssen.

So hisse denn deine Flagge, wenn du eine hast, rief Letongo fast mit höhnischer Stimme, und auch auf den Gesichtern meiner schwedischen Begleiter glaubte ich so etwas wie einen leichten Anflug von Argwohn und Enttäuschung zu entdecken.

Vermag der Leser sich vorzustellen, welche Bitterkeit ich bei dieser peinlichen Scene empfunden habe? Ich besaß keine Flagge, nicht nur keine Kriegsflagge, sondern nicht einmal eine schwarz-weiß-rote; vergebens hatte ich vor der Abreise abermals und abermals darum gebeten; mein Wunsch war mit Rücksicht auf die Befürchtung, daß durch das Hissen einer Flagge Verwicklungen hätten entstehen können, nicht berücksichtigt worden.

Nun hätte ich allerdings eine schwarz-weiß-rote Flagge, wie jeder Deutsche sie führen darf, selbst kaufen können. Aber da ich mich unter den obwaltenden Verhältnissen als freiwilligen und unbesoldeten Beamten meines Vaterlandes betrachtete, so hielt ich mich für verpflichtet, den Befehlen, die mir in der Form von Ratschlägen zukamen, ganz ebenso genau, als ob ich ein in aller Form angestellter Beamter gewesen wäre, Folge zu leisten. Trotzdem kann ich nicht umhin, auszusprechen, daß, wenn ich eine Kriegsflagge besessen hätte, nicht bloß Lecumbi und Buea, sondern mit Ausnahme der bereits unter englischen Schutz gestellten Gebietsteile das ganze Gebirge schon damals und nicht erst infolge der mit London gepflogenen Unterhandlungen deutsch geworden wäre.

Das seltsame Benehmen der Buea-Leute dürfte nach allem, was ich nach und nach darüber erfahren habe, in der Weise zu erklären sein, daß die in der Nacht vom 9. auf den 10. eingetroffenen Agenten der Victorianer beinahe einen gegen uns gerichteten Angriff erreicht hätten, der bloß deshalb unterblieben zu sein scheint, weil ein Teil des Buea-Volkes unsere Partei nahm. Trotz des lebhaften Verlangens nach unsern Schätzen wagten die Buea-Leute es aus Furcht vor Engländern und Victorianern nicht, einen Vertrag mit uns abzuschließen. Aber da sie den Victorianern, die sie ebenso sehr wie alle übrigen Bakwiri fürchten, im Herzen abhold waren, so würden sie das ohne ihr Zuthun vor sich gehende Hissen einer Flagge, von der sie doch annahmen, daß sie ihnen vielleicht gegen Engländer und Victorianer Schutz gewähren könne, nicht ungern gesehen haben. Als es dann aber klar wurde, daß ich keine Flagge mit mir führe, scheinen die Buea-Leute den Ge-

danken, als ob ich sie gegen die gefürchteten Victorianer schützen könne, ganz fallen gelassen zu haben. Und von diesem Augenblick an wollte man mit mir als einem Menschen, dessen Bekanntschaft gefährlich sei, nichts mehr zu thun haben. Hatten doch auch Rogozinski und die Victorianer überall das Gerücht verbreitet, ich hätte in Kamerun mit eigener Hand fünf Menschen getötet.

Als es mir klar wurde, daß, selbst wenn wir noch eine Woche blieben, in Buea nichts weiteres als das bereits abgegebene (und ganz wertlose) Versprechen, mit Rogozinski und den Victorianern keinen Vertrag abzuschließen, erreicht werden könne, beschloß ich, so schnell wie möglich den Weitermarsch nach Sopo anzutreten. Durch die während mehrerer Wochen unablässig angestellten Nachforschungen bei den Eingebornen und namentlich auch durch die mir zur Verfügung gestellten Mitteilungen der beiden Schweden war es mir geglückt, mir von der Gestaltung des Gebirges, dem Verlauf der von den Negern benutzten Handelsstraßen und der Lage der zahlreichen Ortschaften — von denen selbst die Kaufleute außer den Küstenplätzen bloß Mapanja kannten — ein wenigstens oberflächliches Bild zu entwerfen.

Nun führte, wie ich mit Sicherheit wußte, von Victoria aus über Mapanja, Buea, Sopo, Lissoka und Kata oder Ikata eine natürlich bloß von Negern benutzte Handelsstraße nach Bakundu. Ein von Buea abzweigender Arm dieser Straße führte über die bei der Besteigung des Götterberges von mir erwähnte Jägerhütte nach dem an der andern Seite des Gebirges gelegenen Bomana und von dort weiter zum Rio del Rey und nach Calabar. Ein anderer von Sopo abzweigender Arm sollte, eine ganze Anzahl größerer Orte berührend, nach Mbinga führen und solchergestalt den Verkehr mit Bimbia vermitteln. Da nun Bimbia und in neuester Zeit auch Bakundu (durch Dr. Buchner und Herrn Wölber) deutsch geworden waren, so mußte mir an dem Knotenpunct Sopo, über welchen ich den aus dem Innern kommenden Handelsverkehr nach dem deutschen Bimbia (anstatt nach dem englischen Victoria) abzuleiten gedachte, besonders viel gelegen sein. Von Sopo aus würde ich, wenn ich diesen Ort damals erreicht hätte, bergabwärts nach Mbinga marschirt sein und mich dann mit den von den Eingebornen zu requirirenden Canoes auf dem Bimbia-Creek nach Bimbia eingeschifft haben.

Aber es war beschlossen, daß ich mein Ziel nicht so leichten Kaufes erreichen solle.

Macht euch fertig, ihr Jungen, rief ich den Kru-Leuten zu; wir wollen weiter marschiren.

Keine Antwort und keine Bewegung.

So steht doch auf; es ist Zeit.

Totenstille.

Was fehlt euch denn? fragte ich jetzt, auf Freeman zutretend.

Oh, Masser, Masser, begann, sich ehrerbietig erhebend, der Hauptmann meiner Kru-Leute, lasse uns, wenn du weiterziehen willst, hier zurück; denn uns gefällt dieses wilde, häßliche (!) Land ganz und gar nicht und wir würden dir doch nicht von Nutzen sein können.

Du hast also Furcht, Freeman?

Der musculöse Schwarze lächelte verschämt wie ein kleines Mädchen.

Weißt du denn nicht, Freeman, fügte ich hinzu, daß Kru-Jungen, die keinen Weißen bei sich haben, gefangen genommen und als Sklaven verkauft zu werden pflegen?

Das ist immer noch besser als totgeschlagen und aufgefressen zu werden.

Unsinn, Freeman! Wenn ihr bei mir seid, wird euch nichts Böses zustoßen. Aber wenn ihr allein zurückbliebet, würde ich nicht für eure Sicherheit einstehen können.

Aber die Mapanja-Leute wollen ja auch nicht mehr mitziehen!

Sie wollen nicht? Wer hat dir das gesagt?

Mbua.

Gut, wir werden sehen.

Den Mapanja-Leuten mich nähernd, befahl ich, die Lasten aufzuladen. Niemand gehorchte und einige drückten sich wie scheue Hunde zur Seite. Meinen Winchester-Carabiner in der Hand, ging ich auf den Mann los, der mir am nächsten war, und befahl abermals, seinen Warenballen in die Höhe zu heben. Er gehorchte nicht. Da gab ich ihm mit dem Kolben des Carabiners einen tüchtigen Puff. Als dies die andern sahen, begannen einige von denen, die sich bereits am weitesten weggedrückt hatten, zu laufen. Steht (stop), schrie ich, so laut ich nur konnte. Aber sie liefen, obwohl den Kopf nach mir umdrehend, weiter, und Mbua, der in dichtester Nähe stand, begann laut und höhnisch

zu lachen. Schon war der vorderste der Ausreißer, um eine Waldecke biegend, meinen Augen entschwunden; aber in dem Gefühl, daß um jeden Preis, und koste es, was es wolle, die Autorität wiederhergestellt werden müsse, eilte ich schnell auf den Weg, hob, während ich abermals stop, stop schrie, mein Gewehr und zielte auf den zweiten. Glücklicherweise blieb der Mann, der, mit zurückgewandtem Kopfe weglaufend, mein Thun beobachtet hatte, thatsächlich stehen. Aber er machte auch keine Miene, zurückzukommen. Da schritt ich denn auf ihn zu, legte, als er einige Schritte weiter lief, abermals auf ihn an und gab ihm dann mit der Hand ein Zeichen; daß er zu den übrigen zurückkehren solle. Diesmal gehorchte er und auch den andern schien die Lust am Ausreißen vergangen zu sein. Vergebens sah ich mich nach den Schweden um und winkte, da ich sie nicht entdecken konnte, Tom herbei, dem ich noch am meisten Zuverlässigkeit zutraute. Ich muß mit Mbua abrechnen, sagte ich ihm, in der Zwischenzeit nimm mein Gewehr und sorge dafür, daß die Leute nicht weglaufen.

Mbua, der auf einem Steine saß, wandte zuerst den Kopf ab, als ich mich zu ihm kehrte. Aber kaum hatte der Lauf des Revolvers, den ich in der Hand trug, seine Stirn berührt, als er bemerkbar zu zittern begann und so etwas wie: „Ich will alles, alles thun, was Sie befehlen“, murmelte.

Mbua, sagte ich jetzt und so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten, du bist freiwillig in meine Dienste getreten, nicht bloß wie diese Träger hier, sondern versprechend, mir in allem treu zur Seite zu stehen als mein Dolmetscher und Vertrauter. Und trotzdem bist du nicht bloß ungehorsam gewesen, sondern hast mich, während wir wie im Kriege durch ein feindliches Land zogen, treulos verraten. Auf solches Thun steht nach den Gesetzen aller Völker bloß eine Strafe, nämlich der Tod. Wenn ich dir jetzt den Kopf zerschmetterte, würde niemand sagen .önnen, daß ich unrecht gehandelt habe. Aber ich will durch den Tod eines so elenden Subjects, wie du bist, das Werk, dem ich diene, nicht verkleinern. Du magst leben und drunten in Bimbia unverkürzt den unverdienten Lohn, den ich dir ausgesetzt habe, in Empfang nehmen. Nur das Eine sage ich dir, daß bei der nächsten Treulosigkeit, so klein sie auch sein möge, oder beim ersten Fluchtversuch dein Leben verfallen ist; wenn ich dich nicht

selbst niederschieße, werde ich dich alsdann von meinen Kru-Leuten füsiliren lassen.

Mbua, der durchaus nicht dumm war, verstand ganz genau, was und wie ich es meinte, und obwohl durch diese Erkenntnis seine Thatkraft und seine Glieder halb gelähmt worden zu sein schienen, so verrichtete er doch mit schlotterndem Körper alles, was ich ihm anbefahl. Thatsächlich befand ich mich in der unangenehmen Lage, der Dienste dieses Mannes, so widerwärtig er mir sein mochte, dennoch nicht entraten zu können. Denn abgesehen von seinem unleugbar großen Einfluß auf die Mapanja-Leute hatte ich kein Vertrauen in die noch wenig erprobten Dolmetschertalente des kleinen Molla. Das nächste, was ich Mbua anbefahl, war die Verteilung der Lasten unter seine Landsleute von Mapanja. Ich bin fest überzeugt, daß Mbua sich hierbei wirklich die denkbar größte Mühe gegeben hat, denn als er mir meldete, daß die Mapanja-Leute, und wenn ich sie zur Hälfte niederschösse, dennoch nicht marschiren würden, war sein sonst ziemlich schwarzes Gesicht vor Furcht beinahe aschgrau geworden.

So werde ich, überlegte ich mir, gemeinsam mit den Schweden einen neuen und letzten Versuch machen, und wenn auch der nicht glückt, zwei Drittel des Gepäcks aufopfernd bloß mit den Kru-Leuten weitermarschiren. Meine beiden weißen Begleiter standen abseits hinter der Hütte, als ob sie die Unbotmäßigkeit und Desertion meiner Leute nichts anginge. Ist es Ihnen recht, fragte ich, daß wir die Mapanja-Leute hier zurücklassen und bloß von meinen Kru-Jungen begleitet nach Sopo aufbrechen?

Nach den Erfahrungen der letzten Nacht, erwiderte Herr Knutson, würde das sicherer Untergang sein.

Sie wollen mich also nicht begleiten?

Es thut uns herzlich leid, aber . . . .

Ich sah mir den Mann an, ob er scherzen wolle, dann aber wurde mir mit Einem Schlage klar, was ich mir bis dahin nicht hatte zugestehen wollen, daß ich nämlich am Ende meines kleinen Feldzugs angelangt sei.

Stunde um Stunde verstrich, während ich auf einem kleinen Felsblock sitzend dahinbrütete oder Pläne um Pläne schmiedend und wieder verwerfend durch den nahen Busch wanderte. Ein gütiges Geschick muß mir sonderlich hold gewesen sein, sonst würde ich, da ich nicht an meinen in der Hütte liegenden Helm dachte,

in der glühenden Mittagshitze gewiß einen Sonnenstich davongetragen haben. Es war 3 Uhr nachmittags geworden, als ich mich zu dem Unvermeidlichen aufraffte, nämlich den Befehl zum Rückmarsch zu geben. Es war mir dabei zu Mut, als ob ich das Todesurteil meiner eigenen Ehre aussprechen sollte. Vorab noch ein allerletzter, wenn auch von vornherein ziemlich aussichtsloser Versuch. Zu meinen Kru-Leuten gehend sagte ich nicht in befehlendem, sondern beinahe in bittendem Ton: Ich habe während der kurzen Zeit, seid ihr mich begleitet, für euch gesorgt wie ein Vater für seine Kinder. Ihr wißt, daß es mir am Herzen liegt, nach Sopo zu gelangen, und daß, wenn überhaupt welche, dann doch nur sehr wenig Gefahr dabei sein kann. Wer mich begleiten will, wird es nicht zu bereuen haben. Außer allem übrigen Lohn und einem guten Geschenk werde ich ihm so viel geben, daß er sich daheim im Kru-Lande ein Weib kaufen kann. Wer also mit mir gehen will, komme hierher zu mir, damit ich ihn für den bravsten unter allen meinen Leuten erkläre.

Es meldete sich niemand. Drei Krus lagen sogar keuchend und erbrechend auf dem Boden. Sie behaupteten, sehr schwer krank zu sein; da sie aber am Abend, als die Eßportionen ausgeteilt wurden, wieder völlig genesen waren, so bin ich überzeugt, daß sie bloß einen ihrer vielen Kniffe zum besten gaben.

Mein Befehl, die Lasten aufzuladen, weil wir noch am gleichen Abend bis Mapanja marschiren würden, entfesselte den allgemeinsten Widerspruch.

Unmöglich, rief Herr Knutson, wir müssen in Buassa übernachten!

Wir werden nicht in Buassa übernachten, weil ich mich mit einem neuen Plan trage, für dessen Verwirklichung jede Stunde, die wir gewinnen, von Wichtigkeit ist.

Es ist noch niemand in einem Tage, geschweige denn an einem Nachmittag von Buea nach Mapanja gegangen.

Desto besser, weil wir alsdann die ersten sein werden.

Als die langgestreckte Colonne sich endlich in Bewegung setzte, machte ich den Schluß. Mbua, der wußte, daß ich ihn beim leisesten Fluchtversuch niederschießen würde, mußte dicht vor mir gehen. Wer zurückblieb, seine Last zu Boden setzte oder in anderer Weise Aufenthalt verursachte, bekam mit dem Kolben meines Carabiners einen solchen Hieb, daß er die Sache gewiß nicht zum zweiten Mal versuchte. Die einzige Rettung des einmal

begonnenen Unternehmens schien mir darin zu bestehen, daß ich, wenn auch auf dem ungeheuren Umweg über Victoria, Bimbia und Mbinga, doch noch vor Rogozinski nach Sopo gelangte und dort jene Flagge hißte, die ich jetzt endlich in Bimbia zu erhalten hoffte. Aus dem leidenschaftlichen, beinahe bis zur Wut sich steigernden Drange, dieses Ziel zu erreichen, ergab sich die fieberhafte Eile, mit der ich meine Leute in beständigem Laufschritte vorwärts trieb. In solcher Weise habe ich sie denn in einem einzigen vierstündigen Gewaltmarsch (20km weit über scharfes Lavagestein) nach Mapanja geführt. Allerdings war, als wir dort anlangten, die Haut an den Füßen sämtlicher Schwarzen ganz zerfetzt und zerschnitten; auch will ich nicht verhehlen, daß neun von ihnen durch Fehltritte und Niederstürzen mit ihren Lasten zum Teil ziemlich schlimm aussehende, obwohl ungefährliche Wunden an Schienbeinen, Knieen, Ellbogen u. s. w. davongetragen hatten.

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß wir dicht hinter Buassa dem dorthin marschirenden Rogozinski begegneten. Während der Pole und ich uns begrüßten und einige Worte wechselten, hatten unsere Colonnen etwa 100 Schritt voneinander auf einem kleinen waldlosen Plateau Halt gemacht.

In Kamerun war später eine Art von Legende verbreitet, als ob ich Rogozinski damals hätte gefangen nehmen können und gefangen nehmen sollen, und als ob ich dies aus Freundschaft für den Polen nicht gethan hätte. Ich möchte aber daran erinnern, daß mir selbst auf dem deutschen Schutzgebiet von Buassa, auf dem Rogozinski sich damals befand, jeder Rechtstitel zur Gefangennahme eines Mannes gefehlt haben würde, der sich bis dahin keines andern Vergehens als des widerrechtlichen Hissens einer englischen Flagge schuldig gemacht hatte. Und dann hängt man auch niemand, es sei denn, daß man ihn habe! Rogozinski aber verfügte außer seinem Begleiter Janikowski über fünfzehn mit funkelnagelneuen Snidergewehren bewaffnete Victorianer, denen ich bloß eine demoralisirte und beinahe meuterische Truppe hätte entgegenstellen können.

In Rogozinskis Begleitung befand sich auch Mundjua, das schöne Mädchen von Bonjongo; ihr Heimatsort steht ja, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte, wenn nicht unter der Herrschaft, so doch unter dem directen Einfluß von Victoria.

Capitel XI.

Mein friedlicher Eroberungszug im Kamerun Gebirge.

(Neuer Feldzugsplan. — Zur See hinunter. — Einschiffung in Victoria. — Freundliche Aufnahme auf der im Bimbia-Fluß ankernden Möwe. — Neue Ausrüstung. — Capitän Hoffmann läßt mein Boot durch die Dampfpinasse schleppen. — Das Geheimnis africanischer Handelsstraßen. — Neue Elefantenspuren. — Der liebenswürdige König Njeka. — Die Culturfähigkeit der Neger-Rasse. — Das kleine Reich Mbinga. — Palmölsuppe. — Von Mbinga nach Bongandjo. — Die wasserreichen und fruchtbaren Ausläufer des Gebirges. — Der Benanga- und der Ombe-Fluß. — König Esuka von Bongandjo führt Krieg gegen Buea. — Ein Fetischpriester, der in Ketten gelegt werden soll. — Die deutsche Flagge in Bongandjo gehißt. — Der Marsch nach Bullikova. — König Menjoli in preußischer Uniform. — Bullikova unter deutschen Schutz gestellt. — Vorwärts, vorwärts! und doch zu spät. — Ueber Sopo weht die englische Kriegsflagge. — Vertrag mit Bonjoko. — Bonganga, Bonjemal und Bomote werden deutsches Colonialgebiet. — Dr. Nachtigal marschirt mir entgegen.)

Am Abend des 10. Januar, kurz nach 8 Uhr, mit meiner ganzen kleinen Armee in Mapanja eintreffend, bezahlte und verabschiedete ich die unzuverlässigen Mapanja-Leute, um für den folgenden Morgen vollkommen frei und unabhängig zu sein. Zu meiner großen Freude fand ich im Hause der Schweden Herrn Stehr, den Woermannschen Agenten für Victoria, der mit einem an mich gerichteten Briefe Dr. Nachtigals heraufgekommen war und mir meldete, daß die Victoria-Leute beschlossen hätten,

mich, wenn sie meiner habhaft werden könnten, gefangen zu nehmen. Dr. Nachtigals mit wahrhaft mikroskopisch kleinen Buchstaben geschriebener Brief lautete wie folgt:

Herrn Hugo Zöller in Mapanja.

Hochgeehrter Herr!

Bimbia-Fluß in der Nähe des Mbinga-Creek, am 8. Januar 1885.

Ihr wertes Schreiben habe ich soeben durch Bimbia-Leute, welche nach Mbinga zu Markt fuhren, erhalten, und beeile mich, mit dem Briefe, den Herr Schmidt wegen des von Ihnen gewünschten Rum an seinen Agenten in Bimbia schickt, zu antworten. Möchten diese Zeilen intact in Ihre Hände gelangen, wie ich wohl mit Rücksicht auf diese mikroskopische Handschrift erwarten darf. Ich habe gestern mit dem König von Mbinga, der ein sehr freundlicher Mann ist, einen Schutzvertrag abgeschlossen und werde in einer halben Stunde wieder abfahren, um seine Nachbarn gegen den Mungo-Fluß hin zu demselben Schritte zu bewegen. Ich habe diese drei Nachbarkönige gestern auf heute an einen Ort bestellt, wo ich sie gegen Mittag vorzufinden hoffe. Dann würde die zu den Füßen des Gebirges gegen den Mungo-Fluß sich hinziehende Ebene festgelegt sein, und es würden nur noch die Resultate Ihrer Bestrebungen für das Gebirge selbst erübrigen. Vielleicht können Sie die Könige und Häuptlinge bewegen, nach Mbinga zu kommen, das nur einige Stunden von seiner Beach liegt. Sopo soll, wie mir König Njeka erzählt hat, eine Tagereise von Mbinga entfernt sein und Buea ganz nahe bei Sopo liegen. Bisher haben wir keinerlei Nachricht über verdächtige Bewegungen der Joss-Leute gehört, und die „Möwe" wird, wenn auch nicht an gegenwärtiger Stelle, von der aus man den Mbinga-Creek fast sehen kann, so doch im Flusse selbst bis zu Ihrer Rückkehr verbleiben. Gute Verrichtung, fröhliche Gesundheit und bonne chance! Mit herzlichen Grüßen von Herrn Schmidt, der die Präliminarien in trefflicher Weise besorgt, grüßt ebenfalls bestens Ihr ganz ergebenster (gez.) G. Nachtigal.

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl, aber der Unmut und die Beschämung über die beiden Niederlagen von Lecumbi und Buea erhitzten mein Gehirn so stark, daß ich anfänglich weder Ruhe noch Schlaf finden konnte. Während der ganzen Nacht soll ich wie im Fieberdelirium phantasirt haben, sei es nun, daß ich wirklich Fieber hatte, sei es, daß die Ueberreizung der Nerven daran schuld war. Als ich gegen 5 Uhr morgens aufwachte, dünkte es mich, meine Glieder seien gelähmt. Aber als ich zur Hütte hinaus in die frische Morgenluft trat, fühlte ich alle Energie des Europäers zurückkehren, weckte meine Kru-Leute und mahnte zum Aufbruch.

So sollen wir also wirklich heute das Meer sehen? fragte Freeman.

Ganz gewiß! Aber bloß, wenn Ihr brav seid.

Und wir werden heute noch nach Bimbia kommen?

Ich hoffe es.

Und dann werden wir nach Kamerun zurückkehren?

Nein, ihr müßt mich noch einmal ins Gebirge begleiten.

Des Hauptmanns Miene verdüsterte sich, aber ich suchte die Wunde durch das Geschenk einiger Bündel Tabak zu schließen, und die Freude, doch wenigstens nach Bimbia zurückzukehren, behielt denn auch die Oberhand. Anders mit dem Dolmetscher Mbua, den wir, damit er uns nicht entwische, in unserer Hütte hatten schlafen lassen. Ihm bangte, weil er uns Hülfe geleistet habe, vor der Rache der Victorianer, und mit schlotternden Gliedern flehte er, daß man ihn doch wenigstens nicht zwingen möge, uns nach Victoria zu begleiten.

Kennst du das, Mbua? fragte ich, auf meinen Revolver deutend.

Der Dolmetscher nickte melancholisch mit dem Kopfe.

Du weißt, fuhr ich fort, was dir bevorsteht, ein kleines Vermögen, mit dem du dir Frauen oder Ziegen kaufen kannst, oder — der Tod.

Sie werden dich angreifen, o Herr!

Sie werden es nicht thun, denn Victoria liegt am Meer und innerhalb des Machtbereichs deutscher Kriegsschiffe. Aber wenn sie es thäten, was wäre denn schlimmes dabei?

Deine Kru-Leute haben Furcht.

Das weiß ich, aber wir weißen Männer haben keine Furcht. Merke dir das, Mbua!

Herr Stehr, den die Victorianer drunten in Victoria auf jede denkbare Weise belästigten, beschloß, noch einen Tag in Mapanja zu bleiben, sodaß also Knutson, Waldau und meine Wenigkeit mit sieben Kru-Leuten und einem Dolmetscher den Marsch antraten. Was von den mitgeschleppten Waren nicht bereits verschenkt worden war, wurde in Mapanja — wo Herr Stehr es durchsehen und dann meine Rechnung aufstellen sollte — zurückgelassen. Unterwegs bekam Mbua, dessen Furcht beständig zu wachsen schien, Dysenterie und gebärdete sich so erbärmlich, daß das Mitleid, welches ich allenfalls für seine Krankheit hätte empfinden können, durch das Gefühl der Verachtung erstickt wurde. Ich befahl Tom, sich jedesmal, wenn er in den Busch ginge,

mit geladenem Gewehr neben ihn zu stellen und ihn beim ersten Fluchtversuch niederzuschießen.

Als wir in halbstündiger Entfernung von Victoria den früher erwähnten Fluß überschritten, wurde, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, die kleine Colonne kampfbereit gemacht und wir Weiße begannen unsere eigenen Gewehre selbst zu tragen. Damit nicht etwa gesagt werden könne, ich habe mich heimlich hindurchgeschlichen, wählten wir den längern Weg quer durch den Ort und marschirten mit geschultertem Gewehr über die Hauptstraße. Da es grade die Zeit des Gottesdienstes war und auch ein großer Teil der erwachsenen Männer ins Gebirge ausgerückt sein mochte, so befanden sich in den Häusern, an denen wir vorbeischritten, nur sehr wenig Menschen. Aber diese wenigen eilten in solcher Aufregung hin und her, als ob sie die Schildwachen eines Ameisenhaufens wären, in dem man mit einem Stocke herumrührt. Den alten Brew sah ich mit einer für seine Jahre und seine Würde (als Vorsitzender der court of equity) durchaus nicht geziemenden Eile zur Mission rennen, wobei er sich so sorgfältig hinter Häuser und Hecken duckte, als ob er überzeugt gewesen wäre, daß wir auf ihn schießen würden. Dieser im übrigen ziemlich unbegründete Aufruhr gab einen Anhalt mehr zu der Annahme, daß die Victorianer kein reines Gewissen hatten und nun befürchteten, daß man ihre eigenen schlimmen Absichten gegen sie selbst anwenden werde.

Im Bootschuppen der Woermannschen Factorei lag unversehrt die von mir mitgebrachte Gigg, die nun ins Wasser geschoben und aufs reichlichste mit Bier und andern der Factorei entnommenen Vorräten (Herr Stehr hatte einen darauf bezüglichen Zettel an seinen schwarzen Clerk geschrieben) ausgestattet wurde. Der edle Mbua glaubte noch immer, daß die Victorianer unsere Einschiffung verhindern würden, und sein Mut hob sich erst wieder, als wir, an der bewaldeten Felsküste entlang steuernd, die Bucht von Victoria verlassen hatten. Trotz des sonnigen Tages war das Meer sehr aufgeregt und die ohnehin ziemlich gefährliche Bootfahrt längs dieser felsenstarrenden Küste wurde dadurch nur noch schwieriger. Aber es war herrlich anzusehen, wie an diesem menschenleeren, steil abfallenden und doch aufs schönste bewaldeten Gestade die Wellen sich brachen und ihren weißschimmernden Gischt emporspritzen ließen. Der Seegang legte sich ein wenig, als die

vor die Bimbia-Bucht gelagerte Nicol-Insel in Sicht kam, und als wir um das letzte Cap herum in die breite Mündung des sogenannten Bimbia-Flusses einbogen, war der Wasserspiegel so glatt wie an Sommertagen auf einem Binnensee.

Herr Krohn, der Verwalter der Bimbia-Factorei, empfing uns mit unverhehlter Freude, schleppte auch sofort Cocosmilch und Cognac herbei und berichtete, daß die Möwe, nachdem sie einen Teil der Flußmündung vermessen habe, ein wenig oberhalb der Nicol-Insel ankere, daß aber Generalconsul Dr. Nachtigal, der mit dem Woermannschen Hauptagenten, Herrn Schmidt, nach Kamerun gereist sei, sich nicht an Bord befinde. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und gestärkt hatten, fuhren wir, den Mbua mitnehmend, aber mit frischen Ruderern, die Herr Krohn uns lieh, zu der in zwei Seemeilen Entfernung ankernden Möwe. Corvetten-Capitän Hoffmann und das ganze Officiercorps empfingen uns aufs herzlichste, trotzdem wir aussahen wie Trapper, wenn man es poetisch, und wie Landstreicher, wenn man es recht prosaisch benennen will. Capitän Hoffmann ließ nicht nach, bis meine etwas verschämten schwedischen Freunde darein willigten, trotz ihrer seltsamen Tracht, in welche die Dornen des Urwaldes große und unheilbare Löcher gerissen hatten, bei ihm zu speisen. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, den Mbua in Begleitung eines Matrosen das Schiff besichtigen zu lassen, damit er, der bisher noch kein großes Schiff, geschweige denn ein Kriegsschiff gesehen hatte, von den Machtverhältnissen der europäischen Nationen eine etwas richtigere Vorstellung bekäme.

Capitän Hoffmann, dem ich die von uns entworfene Karte des Kamerun-Gebirges zeigte, billigte meinen Vorsatz, so schnell wie nur möglich und ohne auf Dr. Nachtigal zu warten nach Sopo aufzubrechen. Er versprach, mir für den folgenden Morgen eine Anzahl schwarz-weiß-roter Flaggen sowie die Dampfpinasse der Möwe, welche behufs schnellerer Beförderung mein Boot schleppen sollte, zur Verfügung zu stellen. Aber meine dringende Bitte, daß er einem seiner Officiere gestatten möge, an der Expedition teilzunehmen, glaubte er, da meine Unternehmung nach des Generalconsuls und des Admirals Ansicht eine ganz private sein solle, abschlagen zu müssen.

Durch die fröhliche Unterhaltung und den genossenen Wein in heiterste Stimmung versetzt, kehrten wir am späten Abend zur

Factorei zurück, wo ich, von Herrn Krohn unterstützt, mit dem Aussuchen und Verpacken meiner Waren begann, was bis 2 Uhr nachts dauerte. Meine sämtlichen Kru-Leute hatten sich krank gemeldet, obwohl sie aufs beste verpflegt und mit solch herrlichen Genüssen, w. z. B. Salzfleisch, Zwieback, Reis und Rum, beinahe überhäuft wurden. Aber da von zweien nicht ganz genau festgestellt werden konnte, daß sie bloß heuchelten, so mußte ich mich entschließen, sie zurückzulassen, was auch nicht allzu schlimm war, da mir Herr Krohn drei andere lieh. Auch Peter versuchte, vor meinen Augen durch künstliches Würgen zu schließlichem Erbrechen zu gelangen. Aber da ich ihm gar keine Beachtung zuteil werden ließ und bloß lachte, so sah er sich schließlich veranlaßt, selbst in das Lachen mit einzustimmen.

Mbua war äußerst gehorsam, aber auch ganz mäuschenstill geworden und wußte, über die Möwe befragt, nichts anderes als them big ship and cannon be big too much (großes Schiff, sehr große Kanonen) zu sagen. Der ausgezeichnete Eindruck, den der freundliche Empfang auf der Möwe auch auf meine schwedischen Begleiter gemacht hatte, war nicht zu verkennen. Die kleine Meinungsverschiedenheit, die in Buea zutage getreten war, ist nie wieder zur Sprache gekommen. Es war augenscheinlich, daß meine bei Buea ein wenig ins Wanken geratene Autorität durch den kurzen Verkehr mit meinen Landsleuten neue Stärkung und Befestigung erlangt hatte.

Am Morgen des 12. Januar ruderten wir mit acht Kru-Leuten, einem Dolmetscher und neun Warenballen, also insgesamt zu zwölf Personen, abermals zur Möwe hinüber. Die Pinasse lag unter Dampf zur Abfahrt bereit und Capitän Hoffmann erklärte, daß er selbst uns eine Strecke weit begleiten werde — eine Höflichkeit, deren Wert wir wahrlich nicht gering anschlugen. Eine ganze Stunde lang dampfte die Pinasse, die mein vollgepfropftes Boot ins Schlepptau genommen hatte, auf breiter, mangrove-umsäumter und in vielfachen Krümmungen sich windender Fahrstraße, von der überall andere und ebenso breite Wasserwege abzweigten, in nordöstlicher Richtung stromaufwärts; ohne des ortskundigen Capitäns Hoffmann Begleitung würden wir ganz gewiß den Weg nicht haben finden können. Gleich hinter Dekullu Town tritt flaches, sumpfiges und mangrovebestandenes Ufer auf, welches, wenn man von den herrlichen Berggeländen Bimbias

kommt, doppelt unerfreulich aussieht; nach den durch das Aussehen des Landes bloß noch wahrscheinlicher gemachten Angaben der Eingebornen würde es längs des ganzen Ufers von Bimbia bis Mbinga kein einziges Dorf und keine einzige menschliche Ansiedlung geben. Das Fahrwasser ist überall so tief, daß selbst größere Schiffe als die Möwe mit Bequemlichkeit dort ankern könnten. Aber die große Anzahl der einen gesunden Schlaf fast zur Unmöglichkeit machenden Moskiten läßt solchen Ankerplatz nicht allzu verlockend erscheinen.

Nach einstündiger Fahrt gelangt man in einen schmälern, in nordnordöstlicher Richtung abzweigenden und vielfach geschlängelten Seiten-Creek, der uns nach kurzer Fahrt in die Nähe des noch 6½ km von dem Orte Mbinga entfernten Marktplatzes von Mbinga brachte. Der Creek endet hier in einer kleinen Bucht, in die, soweit wir uns darüber zu vergewissern vermochten, kein irgendwie bedeutender Wasserlauf einmündet. Wie aber sind diese Creeks entstanden? Es würde mir lieb sein, aus dem Munde eines tüchtigen Geologen darüber eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Da es Ebbe war und unser Boot bloß bis auf etwa 200 Schritt ans Ufer herankommen konnte, so mußten wir uns auf den Schultern meiner Schwarzen ans Land tragen lassen, was nicht bloß wegen der verhältnismäßig großen Strecke, sondern auch wegen der Eigenart des mit scharfkantigen Muscheln bedeckten Bodens ziemlich unangenehm war. Mein Hauptmann Freeman trug bei dieser Gelegenheit eine so sehr tiefe Schnittwunde davon, daß wir mit den uns zur Verfügung stehenden primitiven Verbandmitteln den Blutverlust kaum zu stillen vermochten.

Trotz der schönen hohen Bäume, die ihr schattenspendendes Blätterdach fast bis zum Wasserspiegel ausbreiteten, hatte der Strand von Mbinga etwas unbeschreiblich Trostloses, was wohl vorwiegend von der morastigen Beschaffenheit des durch die Regengüsse der letzten Nacht aufgeweichten Bodens und von den übelriechenden Dünsten des im Brackwasser stehenden Mangrovegebüsches herrühren möchte. Es gibt tropische Landschaften, die schon demjenigen, der sie zum erstenmal betritt, das Gefühl einflößen, daß er sich in einer Fiebergegend befinde. Von solcher Art war der Strand von Mbinga, der sich jedoch wegen des mehrmals wöchentlich dort abgehaltenen Marktes unter der Negerbevölkerung dieser



Ein Kru-Mann.
(Aus der Gartenlaube.)

Gegenden einer gewissen Berühmtheit erfreut. Wahrscheinlich ist der trostlose Strand von Mbinga, an dem übrigens niemand beständig lebt und an dem keine einzige Hütte steht, deshalb als Marktplatz gewählt worden, weil dies der einzige Ort zu sein scheint, wo eine Wasserstraße durch das dieses ganze Gestade umsäumende Mangrove-Dickicht hindurch bis dicht an das feste Land heranführt. Ueber Mbinga-Markt führt denn auch der einzige Weg, dessen sich die Bimbia-Leute bei ihrem Handelsverkehr mit den Oel erzeugenden Dörfern am Obstabhang des Gebirges bedienen.

Nach Negerart werden die Existenz und der Verlauf solcher Handelsstraßen möglichst geheim gehalten, und obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß schon sehr viele Mbinga-Leute nach Bimbia gekommen waren und weiße Männer gesehen hatten, so scheint doch vor Dr. Nachtigal noch kein weißer Mann nach Mbinga-Markt und vor mir noch niemand nach Mbinga-Stadt gelangt zu sein. In Mapanja hörte ich zum erstenmal den Namen Mbinga und gelangte zur der Ueberzeugung, daß ich von Sopo aus auf gradestem Wege bloß über Mbinga nach Bimbia werde gelangen können. Dem entsprechend schrieb ich an Dr. Nachtigal, und dieser fand in dem Bimbia-Häuptling Ikongolo einen ortskundigen Mann, der gegen gute Bezahlung dem Capitän des Küstendampfers Dualla (auf dem Dr. Nachtigal dorthin fuhr) den Weg nach Mbinga-Markt zeigte. Darüber aber waren die acht übrigen Bimbia-Häuptlinge so erbost, daß sie den Ikongolo ächteten und ihn, wäre nicht die Furcht vor Strafe gewesen, ganz gewiß getötet haben würden. Bei Dr. Nachtigals Ankunft in Mbinga-Markt, wo die Zusammenkunft mit König Njeka stattfinden sollte, machte man, da es kein anderes Mittel gab, mit dem Lande in Verbindung zu treten, aus Brettern ein Floß zurecht, auf dem dann einige Matrosen, um von dort Canoes herbeizuholen, ans Land schwammen.

Uns gelang dies, wie oben erwähnt, auf leichtere Art. Während die Matrosen der Möwe auf der Pinasse zurückblieben und auch mein Boot in Verwahr nahmen, entschloß sich Capitän Hoffmann, uns auf dem Wege nach Mbinga-Stadt noch eine Strecke weit zu begleiten. Obwohl es beständig durch herrlichen Hochwald (Eriodendren) ging, so war doch der Untergrund ein einziger zäher Morast, in den nach den zahlreichen Spuren zu urteilen erst vor wenigen Stunden einige Trinkwasser aufsuchende Elefanten ihre

breiten und beinahe kreisrunden Füße eingestampft hatten. An einzelnen Stellen war der Boden ganz überdeckt mit den duftenden und wohlschmeckenden, aber von den Eingebornen nicht genossenen Früchten einer wilden Feigenart.

Capitän Hoffmann gab seinem Staunen über die seltsame Art unseres Reisens unverhohlenen Ausdruck.

Mit solchen Leuten und solcher Ausrüstung, die eigentlich gar keine Ausrüstung ist, wagen Sie es, in ein fremdes, unbekanntes und vielleicht feindliches Land vorzudringen?

Ich würde mit Vergnügen bessere Leute in Dienst nehmen, wenn ich nur wüßte, wo ich sie bekommen könnte. Und für eine vollständigere Ausrüstung ist mir, wenn nicht das ganze Gebirge in Rogozinskis Besitz übergehen sollte, keine Zeit geblieben. Uebrigens sind meine Leute weit besser als ihr Aeußeres. Es täuscht wohl, daß wir alle so zerlumpt und landstreichermäßig aussehen.

Sie haben ja nicht einmal ordentliches Verbandzeug.

Woher hätte ich es bekommen sollen?

Wenn Ihnen nun einige Leute angeschossen würden, womit würden Sie dieselben dann verbinden?

Ich würde zuerst mein Taschentuch, dann mein Hemd, dann den Rock und zu allerletzt — aber bloß in der äußersten Not — die Hose dazu verwenden. Uebrigens vergessen Sie, daß wir eine ganze Menge Zeug bei uns haben.

Ich hoffe von Herzen, daß alles so gut und glatt ablaufen wird, wie Sie anzunehmen scheinen. Was die kaiserliche Marine für Sie thun konnte und thun durfte, ist mit der Beförderung nach Mbinga-Markt bereits geschehen. Wann soll ich Ihnen das Boot wieder hierhersenden?

Am Donnerstag, bitte! Donnerstag Nachmittag. Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für dieses Anerbieten einer Sache, die ich nicht zu erbitten wagte. Meine Absicht ist, zur Sicherung der nach Bakundu führenden Handelsstraße nach Sopo hinauf zu marschiren, Vertrag zu schließen, Flagge zu hissen und sofort wieder zurückzukehren.

Capitän Hoffmann reichte den Schweden und mir zum Abschied die Hand und wir setzten unsern Marsch fort ins unbekannte, noch von keinem Weißen betretene Land hinein. Zweimal überschritten wir einen kleinen, von riesigen Eriodendren überschatteten

und Isuke (Ton auf der ersten Silbe) genannten Fluß, der, wie ich später sah, auch ganz dicht bei Mbinga-Stadt vorbeifließt. Dann ging es ganz sachte und auf trocknerm Boden aber stets und beständig durch Hochwald bergaufwärts. Die Entfernung von Mbinga-Markt bis Mbinga-Stadt beträgt in nordwestlicher Richtung 1½ Stunden tüchtigen Marsches und die Meereshöhe von Mbinga-Stadt nach Dr. Nachtigals spätern Messungen (ich selbst habe keine gemacht) etwa 300 Fuß.

Ich will hier gleich erwähnen, daß, als ich sechs Tage später in Dr. Nachtigals Gesellschaft zurückkehrte, ein anderer und ein klein wenig kürzerer Weg gewählt wurde, der uns gar nicht über den Isuke-Fluß, wohl aber über einen winzigen Bach (anscheinend ein Zufluß des Isuke) führte.

Dumpfgrollender Donner verriet, als wir etwa eine Stunde unterwegs waren, das Herannahen eines Gewitters, und wir beeilten uns — was dem verwundeten Freeman besonders schwer fiel —, noch vor dem bevorstehenden Platzregen ein schützendes Obdach zu gewinnen. Thatsächlich erreichten wir rechtzeitig eine am Wege liegende Hütte, deren mit der Bereitung von Palmöl beschäftigte Bewohner durch unser Eintreten in nicht geringen Schrecken versetzt wurden. Obwohl wir die an langen Trögen stehenden Weiber aufforderten, mit dem Zerquetschen der braunroten Palmnüsse fortzufahren, so legten sie doch ihre von Oel triefenden Finger auf den Bauch (ebenso wie man bei uns die Hände in die Seite stemmt) und schauten uns an, als ob wir Gespenster gewesen wären. Hier zum erstenmal erblickten wir bei den Männern eine seltsame Mode, nämlich einen um die Hüfte gewundenen Schurz von Bananenblättern, die an der untern Seite in gleichmäßig breite Streifen zerschnitten waren. Genau ebenso muß vor 1½ Jahrtausenden ein niemals fehlendes (bloß aus Leder anstatt aus Bananenblättern gefertigtes) Kleidungsstück der römischen Krieger ausgesehen haben. Auch eine Art von urwüchsigen Sonnenschirmen wird hierzulande aus Bananenblättern hergestellt, wie denn überhaupt die Cultur der Bewohner von Mbinga ein wenig höher steht als diejenige der Buea-Leute und anderer Hochlandsbewohner.

Als nach halbstündigem Warten der Regen ein wenig nachgelassen hatte, wanderten wir weiter und gelangten an zahlreichen, von Wohlstand zeugenden Hütten vorbei und durch wunderbar

üppige Bananenpflanzungen hindurch zu einem großen viereckigen Platz und einem mehrere Hundert Schritt langen, aber sehr schmalen Gebäude.

Das war König Njekas Palast; der König selbst, sagte man, sei durch eine Gerichtssitzung am Erscheinen verhindert, habe aber befohlen, uns und unsern Leuten Gemächer anweisen zu lassen.

König Njeka, der nach Beendigung seiner Gerichtssitzung zu unserer Begrüßung erschien, war ein stattlicher Mann von sehr angenehmen und gewinnenden Manieren. Welch ein Gegensatz zwischen ihm und den „wilden" Königen des Hochgebirges! Leider hat mich die spätere Erfahrung gelehrt, daß in dem wohlwollenden Njeka nicht weniger Arglist stecke als in dem rauhen Letongo. Aber der erste Eindruck war derart, wie er in Anbetracht der unleugbaren Thatsache, daß man bloß einen Neger vor sich hatte, gar nicht günstiger hätte gedacht werden können. Bekleidet war der Mann mit sauberm Hüftentuch und einem funkelnagelneuen, aber auch sehr in Ehren gehaltenen Strohhut, der ihm gar nicht übel zu Gesichte stand. Zudem trug er trotz seines verhältnismäßig jugendlichen Alters von kaum vierzig Jahren einen stattlichen schwarzen Vollbart, was um so auffallender war, da reichlicher Bartwuchs bei den Negern sonst bloß im Greisenalter aufzutreten scheint. Einen liebenswürdigern und sorgsamern Wirt als Njeka habe ich nirgendwo im Negerlande kennen gelernt. Sein Benehmen war ebenso würdevoll wie freundlich — eine Vereinigung von Eigenschaften, die bei Schwarzen bloß deshalb so selten zu sein scheint, weil die Würde, die sie zur Schau zu tragen lieben, meistens affectirt ist und die Herzlichkeit ausschließt. Njeka aber war, was man nach unsern Begriffen einen gebildeten und wohlerzogenen Menschen hätte nennen können.

Uns Europäern erscheint der Neger meistens als ein Zerrbild. Wir thun ihm in dieser Hinsicht ein bitteres Unrecht; denn es kann für den, der längere Zeit mit ihm verkehrt hat, keinem Zweifel unterliegen, daß er ziemlich ebenso fühlt und denkt wie wir, daß er alle und jede Anlagen besitzt, deren wir uns rühmen, nur in geringerm Grade oder auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung. Und wenn sogar Leute wie Dr. Nachtigal thatsächlich und allen Ernstes die Frage, ob weiße oder schwarze Haut schöner sei, erörtern können, was bliebe dann schließlich noch übrig, das als ein wesentlicher Unterschied der Negernatur

aufgefaßt werden könnte? Man möge sich doch vergegenwärtigen, daß der plumpste Bauer des abgeschlossensten Gebirgslandes im Grunde die gleichen Geistes- und Charakter-Anlagen besitzt wie der blaublütige Aristokrat der Residenz. Nur die Ausbildung und Entwicklung dieser Anlagen ist verschieden. Und wäre es nicht auch sehr leicht möglich, ja, sogar wahrscheinlich, daß sich vor 1½ bis 2 Jahrtausenden die gallischen und germanischen Häuptlinge in ganz ebenso abgeschmackter Weise, wie dies heute der Neger thut, mit den aufgelesenen Brocken einer höhern Cultur lächerlich gemacht haben? Der Neger ist weder ein Zerrbild noch dem Wesen nach so sehr von uns verschieden, wie man in Europa anzunehmen geneigt ist.

Aber ich will nicht über das Ziel hinausschießen, ich will an dieser Stelle noch einmal, wie schon mehrmals vorher, meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck verleihen, daß der Neger ebenso wenig jemals ein Europäer werden wird, wie der Mops ein Pudel. Der Schwarze mag als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft unter und neben Europäern leben, einzelne bevorzugte Individuen mögen es als Advocaten, Aerzte, Politiker u. s. w. zu einer angesehenen und geachteten Stellung bringen, aber der Weg, auf dem die Neger-Rasse als solche zu einer höhern Entwicklung gelangen kann, wird keinesfalls derselbe sein, auf dem wir Europäer es zu unserer heutigen Culturstufe gebracht haben. Eines schickt sich nicht für alle. Durch eine Veredlung ardennischer Karrengäule ist die Percheron-Rasse, durch eine Veredlung russisch-polnischer Steppenpferde die Trakehner-Rasse entstanden. Die Individuen beider Rassen haben dem Wesen nach die gleiche Anlage. Und dennoch, welche Verschiedenheit! Es würde lächerlich erscheinen, wenn ein Percheronhengst auf dem Rennplatz erschiene. Und ebenso widersinnig ist es, wenn man einen Negerstaat mit Parlament, Verfassung und ähnlichem Plunder ausstatten will. Wo solche europäische Culturformen mit Gewalt aufgepfropft werden sollen, wie z. B. in Liberia, in Sierra Leone und in geringerm Grade auch an der Goldküste und in Lagos, da ist bisher noch nie etwas Ordentliches herausgekommen.

Ein urwüchsiger Negerkönig, wie z. B. Njeka, ist gegenüber dem Präsidenten der Republik Hayti eine sehr sympathische Erscheinung. Die Neger-Rasse hat es aus eigenem Antriebe zu einer gar nicht so niedrigen Culturstufe gebracht, von der ich, an

die zu Hause gelesenen Werke unserer Culturhistoriker zurückdenkend, zu behaupten wage, daß sie fast noch gar nicht bekannt ist. Ein Reisender, dem es vor allem um die politischen Verhältnisse und ein seinen Lesern zu bietendes Gesamtbild zu thun ist, kann solchen Dingen nicht die gebührende Zeit und Aufmerksamkeit widmen. Trotzdem habe ich es, da solch einheimische Culturformen unter dem Hauch der europäischen Cultur wie Schnee vor dem Wüstenwinde dahinschwinden, für meine Pflicht gehalten, aus solchen Gegenden, die ich als der erste Weiße betrat, über einzelne, ganz besonders meine Aufmerksamkeit reizende Erscheinungen der Negercultur, wie z. B. über Freude an Naturschönheit, Architekturformen, Höflichkeitscomment, Staatenbildung und religiöse Anschauungen, wenigstens einige oberflächliche Andeutungen zu geben. Es wäre ja sehr leicht möglich, daß schon meine Nachfolger vieles von dem, was ich noch beobachten konnte, nicht mehr vorfinden werden. Wenn eine Weiterentwicklung der unleugbar vorhandenen eigenen Cultur des Negers überhaupt möglich wäre, so könnte man sich gar nichts Wünschenswerteres vorstellen. Aber ehe es zu einer solchen Weiterentwicklung kommt, wird, wie oben angedeutet, diese Cultur dahingeschwunden sein. Mit Berücksichtigung seines heutigen Standpunctes eignet der Neger sich am besten zum Diener und Arbeiter. Auch bei uns gibt es dienende und herrschende Classen. Warum also sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein? Wird dieses wechselseitige Verhältnis der beiden Rassen sich jemals ändern? Manche Kaufleute behaupten, der Neger besitze solch außerordentliche Begabung für den Handel, daß er in nicht allzuferner Zeit dem Weißen den Rang ablaufen werde. Ich für meinen Teil glaube nicht daran und halte an der Ueberzeugung fest, daß sich an der Dienerstellung des Negers, welcher schon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weitern zwei Jahrtausenden nichts ändern wird. Damit soll dem einzelnen Neger, falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höhern Laufbahn nicht abgeschnitten sein. Es gibt namentlich in Nordamerica und in Brasilien, aber auch schon an einzelnen Orten Westafricas schwarze Advocaten, Aerzte und Kaufleute, die in keiner Weise hinter ihren europäischen Berufsgenossen zurückstehen. Aber es ist auffallend, daß der Neger, der im Nachahmen ein so großes und auffallendes Geschick zeigt,

bloß sehr wenig oder gar kein schöpferisches Talent zu besitzen scheint. Es gibt ein allerdings erst in den Kinderschuhen steckendes Kunstgewerbe des uncivilisirten Negers. Jene Schwarzen dagegen, die einmal mit europäischer Cultur in Berührung gekommen sind, scheinen für etwas anderes als die sklavische Nachahmung europäischer Formen gar nicht mehr befähigt zu sein. Ob auch das sich einmal ändern wird? Es ist mir kein einziges Beispiel bekannt, welches zu solcher Hoffnung irgendwelchen Anlaß gäbe.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu König Njeka zurück, den auch Dr. Nachtigal für einen der liebenswürdigsten Neger des ganzen Kamerun-Landes gehalten hat. Nach Negerbegriffen äußerst wohlhabend, liebte er es, seinen Reichtum zu zeigen, ließ uns nicht bloß sein eigenes, mit den Frauengemächern in Verbindung stehendes Wohnzimmer anweisen, sondern führte uns auch seine sämtlichen elf Gattinnen vor und bewirtete uns und unsere Leute mit einer Palmölsuppe, in der, was für gewöhnlich als Verschwendung angesehen werden würde, wenigstens drei oder vier in kleine Stücke zerlegte Hühner umherschwammen. Von den elf Königinnen, von denen die älteste in bescheidener Weise die Rolle einer Hausfrau spielte und sich auch nach unserm Befinden erkundigte, hatte keine einzige etwas Imponirendes oder Majestätisches — Eigenschaften, die ich überhaupt noch bei keinem Negerweibe beobachtet habe. Njekas kleines Reich, das etwa 1000 Einwohner zählen mag, umfaßt außer Mbinga-Stadt noch die kleinen Ortschaften Mubita, Mbinga-Bwokwai, Debanda und Mututu, über deren Lage ich nichts Näheres erfahren konnte.

Wenn nicht am Tage die winzig kleinen Sandfliegen — die sich mit Eintritt der Dunkelheit zurückziehen und die auch bloß, wenn man sitzt oder steht, aber niemals, wenn man in Bewegung ist, stechen — so sehr lästig würden, könnte Mbinga als ein verhältnismäßig angenehmer Aufenthaltsort bezeichnet werden. Etwa 100—200 Schritt westlich von der königlichen Wohnung fließt rauschend (von NNO. nach SSW.) der waldbeschattete Isuke-Fluß vorüber, den wir mehrmals zu erfrischenden Bädern benutzten. Das wellig-hügelige Gelände, auf dem Mbinga liegt, gleicht wegen des Ueberwucherns des nicht zu bändigenden Pflanzenwuchses einem Walde, in dem die weitzerstreuten Hütten und Gehöfte und sogar trotz aller Ueppigkeit die ausgedehnten Bananenpflanzungen beinahe völlig verschwinden. Kokospalmen sind im

ganzen Gebirge, zu dem doch auch schon Mbinga gerechnet werden muß, so sehr selten, daß davon eigentlich kaum die Rede sein kann. Desto häufiger und desto üppiger sind die Oelpalmen. Aber während dieselben in der Höhe von Buassa und Buea keine Frucht mehr tragen und bloß noch Palmwein liefern, gehört jenes schöne, die südöstlichen Ausläufer des Gebirges umfassende Berg- und Hügelgelände, welches ich in der Zeit vom 12. bis zum 17. Januar für Deutschland erworben habe, zu den ölreichsten Gebieten des ganzen Kamerun-Landes. Mapanja und Buassa erzeugen Kautschuk, aber Bongandjo, Bonjoko, Bullikowa, Bonganga, Bonjemal und Bomote erzeugen fast all das Oel, welches über Bimbia in den Handel gelangt. Obwohl die „Plantanen" genannte unveredelte Bananen-Art außer Koko (Taro) und Cassada oder Mandiokka das hauptsächlichste Nahrungsmittel darstellt, so sind doch veredelte und in rohem Zustande eßbare Bananen sehr selten.

Eine Speise, die auf Verlangen jederzeit, wenn auch nicht in sehr reinlicher Weise bereitet wird, ist die berühmte Palmölsuppe (palm-oil-chop), die aus dem mit Cassadamehl vermischten Oel der zwischen den Fingern zerquetschten frischen Palmnüsse aus den gekochten Scheiben der möhrenartigen Kokowurzel und aus gesottenen und in Stücke geschnittenen Hühnern besteht. Durch einen starken Zusatz von Landespfeffer (eine Art Paprika) und zuweilen auch noch von andern Gewürzen wird diese breiartige Speise so beißend und „heiß", wie man es zu nennen pflegt, daß im Vergleich mit ihr indischer Curry ein mildes Gericht heißen könnte und Uneingeweihte wohl auch nach dem ersten Löffel allerlei Gesichter schneiden.

Freemans Wunde hatte sich bei näherm Zusehen als so schlimm und tief erwiesen, daß ich mich notgedrungen entschließen mußte, ihn in Mbinga zurückzulassen. Die gleiche Vergünstigung, nämlich bei guter Pflege in Mbinga zurückbleiben zu dürfen, mußte dem Peter zugestanden werden, da er an einem Halsübel erkrankte, welches meine schwedischen Begleiter für Diphtherie zu halten geneigt waren. König Njeka versprach Ersatz für den Ausfall und entschloß sich, wenn wir bis zum folgenden Morgen warten wollten, uns nach Bongandjo zu begleiten, um bei König Esuka (Ton auf der ersten Silbe), der sein Freund sei, für unsere Sache einzutreten.

Am Morgen des 13. Januar setzte sich um 6 Uhr 50

Minuten unsere durch zahlreiche Mbinga-Leute verstärkte Colonne in Bewegung, überschritt nach einer Viertelstunde den in steinigem Bette dahinplätschernden Isuke-Fluß — am jenseitigen Ufer steht dicht bei der Furt ein gewaltiger Eriodendron, der bloß etwas kleiner ist als der berühmte Riesenbaum von Weida — und hielt dann, obwohl mit gelegentlichen kleinen Abweichungen nach Westen, so doch im großen und ganzen eine streng nördliche Richtung inne. Am äußerst steilen Gehänge ging es zu dem sich in den Isuke-Fluß ergießenden muntern Uende-Bach hinunter und dann an der andern Seite ebenso steil wieder aufwärts. Um 8 Uhr 45 Minuten wurde, während es zu donnern und zu blitzen begann, an einem landschaftlich bevorzugten Orte, wo Njeka früher ein inzwischen verschwundenes Landhaus besessen hatte, Rast gemacht. Von Westen her vernahmen wir das Tosen eines Wasserfalles, das laut Njekas Aussage von einem Benanga genannten, mit dem Isuke nicht zusammenhängenden und auch etwa zwei- oder dreimal soviel Wasser enthaltenden Flusse herrühren sollte. Gehe man 1—2 Stunden weit nach Osten — erzählte Njeka —, so komme man zu einem sehr großen Strom namens Ombe, welcher der größte Wasserlauf sei, den er gesehen oder von dem er gehört habe.

Auf schmalen und schlüpfrigen Negerpfaden durch schönen Hochwald bergan steigend, gelangten wir um 9 Uhr 10 Minuten auf den Kamm eines mächtigen, dem Hauptwall des Kamerun-Gebirges vorgelagerten Höhenrückens, von dem sich ein entzückender Ausblick auf das Gebirge eröffnete. Leider habe ich es unterlassen, genau festzustellen, in welcher Richtung der sehr scharf hervortretende Gipfel des Götterberges lag, so ungefähr war es NNW. Beim Heruntersteigen von diesem langgestreckten und hohen, aber verhältnismäßig schmalen Bergrücken wurde ich mit einer neuen Art von africanischem Aberglauben bekannt gemacht. Als ich nämlich ins Stolpern geriet, kam erregt und beinahe zitternd König Njeka herbeigestürzt, um mich aufrecht zu halten. Da die Sache sich gleich darauf wiederholte, so ließ er mich durch Mbua aufs flehentlichste bitten, ich möchte doch vorsichtiger sein, denn wenn ich zu Boden stürze, so würde das für ihn, dessen Gast ich sei, ein entsetzliches Unglück bedeuten.

Und warum denn?

Weil die Götter beleidigt sein würden.

Die Götter des weißen oder die Götter des schwarzen Mannes? fragte ich.

Aber Mbua erklärte, der König, der von Dingen, die Geheimnis seien, schon zu viel gesagt habe, wolle nicht weiter mit der Sprache herausrücken.

Um 9 Uhr 30 Minuten überschritten wir drunten im Thale nicht ohne Schwierigkeit einen sehr breiten, aber gar nicht tiefen, von Ost nach West strömenden Fluß, von dem Njeka, aber mit großer, seine Unwissenheit verratender Unsicherheit in der Stimme, behaupten wollte, daß es der Benanga sei, der sich dann später in den Ombe-Strom ergieße. Die letztere Behauptung war jedenfalls aus der Luft gegriffen; denn wie könnte sich ein nach Westen strömender Fluß in einen Strom ergießen, von dem erst so eben behauptet worden war, daß man eine Stunde lang nach Osten gehen müsse, um zu seinen Ufern zu gelangen? Um 10 Uhr mußte derselbe Fluß (also wahrscheinlich wohl der Benanga), der aber hier von West nach Ost floß und dicht bei der durch große Steine gangbar gemachten Furt einen von Norden kommenden Bach aufnahm, abermals passirt werden. Um 10 Uhr 10 Minuten erblickten wir, während gleichzeitig in nordnordwestlicher Richtung der Götterberg sichtbar wurde, die ersten Häuser von Bongandjo und um 10 Uhr 20 Minuten wurde, nachdem wir noch zum Schlusse nach Nordwest umgebogen waren, vor dem Hause des Königs Esuka Halt gemacht.

Wir waren grade 3½ Stunden unterwegs gewesen, und da wir bloß einige Minuten gerastet hatten, aber sonst sehr schnell vorwärts gekommen waren, so dürfte die Entfernung von Mbinga-Stadt bis Bongandjo kaum auf weniger als 14 bis 15km anzuschlagen sein. Wir waren dabei fortwährend, aber doch im großen und ganzen ziemlich sachte bergan gestiegen. Dr. Nachtigal schätzte die Höhe von Bongandjo auf 550 bis 600m. Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, führte durch eine herrliche, niemals ermüdende Scenerie und entzückte durch eine Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses, von der unsere schönsten europäischen Wälder auch nicht einmal ein annähernd zutreffendes Bild zu geben vermöchten. Dabei marschirte man fast stets im Schatten, sodaß die Gefahr eines Sonnenstichs gar nicht in Frage kam. Mbua, der schon früher einmal von Bongandjo nach Mbinga gegangen war, hatte damals einen noch bequemern, aber auch sehr viel längern

Weg (angeblich 5 Stunden) gewählt. Dörfer sind auf der ganzen 15km langen Strecke nicht vorhanden, diejenigen Ortschaften, mit denen ich einige Tage später Verträge abschloß, liegen sämtlich eine kleine Strecke weiter östlich. Ueber den rätselhaften Ombe-Fluß habe ich auch in Bongandjo nichts weiteres erfahren können, als die wiederum ziemlich zweifelhafte Angabe, daß er bei Mebio, einem, soviel ich weiß, nordwestlich von Bongandjo gelegenen Orte, vorbeifließe. Es wäre nicht undenkbar, daß dieser angeblich größte Fluß des Gebirges trotz Njekas Angabe, daß man, um ihn zu erreichen, nach Osten gehen müsse, zwischen Bimbia und Mbinga in den Bimbia-Creek einmündete. Und in diesem Falle würde auch der Benanga recht gut als einer seiner Zuflüsse angesehen werden können. Soviel steht außer Zweifel, daß dieser von Flüssen und Bächen wimmelnde Südost-Abhang des Kamerun-Gebirges zu den wasserreichsten und fruchtbarsten Teilen von West-africa gehört und sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch recht gut zur Cultur des in den Thälern von Bergflüssen am besten gedeihenden Cacaos eignen würde.

Da Njeka mir erzählte, daß König Esuka von Bongandjo mit Buea Krieg führe, obwohl er den 250 Kriegern dieses Ortes bloß 120 Bewaffnete entgegenzustellen vermöge, so glaubte ich guten Grund zu der Annahme zu haben, daß der mir noch unbekannte Herrscher, um sein Ansehen zu stärken, mit Vergnügen einen Vertrag unterzeichnen würde. Bongandjo, das bisweilen auch Bondongo genannt wird, zählt neben Buea, Lissoka, Sopo und Mbinga zu den volkreichsten Ortschaften des Gebirges und besitzt außerdem wegen der Größe und Fruchtbarkeit des Gebietes eine verhältnismäßige Wichtigkeit. Njeka, der in Esukas Wohnung völlig heimisch zu sein schien, führte uns mit der Bemerkung, daß der hochbejahrte König krank sei und vielleicht gar nicht erscheinen könne, in ein außergewöhnlich großes und sehr reinliches, aber, vielleicht als Folge eines religiösen Opfers, rings herum mit frischem Blut besprengtes Gemach.

Als wir auf den niedrigen, fußbankähnlichen und kreisförmig geschweiften Neger-Schemeln Platz genommen hatten, zeigte sich in der Thüröffnung die ehrwürdige, auf einen Stab gestützte Gestalt des weißhaarigen und hochgewachsenen, aber leider etwas furchtsamen Herrschers, der sich, wenn ich nicht irre, ganz ebenso wie Letongo von Buea den Titel „Großkönig“ beilegt. Auf unsern

dringenden Wunsch begannen die Trommeln dem Volke und namentlich den Häuptlingen zu melden, daß in wichtiger Angelegenheit eine Volksversammlung abgehalten werden solle. Esuka lauschte inzwischen aufmerksam der einschmeichelnden Beredsamkeit Njekas und ließ uns durch Mbua verdolmetschen, daß ihm ein Vertrag sehr willkommen sein würde, daß wir aber zum mindesten 1—2 Tage bei ihm bleiben müßten, damit er Ziegen und Schweine schlachten und ein großes Fest herrichten lassen könne. Da unser dringender Wunsch, Sopo womöglich noch vor Rogozinski zu erreichen, die Gewährung der königlichen Bitte unmöglich machte, so befahlen wir, um Esukas Sinn zu erweichen, schnell und noch vor Ankunft des Volkes die allein für den König bestimmten Geschenke herbeizubringen.

Es waren das vorwiegend seidene Tücher, während der eigentliche Kaufpreis für abgetretenes Land und dergleichen in so und so viel Stück des „Satin Stripes“, „Big Madras“, „Big, big Madras“ (das Wort big wird bei der ersten Sorte achtmal wiederholt) u. s. w. genannten Baumwollzeuges bezahlt zu werden pflegt. Die schlechteste Sorte, nämlich die in keiner Factorei fehlenden Satin Stripes (woher die seltsame Bezeichnung kommt, vermag niemand anzugeben), sind solch fadenscheiniges, bloß durch farbigen Kleister zusammengehaltenes Gewebe, daß dasselbe schon nach einmaligem Waschen überhaupt nicht mehr existiren würde. Von der Mitnahme buntseidener Familien-Regenschirme, alter Uniformröcke und blankgeputzter Säbel aus Napoleonischen Zeiten hatte ich diesmal, da solche Dinge sich nur schwer befördern lassen, Abstand nehmen zu müssen geglaubt und wegen der geringen Anzahl der Träger meine Warenballen bloß mit der landläufigen Münze, nämlich baumwollenen Zeugen, einigem Seidenzeug für die Könige und Häuptlinge und einigem Tabak zum Einkauf von Lebensmitteln ausgefüllt, wozu dann noch zwei Demijohns nötigenfalls zur Aufheiterung der Volksstimmung zu verwendenden Rums hinzukamen. Da der Neger die einzelnen Zeugsorten ganz ebenso gut wie der erfahrenste Kaufmann zu unterscheiden weiß, so hatte ich, um bei einem bestimmten Gewicht, das nicht überschritten werden durfte, möglichst viel Geld zur Verfügung zu haben, fast lauter teure und nach africanischen Begriffen sogar sehr wertvolle Zeuge ausgesucht, ohne daß jedoch die berühmten Satin Stripes, mit denen der Neger nun einmal

am besten vertraut ist, ganz hätten fehlen dürfen. Da in den Factoreien, ohne daß ich mich näher um die Sache bekümmert hätte, über das, was ich anfänglich mitnahm, und dann später über das, was ich zurückbrachte beziehentlich ausgegeben hatte, eine Rechnung aufgestellt wurde, und da meine schwedischen Freunde die Gefälligkeit hatten, mich der Sorge um den kaufmännischen Teil unserer Reise zu entheben, so vermag ich dem Leser nicht einmal anzugeben, wie viel denn eigentlich diese herrlichen Manufacturwaren wert gewesen seien. Aber es schwebt mir so etwas vor, als ob jedes Stück „big big big big big big big big Madras“, also wohl das non plus ultra des africanischen Kleiderluxus, etwa einen Doppel-Sovereign (40 M) gegolten habe. Aus meinen Rechnungen, in denen, wie ich mit Recht argwöhne, meine liebenswürdigen Wirte bloß europäische Einkaufspreise ohne Fracht und Spesen notirt haben und in denen es von Blue Prints, White Prints, Victoria cloth und Fancy Prints wimmelt, vermag ich nicht klug zu werden. So viel ist sicher, daß meine Schätze, die noch dazu von den Herren Knutson und Waldau mit großer Geschicklichkeit grade im geeignetsten Augenblick gezeigt zu werden pflegten, ein kaum verhehltes Staunen hervorriefen und für diese Gegenden wirklich etwas Außerordentliches, niemals vorher Gesehenes darstellten.

Auch der Großkönig Esuka vermochte sich, obwohl er einiges zu tadeln und auszusetzen hatte, dennoch ebensowenig als alle übrigen diesem Zauber zu verschließen und als, von vielem Volk begleitet, die drei Häuptlinge Motumbe, Gbame und Gombi angelangt waren, glaubte ich mich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß Esuka, soviel an ihm liege, so angelegentlich wie nur möglich unsere Sache vertreten werde. Anfänglich schien alles gut zu gehen, und nachdem außer Esuka und den drei Häuptlingen noch einige andere Weißköpfe (graues Haar ist bei sehr alten Negern ebenso häufig wie Kahlköpfe selten sind) erklärt hatten, daß sie gern einen ähnlichen Vertrag, wie Njeka ihn unterzeichnet habe, abschließen möchten, begann ich mit der Abfassung des Schriftstückes, welche jedoch durch einen kleinen Zwischenfall verzögert wurde. Da wir energisch erklärten, daß wir für diesmal keinesfalls länger als einige Stunden bleiben könnten, so hatte Esuka mir doch wenigstens das landesübliche Geschenk eines Schweines machen wollen, und wie gewöhnlich war

das Gastgeschenk den es mit Jubel empfangenden Lastträgern (Kru- und Mbinga-Leute) überwiesen worden.

Als ich nun durch einen Ausruf des Herrn Waldau aufmerksam gemacht aus der Hütte trat, sah ich, wie man dem stark quiekenden Tier, ohne daß etwas zu seiner Tötung geschehen wäre, den Bauch geöffnet und die Hinterbeine, die bereits im Topfe lagen, abgeschnitten hatte. In der Nerven-Ueberreizung, in der ich mich ohnehin schon befand, stieg mir bei diesem häßlichen Anblick der Zorn zu Kopfe und ich versetzte dem tierquälerischen Mbinga-Mann mit dem Kolben meines Carabiners einen so wuchtigen Schlag, daß er blutend zu Boden stürzte. Das Schwein war auf meinen strengen Befehl von Tom getötet worden und auch der Mbinga-Mann, dessen Haut bloß ein wenig zerkratzt zu sein schien, war längst wieder aufgestanden. Aber durch die bereits sehr zahlreiche Menschenmenge lief ein Gemurmel, welches mir Mbua mit den Worten „weißer Mann behandle schwarzen Mann sehr schlecht" verdolmetschte. Von jener Freude an der Tierquälerei, wie sie vom nord- und südamericanischen Indianer zu einer teuflischen Kunst entwickelt worden ist, findet sich beim Neger, der im Grunde genommen ein guter Kerl ist, auch nicht die leiseste Spur; aber der Schwarze ist Tieren (und bisweilen auch Menschen) gegenüber unglaublich roh und gefühllos und kann insofern, obwohl mehr in passiver Art, fast ebenso grausam sein wie der zum Quälen erzogene Indianer.

Obwohl ich mir des ungünstigen Eindrucks, den meine unüberlegte Hitzköpfigkeit hervorgerufen hatte, sehr wohl bewußt war, so begann ich doch in aller Ruhe an meinem Schriftstück weiterzuarbeiten, bis die Blicke, die Mienen und das Geflüster der vor mir Sitzenden mich darauf aufmerksam machten, daß jemand hinter mir stehe und sich über meine Schulter beuge. Mich umwendend, schaute ich in das häßliche und verschmitzte Gesicht eines mir völlig unbekannten Negers.

Was willst du? fragte ich.

Ich möchte mit dir sprechen, o Herr, erwiderte der Schwarze in sehr schlechtem Englisch, denn ohne mich wirst du keinen Vertrag abschließen können.

Unsinn! Laß mich in Ruhe!

Ich bin Fetischpriester oder Medicinmann aus Money Town im Bimbia-Lande.

Das ist mir sehr gleichgültig.

Wie viel willst du mir bezahlen, wenn ich für dich spreche und ohne, daß du dir Mühe damit zu geben brauchst, deinen Vertrag zustande bringe?

Kerl, laß mich in Ruhe und versuche nicht, das Volk gegen mich aufzureizen, oder ich werde dich in Ketten legen lassen.

Herr Waldau zupfte mich, als er diese Worte hörte, am Arme und winkte mir, mit ihm auf die Seite zu treten. Es wäre am besten, meinte er, wenn wir mit einem Stück Zeug diesem Manne den Mund stopften.

Unmöglich, erwiderte ich, wie würden später die Engländer jubeln, wenn sie auch nur den leisesten Anhalt zu der Behauptung bekämen, als ob wir durch Bestechung und andere unerlaubte Mittel zum Ziele gelangt seien.

Aber kennen Sie denn auch die Macht und den Einfluß eines solchen Medicinmannes? Er könnte uns recht unangenehm werden.

Das ist mir höchst gleichgültig. Unsere Verträge müssen rechtlich und moralisch unanfechtbar sein, sonst haben sie keinen Wert. Und wenn der Mann nicht klein beigibt, so können wir ihn ja mit uns herunter nach Bimbia schleppen, um ihn dort aburteilen zu lassen.

Der Medicinmann war verschwunden, aber Mbua berichtete, daß dieser schlaue Halunke, der doch ganz gewiß nicht lesen konnte, den Leuten und besonders dem König vorgeredet habe, mein Vertrag enthalte „schlechtes Palaver".

Jetzt erst verstand ich, weshalb er sich über meine Schulter gebeugt und sich den Anschein gegeben hatte, zu lesen, was ich schrieb.

Als es zur Unterzeichnung kommen sollte, weigerte sich der König, die Feder in die Hand zu nehmen. Er wünsche sein Land unter deutschen Schutz zu stellen und die deutsche Flagge gehißt zu sehen, aber meine Feder sei Hexenwerk, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Als ich den König an sein kurz vorher gegebenes Versprechen und an Njekas Vertrag erinnerte, schien er wieder schwankend zu werden und die Unterzeichnung doch noch vornehmen zu wollen. Aber unglücklicherweise fielen seine Blicke grade im entscheidenden Augenblick auf den Fetischpriester, der, als ob er Geister beschwöre, mit den Händen allerlei Faxen machte. Esuka legte die Feder wieder hin und ging weg.

Mich dagegen übermannte zum zweiten Mal der Zorn und ich befahl meinen Leuten, den Medicinmann in Ketten zu legen. Tom und Mbua (der sich wieder bei mir einschmeicheln wollte) drangen durch die Volksmenge, konnten jedoch des schlauen und gewandten Priesters nicht habhaft werden, und als die eisernen Handschellen gebracht wurden, ohne daß der Frevler, für den sie bestimmt waren, zur Stelle gewesen wäre, erkannte ich, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte. Man wird nie zu alt, um zu lernen, und sollte ich noch einmal in meinem Leben auf ähnliche wunderbare Eroberungen ausziehen, so würde ich es wahrscheinlich besser machen. Der Hoffnung, daß Esuka doch noch sein Handzeichen unter den Vertrag malen werde, mußte ich jetzt entsagen und begnügte mich damit, ein Schriftstück abzufassen, in welchem alle des Schreibens kundigen Anwesenden bezeugten, daß der König, die Häuptlinge und das Volk von Bongandjo vorbehaltlich der Genehmigung durch die deutschen Autoritäten ihr Land unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt hätten. Angesichts der Stimmung des Volkes und im Hinblick auf etwanige spätere Versuche der Victorianer schien es mir wünschenswert zu sein, dem Schutzverhältnis auch einen äußerlichen Ausdruck zu geben, und zwar dadurch, daß eine deutsche Flagge, und sei es auch einfach die schwarzweißrote, gehißt würde.

Auf dem großen Platze vor Esukas Wohnung ließ ich einen mächtigen Flaggenbaum aufpflanzen und die anwesenden Bongandjo-Leute auffordern, sich, der König und die Häuptlinge in der vordersten Reihe, rund herum aufzustellen. Nach einer kleinen von mir gehaltenen Ansprache stieg, begleitet von den schnell erlernten Hurras des Volkes, die Flagge empor, die dann noch durch ein Salvenfeuer aus sämtlichen Gewehren begrüßt wurde.

Soweit dies in der Eile überhaupt geschehen konnte, war unsere Aufgabe, die alles in allem nur sechs Stunden in Anspruch genommen hatte, erreicht und ich befahl ohne Verzug den Marsch nach Bullikova anzutreten, um wenn möglich diesen Ort noch vor Eintritt der Dunkelheit zu erreichen. Von allen weitläufig gebauten Ortschaften des Kamerun-Gebirges scheint mir Bongandjo den allergrößten Flächenraum zu bedecken. Wenn man an einer Hütte vorbeigegangen ist, so dauert es jedesmal volle fünf Minuten, wenn nicht mehr, bis man zu einer zweiten gelangt. Falls wirklich der ganze Ort, von dem ich doch nur einen kleinen Teil gesehen

habe, auf diese Weise angelegt ist, so dürfte, da sämtliche Felder innerhalb des Ortes zu liegen scheinen, der gesamte Flächenraum etwa $^1/_4$ oder $^1/_2$ Mal so groß sein als derjenige von Berlin.

Die Entfernung nach Bullikova, das ganz genau östlich von Bongandjo liegt, wird kaum weniger als $4^1/_2$km betragen, und wir haben sie wegen der mannigfaltigen kleinen Schwierigkeiten, die diese kurze Wegstrecke darbietet, trotz sehr starken Gehens bloß in etwas mehr als einer Stunde zurücklegen können. Obwohl man drei wasserreiche Bäche namens Jje, Lebbe und Beja (die beiden erstern fließen von WNW. nach OSO., der letztere dagegen beinahe von W. nach O.) zu überschreiten hat, so sind doch Steigung und Senkung sehr gering. Viel Aufenthalt verursacht dagegen der schlechte Zustand der Fußpfade, die stellenweise von Laubwerk und von übermannshohem Schilfgras dermaßen überwuchert sind, daß man ohne Buschmesser gar nicht durchkommen kann. Uebrigens trifft man auf der ganzen Strecke bis Bullikova ab und zu immer wieder Oelpalmen oder auch teils frischgerodete, teils mit Bananen, Koko oder Cassada bestandene Plantagen. Den Wald scheint man hier genau ebenso wie in Brasilien zu roden, nämlich durch Umhauen der größten Bäume, deren verdorrendes Laub in der trockenen Jahreszeit angezündet wird, während die Baumstümpfe, bis sie schließlich vermodern, im Felde stehen bleiben. (Zwischen Bongandjo und Bullikova muß es verschiedene Fußpfade geben, denn als ich später mit Dr. Nachtigal diese Strecke abermals zurücklegte, führte man uns einen andern Weg als den, den ich kennen gelernt hatte.)

Schon näherten wir uns dem Orte Bullikova, als Tom in größter Eile heranstürzend mir mit ernster Miene mein Gewehr überreichte, weil wir demnächst angegriffen werden würden. Thatsächlich bemerkte ich eine ganze Anzahl mit Lanzen und Steinschloßgewehren ausgerüsteter Leute, die seitwärts vom Wege durch das hohe Gras hüpfend uns zu überholen und, wie es anfänglich schien, uns den Weg abzuschneiden versuchten. Bei der Ankunft an einer kaum 100 Schritt entfernten Furt stellte es sich jedoch heraus, daß wir es bloß mit Neugierigen zu thun hatten, denen das große (und von wegen unseres Anzuges etwas zweifelhafte) Glück, uns zu sehen, in Bongandjo nicht zu teil geworden war und die nun mit ziegenbockähnlichen Sprüngen nachgeeilt waren, um doch auch sagen zu können, daß sie mit dabei gewesen seien.

Es kommt unser einem ganz seltsam vor, wenn man außer seinen sonstigen guten und bösen Eigenschaften auch noch als Schaustück verwandt wird. Man ist das nicht gewohnt und man hat so ein Gefühl, als ob man sich das eigentlich gar nicht gefallen zu lassen brauchte. Aber bei einigem Nachdenken wird man sich nicht ohne einen Anflug von Beschämung gestehen müssen, daß die eigenen werten Landsleute im Puncte der Neugierde zum wenigsten nicht besser, vielleicht viel schlimmer sind. Ja wirklich, in dieser Hinsicht können die Wilden denn doch als bessere Menschen gelten. Namentlich das zarte Geschlecht. Solch schwarze Tanten befühlen wohl mit aller Ungenirtheit dein Haupthaar, deine Haut, deinen Bart, weil sie gar nicht glauben wollen, daß das alles echt sei. Aber eine derartige Beschäftigung mit seinen Mitmenschen ist doch von sehr unschuldiger Art, wenn man sie mit jenem unglaublichen Maße von Roheit vergleicht, wie es sich bei uns in den feinsten wie in den niedersten Gesellschaftsschichten hinter der Ausbildung des edlen Klatsches verbirgt.

Als wir die ersten Hütten von Bullikova erreichten, kam uns ein großer Teil der Bevölkerung entgegen, geführt von König Menjoli, der zur Feier des Tages eine Interims-Officier-Uniform des 51. preußischen Infanterie-Regiments angelegt hatte. Obwohl in Bezug auf geistige Anlagen und Weltklugheit weit hinter Njeka zurückstehend, übertraf Menjoli denselben wo möglich noch an Liebenswürdigkeit und von Herzen kommender Gastlichkeit. Hätte nicht Njeka, der uns bisher als Führer und Vertrauensmann gedient hatte, Schwierigkeiten gemacht, so würde, trotzdem vier von meinen Schwarzen ernstliche Krankheitserscheinungen zeigten und einer thatsächlich vor Ermattung zusammengebrochen war, noch am gleichen Abend trotz der hereinbrechenden Dunkelheit der Weitermarsch nach Sopo angetreten worden sein. Aber Njeka, dem irgendein Gerücht von Feindseligkeiten im Gebirge zu Ohren gekommen zu sein schien, zeigte die gewöhnliche Feigheit des Negers und erklärte, daß er wegen des bevorstehenden Frühlingsfestes am folgenden Morgen in Mbinga zurückerwartet werde. Vergebens versprach ich, da mir an seiner Begleitung sehr viel gelegen war, goldene Berge. Meine Bemühungen fruchteten nichts, und als Mbua mit allen Anzeichen der Wahrheit aussagte, daß Njeka, der um seine Handels-Interessen besorgt sei, in Bongandjo doppeltes Spiel getrieben und, während er unsere Partei zu nehmen schien,

den Fetischmann heimlich unterstützt habe, da drangen auch meine schwedischen Freunde in mich, den allzu schlauen König unbehelligt ziehen zu lassen, weil er uns andernfalls auch noch den Abschluß der Verträge mit Bullikova und andern Orten erschweren könnte.

Obwohl Mbua, der seit dem Besuch auf der Möwe wie umgewandelt war, sich anheischig machte, bei Verlust seines ganzen Lohnes für seine Aussage den Beweis der Wahrheit zu erbringen, so ist doch, da Dr. Nachtigal eine sehr gute Ansicht von Njeka hatte, nichts gegen denselben unternommen worden, was auch wohl das allerklügste war.

Kaum hatte der stattliche und nur allzu kluge König von Mbinga sich verabschiedet, als wir durch die Trommeln das Volk von Bullikova zur Versammlung berufen ließen und noch am gleichen Abend mit König Menjoli und den zwei Häuptlingen Gotto und Bokke einen ähnlichen Schutzvertrag wie mit Buassa abschlossen. Das Gebiet, welches auf diese Weise dem deutschen Colonialbesitz zugefügt wurde, ist äußerst fruchtbar, überreich an Palmöl und wird von 200 bis 300 Menschen, unter denen 50 waffenfähige Männer sein sollen, bewohnt. Kautschuk soll nach Aussage der Ortsbewohner bei Bullikova nicht vorkommen, doch dünkt es mir viel wahrscheinlicher, daß die betreffenden Lianen den Eingebornen nicht bekannt sind. Wildwachsenden Kaffee, den ich bei der Besteigung des Götterberges in großer Menge antraf, habe ich seltsamerweise an dem sehr viel fruchtbarern Südost- und Ostgehänge des Gebirges nirgendwo finden können. Ueber den auf hügeligem Anstieg gelegenen, von zahllosen Palmen und üppigster Buschvegetation beschatteten Ort Bullikova weiß ich, da er sich in keiner Weise von den übrigen Gebirgsorten unterscheidet, nichts weiteres zu sagen, als daß die Bewohner ihr Trinkwasser einem Uange genannten Bach entnehmen, der sich angeblich in den rätselhaften Ombe-Fluß ergießen soll.

Da ein dumpfes Gerücht von dem Vordringen der Victorianer bereits bis Bullikova gelangt war und außerdem zwei Tage vorher dicht bei Sopo ein angeblich sehr blutiges Gefecht stattgefunden haben sollte (wahrscheinlich war einigen „Helden“ die Nase wund geschlagen worden), so fand sich in Bullikova trotz der dafür ausgesetzten sehr hohen Belohnung niemand, der uns nach Sopo hätte begleiten wollen. Mbua kannte den Weg nicht und wir verfielen schließlich auf das Auskunftsmittel, uns nach einem zwischen Bulli-

kova und Sopo gelegenen Gebirgsdorf namens Bonjoko (wo wir Führer nach Sopo zu erhalten hofften) geleiten zu lassen. Menjoli hatte uns eine unfern von seiner eigenen Wohnung gelegene, einen einzigen sehr großen Raum enthaltende Hütte anweisen lassen, und um eine Wiederholung der Ereignisse von Buea unmöglich zu machen, hatten wir unsere sämtlichen Schwarzen dort schlafen lassen.

Als ich um 4 Uhr morgens die glimmenden Funken des niedergebrannten Feuers zusammenstöberte, schienen die Aussichten für einen erfolgreichen Weitermarsch nicht besonders glänzend zu sein. Der Mann, der am vorigen Tage zusammengebrochen war, befand sich in einem Zustande, der mich das schlimmste befürchten ließ. Ein anderer, der im Fieberdelirium lag, schaute mich, als ich, die Kerze in der Hand, auf ihn zutrat, mit solch unheimlich gläsernen Augen an, daß ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Und damit nicht genug, wünschte sogar Herr Waldau, der sich unwohl fühlte und dessen schwere Stiefel keine Sohlen mehr hatten, in Bullikova zurückbleiben zu dürfen. Der Leser wird sich entsinnen, daß ich bereits zwei Leute in Bimbia und zwei andere, die mir von allen die liebsten gewesen waren, in Mbinga hatte zurücklassen müssen. Jene Mbinga-Leute, die mit Njeka heraufgekommen waren, wollte ich wegen ihrer äußersten Unzuverlässigkeit diesmal überhaupt nicht mitnehmen. Nachdem Arzneien und Speisen verteilt worden waren, trat ich um 6 Uhr 30 Minuten, bloß von Herrn Knutson, Mbua und vier Kru-Leuten begleitet, den Marsch nach Sopo an. Den größten Teil der Waren hatten wir bei Herrn Waldau zurückgelassen; dagegen waren wir diesmal alle bis an die Zähne bewaffnet.

Von Bullikova bis Bonjoko waren wir bei sanftem Anstieg des Weges, und zwar zuerst in nordwestlicher und dann in nord-nordwestlicher Richtung 35 Minuten unterwegs. Diese kurze Entfernung genügte jedoch, um abermals einen meiner Leute zusammenstürzen zu lassen. Wir brachten ihn in des Königs Nduva Haus, forderten den König und den Häuptling Bonda auf, sich zum Vertragsschluß bereit zu halten, und wollten eben den Weitermarsch antreten, als das seltsam schlaffe Benehmen der wenigen mir noch zur Verfügung stehenden Leute mich stutzig machte. Sollten die Ereignisse von Buea sich hier wiederholen? Unsere Truppe war nun einmal so sehr geschwächt, daß mir an ein paar Leuten mehr oder weniger auch nicht viel gelegen sein konnte. Ich hielt

es daher für zweckmäßig, bloß solche mitzunehmen, die den Strapazen des Weges auch wirklich gewachsen wären und uns nicht etwa unterwegs noch Unannehmlichkeiten bereiteten. Als ich fragte: Wer will mich freiwillig nach Sopo begleiten? trat Tom vor.

Das hatte ich vorausgesehen. Aber da kam — kaum wollte ich meinen Augen trauen — noch ein anderer, von dem ich es ganz gewiß nicht erwartet haben würde. Dieser eine hatte sich unter der ganzen faulen Bande durch den allerhöchsten Grad von Faulheit ausgezeichnet und ich hatte ihm deshalb den schmeichelhaften Titel „lazy boy“ verliehen. Jeden Morgen, solange wir nun auch schon im Gebirge umhergezogen, hatte sich in unveränderter und stets gleichbleibender Art derselbe Vorgang wiederholt. Sobald die Leute ihre Lasten in die Höhe hoben, hatte der Lazy Boy es jedesmal mit bäuerischer Pfiffigkeit so einzurichten gewußt, daß er just im geeigneten Augenblick vor dem allerleichtesten Warenballen stand und sich desselben nun mit unschuldigster Miene, als ob das ganz zufällig gewesen wäre, bemächtigen konnte. Und jeden Morgen war ich dann auf den allzu schlauen Burschen zugeschritten, hatte den von ihm sorgfältig ausgewählten Pack einem schwachen oder kranken Träger gegeben und den Lazy Boy dafür an das allerschwerste Gepäckstück herangestellt. Man sieht also, daß des Lazy Boy Antecedentien — wie es etwa vor Gericht heißen würde — nicht allzu sehr für ihn sprachen. Begreift man nun meine Verwunderung darüber, daß grade dieser Mensch sich zu einem Zuge bereit erklärte, zu dem ich niemand zwingen wollte?

Auch du, Lazy Boy? fragte ich mit ungeheucheltem Erstaunen.

Lazy boy, lazy boy, me no be lazy boy, knurrte er, me fit go where Masser go (Faulpelz, Faulpelz, ich kein Faulpelz; ich kann gehen, wohin Masser geht).

Ginge ein solcher Beweis der Hochachtung nicht über das Verständnis des gewöhnlichen Negers hinaus, so würde ich dem lang aufgeschossenen Burschen die Hand gedrückt haben. Ich überlegte, ob ich ihm sofort ein schönes Geschenk machen solle, hielt es jedoch, damit die ohnehin schon bei jedem Neger vorhandene Neigung zur Augendienerei nicht noch bestärkt werde, für besser, die Belohnung bis später zu verschieben.

Von den vielen Leuten, mit denen ich ausgezogen, haben bloß Herr Knutson, Mbua, Tom und der Lazy Boy (dessen eigent-

lichen Namen ich leider vergessen habe) bis Sopo hinauf bei mir standgehalten. In nordwestlicher Richtung auf bewaldeten Gehängen bergansteigend, erreichten wir nach 15 Minuten den wasserreichen, in steinigem Thale munter dahinrauschenden Uange-Bach (denselben, der unsern von Bullikova vorüberfließt). Dort, wo wir dieses krystallklare Berggewässer überschritten, war die Richtung derart, daß der von Westen oder vielleicht auch von Südwesten kommende Bach, eine starke Biegung machend, seinen Lauf nach Südosten fortsetzte. Wenn der Uange-Bach wirklich in den Ombe-Fluß einmündet, so wäre das doch wieder ein Beweis dafür, daß dieser sich bloß oberhalb und nicht unterhalb Mbingas in den Bimbia-Creek ergießen könnte. Vom Uange-Bach ging es in nordnordwestlicher Richtung eine tüchtige Wegstunde stark bergan, bis wir Sopo erreichten.

Eine Art von Ahnung sagte uns, daß nicht alles in Ordnung sei, und als wir den großen Marktplatz vor des Königs Wohnung erreichten, wehte dort thatsächlich die englische Kriegsflagge. Also zu spät! Wir hatten das Menschenmögliche gethan, und wenn es uns trotzdem nicht beschieden gewesen war, das schwarzweißrote Banner hier zu entfalten, so möchte ich doch noch einmal daran erinnern, welche ungeheuren und durch keinerlei Opferwilligkeit aufzuwiegenden Vorteile der Pole und die Victorianer vor uns voraus hatten. Während ich mich streng an Dr. Nachtigals Vorschriften hielt und bloß mit Aufwand aller meiner Energie einen treulosen Dolmetscher und ein feiges Trägercorps mit mir zu schleppen vermochte, hißte Rogozinski, dem jede gewünschte Anzahl von Dolmetschern zur Verfügung stand, wohin er auch kam, die englische Flagge, und zwar gleichgültig, ob mit oder ohne Vertrag. Und dennoch und trotz alledem hatte ich bereits mit vier Ortschaften rechtsgültige Verträge abgeschlossen, während erst über zweien (und dazu noch in Lecumbi ganz widerrechtlich) die englische Flagge wehte.

Wir hatten erwartet, Rogozinski noch in Sopo anzutreffen, hörten aber, daß er, um Verstärkungen heranzuziehen, nach Buea zurückgegangen sei und sich wenigstens am verflossenen Abend noch mit fünfzehn bewaffneten Victorianern und zehn Trägern daselbst aufgehalten habe. Gegenüber dem Widerstande der Bevölkerung sei es ihm nicht geglückt, irgend etwas in Buea zu erreichen, wohingegen es so schien, als ob Sopo thatsächlich einen Vertrag

mit ihm abgeschlossen habe. Genaues konnten wir, da der wahrscheinlich von Furcht ergriffene König von Sopo sich verleugnen ließ, nicht erfahren. Während ich die an des Königs Wohnung angeschlagene Bekanntmachung der „Royal British Court of Victoria“ las, unterhielt Herr Knutson sich lange und angelegentlichst mit den schnell herbeiströmenden Ortsbewohnern. Er erzählte mir später, daß er den Leuten klar gemacht habe, welch große Dummheit sie begangen hätten. Denn ich sei der größte Krösus von ganz Africa, der mit Geschenken nur so um sich würfe. Thatsächlich hätten sich denn auch die schnell überzeugten Leute geschämt, mit Rogozinskis wohl nicht allzu reichlichen Geschenken hervorzukommen. Mbua und Tom wollten sich über dieses Privatvergnügen, welches mein lustiger Begleiter sich gestattet hatte, beinahe zu Tode lachen.

An der Thatsache, daß Sopo wenigstens einstweilen für uns verloren sei, war nun einmal nichts zu ändern und wir suchten uns mit guter Laune in das Unvermeidliche zu schicken. Der Leser, der die politische Tagesgeschichte verfolgt, wird sich entsinnen, daß solche Einverleibungen in Südafrica oder Polynesien, die von der Capcolonie und den australischen Colonieen ausgingen, weder von unserer Regierung anerkannt noch auch von der englischen Regierung aufrechterhalten worden sind. Und selbstverständlich hatte die winzige englische Colonie Victoria ebensowenig wie Capland oder Neu-Süd-Wales das Recht, auf eigene Faust einzuverleiben und auswärtige Politik zu machen.

Sopo, von wo aus wir den Gipfel des Götterberges in Nord 30° West erblickten, liegt auf einer plateauförmigen Abflachung des Gebirges, in einer Höhe von 2500 bis 2800 Fuß über dem Meeresspiegel. Man würde demnach von Buea kommend (ich habe diesen Weg nicht zurückgelegt) etwa 500 Fuß bergab steigen müssen. Der Ort soll gegen hundert waffenfähige Männer zählen und seinen sehr großen Ziegenherden einen verhältnismäßigen Wohlstand verdanken. Das Alpendorf Sopo gleicht also in Bezug auf das sehr starke Hervortreten der weiter unten fast gar nicht betriebenen Viehzucht seinem Nachbarort Buea, allerdings mit dem Unterschiede, daß Buea seinen schönen Kühen und Sopo seinen zahllosen Ziegen eine besondere Aufmerksamkeit widmet.

Von dem Gedanken, nun sofort nach Lissoka weiterzugehen — was unter den obwaltenden Umständen allerdings mehr denn

abenteuerlich gewesen sein würde —, bin ich durch Knutsons ermahnenden Zuspruch und den Hinweis auf den Zustand unserer Leute abgebracht worden. Wir erreichten ohne Unfall Bonjoko, dessen weitausgedehntes Gebiet uns jetzt, nachdem die Victorianer Sopo weggenommen hatten, von doppeltem Werte zu sein schien, schlossen mit König Nduva und Häuptling Bonda, die nach ihrer Behauptung über dreißig waffenfähige Männer verfügen, einen Vertrag ab und kehrten, ohne von Bonjoko etwas weiteres als die ziemlich erbärmliche königliche Hütte gesehen zu haben, noch früh am Tage nach Bullikova zurück.

Nachdem wir den Rest des Nachmittags, den Abend und auch einen Teil der Nacht zum Niederschreiben von Notizen benutzt hatten, soweit eben die Pflege der Kranken uns dazu Zeit ließ, wurde wiederum am frühen Morgen aufgebrochen. Diesmal galt es den in südöstlicher Richtung gelegenen volkreichen Ortschaften, die wir denn auch sämtlich an diesem Tage erreicht und für Deutschland gesichert haben. Schon nach 17 Minuten sehr schnellen Gehens in südlicher Richtung gelangten wir nach Bonganja, das sechzig waffenfähige Männer besitzen soll. Nachdem in aller Eile eine Volksversammlung berufen worden war, unterzeichneten König Masani und Häuptling Menjole den in englischer Sprache abgefaßten Vertrag.

Nun ging es, und zwar in südöstlicher Richtung, sachte bergabwärts nach Bonjemal, das wir in abermals 17 Minuten erreichten. Der Ort zählt weniger Einwohner als Bonganja und vermag auch bloß vierzig Krieger ins Feld zu stellen, nimmt aber in meinem Gedächtnis wegen des herrlichen Palmenwaldes drunten im Thale einen hervorragenden Platz ein. Fast dünkte es mir, als ob ich solch schöne Palmen noch niemals gesehen hätte. Stamm an Stamm von genau derselben Dicke und ganz genau derselben üppigen Ausbildung der eleganten Blätterkrone standen sie dort, zu Hunderten und abermals Hunderten die Höhen und die sanft abfallenden Gelände umkleidend, namentlich aber die tiefen Thäler ausfüllend, und gewährten einen Anblick, wie wenn man durch die endlosen Säulenreihen der Moschee von Cordoba hindurchblickt. Welch zauberhaft schönes Land, welche Fruchtbarkeit, welcher Reichtum!

Dort, wo an einzelnen beinahe senkrechten Abstürzen die Naturfarbe des Bodens zutage trat, sah ich teils schwarze oder

dunkelbraune Humuserde, teils roten Lehm, der mich an das Togoland erinnerte. Anstehendes Felsgestein ist, von der Lava abgesehen, im Kamerun-Gebirge ziemlich selten. Ganz unten am Meere, namentlich bei Bimbia, habe ich mehrfach basaltische Bildungen beobachtet. So weit ich darüber zu urteilen vermochte, scheint im ganzen Gebirge bis zur Grenze des Waldes hinauf die mit Humus durchsetzte Vegetationskrume zum allerwenigsten mehrere Meter dick zu sein. Vielleicht wird man von hier in 50 Jahren einen großen Teil des Cacaos beziehen, den alsdann die nächste Generation trinken wird.

Die Weiber von Bonjemal hatten sich, und zwar wahrscheinlich aus diesem oder jenem religiösen Anlasse, mit einer weißen Masse beschmiert, was in Anbetracht ihrer übermäßig stark entwickelten Körperformen und ihrer beinahe vollständigen Nacktheit ziemlich unanständig aussah. Wie seltsam doch, daß sowohl Trauer um Verstorbene als auch religiöse Hingabe diesen Leuten und namentlich den ohnehin bloß so notdürftig bekleideten Frauen zum Anlaß dient, sich auch noch der nach unsern Begriffen allernotwendigsten Kleidungsstücke zu entledigen! Während Tom und Mbua auf dem freien Platze vor des Königs Wohnung, von wo aus man einen herrlichen Blick nach unten in das palmenbestandene Thal hatte, einige Koffer zu einem improvisirten Schreibtisch auftürmten, bot man uns immer und immer wieder — bald mir, bald den beiden andern — ein recht hübsches Mädchen zur Frau an.

Der Vertrag wurde von König Ekombene, Häuptling Muimbe und Häuptling Nye unterzeichnet, beziehentlich mit den als Handzeichen dieser Herren geltenden Kreuzen versehen. Die Verteilung der in Manufacturwaren bestehenden Geschenke erfolgte hier wie auch an andern Orten in der Weise, daß der König ein Viertel, die Häuptlinge ein anderes Viertel und das Volk die Hälfte erhielten. Außerdem pflegt man dann noch ein in Tabak bestehendes Extrageschenk zu geben. In anderer Form als in der von Geschenken würden die Leute, woran sie auch ganz recht thun, eine Vergütung für den Abschluß eines solchen Vertrags nicht annehmen wollen. Der Neger entbehrt durchaus nicht eines gewissen Tactes, und alle diese Könige und Häuptlinge haben das ganz richtige, wenn auch vielleicht recht unbestimmte Gefühl, daß man zwar Land verkaufen könne, daß aber ein Schutz- oder Freundschaftsvertrag kein käuflicher Gegenstand sei.

Schon in Bonjemal wurde uns gerüchtweise mitgeteilt, daß zwei weiße Männer, bei denen sich eine ganze Anzahl uniformirter Träger befänden, in Mbinga angelangt seien und uns wahrscheinlich entgegenmarschiren würden. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß einer von diesen Männern Dr. Nachtigal sei, und ich brauche kaum zu sagen, wie groß unser Verlangen war, Mbinga noch am Abend des gleichen Tages zu erreichen. Die Wegstrecke bis zum nächsten, Bomote genannten Orte, wurde bei beschleunigtem Tempo in 25 Minuten zurückgelegt, wobei wir zunächst ein außerordentlich tiefes und steiles, aber ganz wasserleeres Thal und dann (20 Minuten nach dem Aufbruche von Bonjemal) den an dieser Stelle von Nordnordwest nach Südsüdost fließenden Isuke-Fluß überschreiten mußten.

Bomote, welches bloß zwanzig waffenfähige Männer zählt, ist von allen Orten, mit denen ich Verträge abgeschlossen habe, der kleinste. König Gando und Häuptling Bokbato bestätigten die Nachricht von der Ankunft zweier andern Weißen, und nachdem ich noch grade rechtzeitig vor einem kleinen Regenguß die Unterzeichnung der unter Gottes freiem Himmel abgefaßten Schriftstücke zustande gebracht hatte, wurde mit einer Eile, die das von fruchtbarem Wald- und Ackerland umschlossene Oertchen wahrlich nicht verdiente, der Weitermarsch, diesmal gradeswegs auf Mbinga los, angetreten.

Capitel XII.

Dr. Nachtigal.

(Rückkehr nach Mbinga. — Des schwarzen Mannes Frühlingsfest. — Der kaiserliche Bevollmächtigte bestätigt die von mir abgeschlossenen Schutzverträge. — Zur Naturgeschichte des Palmweins. — Ratten und Negerbetten. — Weitere Gebietserwerbungen seitens Dr. Nachtigals und Sr. Maj. Schiff Bismarck.)

Von Bomote bis Mbinga sind wir, und zwar im allgemeinen in südlicher Richtung eine Stunde und 25 Minuten unterwegs gewesen, wobei es beinahe beständig, zum Teil ganz sacht, aber auch stellenweise sehr steil bergab ging. Nach zehn Minuten überschritten wir einen von Nordwesten nach Südosten fließenden Bach, der ein Zufluß des Jsuke ist, und vernahmen nach einer weitern Viertelstunde, als wir grade einen sehr steilen Abhang hinunterstiegen, das laute Rauschen des tief unten im Thale sichtbar werdenden Flusses, der hier von Westnordwest nach Ostsüdost strömt. 35 Minuten nach dem Aufbruch von Bomote bewunderten wir einen nicht weniger als 40 Schritt im Umfange messenden Eriodendron-Baum, überschritten den Jsuke, rasteten am jenseitigen Ufer und setzten dann in geringer Entfernung vom linken Flußufer durch hohen Wald unsern Weg nach Mbinga fort.

Trommelklang und frohes Stimmengewirr schollen uns entgegen, als wir uns gegen 5 Uhr nachmittags dem Orte näherten, wo, wie man uns erzählt hatte, zwei Weiße unserer harrten. Aus dem Walde heraus auf den freien Platz vor des Königs Wohnung tretend, sah ich eine zahlreiche, anscheinend zu festlichen

Spielen versammelte Menschenmenge und erkannte Dr. Nachtigal und Herrn Schmidt, die, auf niedrigen Negerschemeln sitzend, Cigarren rauchten und große Töpfe mit Palmwein vor sich stehen hatten. Beide erhoben sich bei unserm Anblick und kamen uns entgegen, herzlich lachend über unsern allerdings recht seltsamen Aufputz, den ich nicht besser zu schildern weiß, als durch die Angabe, daß ein funkelnagelneuer Anzug, den ich erst beim Aufbruch von Kamerun dort erstanden hatte, jetzt in Fetzen herunterhing und mich zwang, die Blößen meines Körpers mit Negertuch zu verhüllen.

Dr. Nachtigal drückte, als er meine Hand schüttelte, seine große Befriedigung darüber aus, daß ich, wenn auch in solch trostloser Toilette, dennoch lebend und gesund zurückgekehrt sei, und übereichte mir ein großes Paket für mich angelangter Briefe und Zeitungen, fragte aber mit keinem Worte danach, was ich denn eigentlich im Gebirge erreicht habe. Wenn du warten kannst, so kann ich es auch, dachte ich und begann, während ich meine Briefe las, ein reges Interesse für den in reichlicher Menge vorhandenen Palmwein an den Tag zu legen. Nachtigal, dessen Miene jene innere Ruhe und Zufriedenheit zeigte, wie sie bei ihm trotz aller Thatkraft, die er zu entfalten imstande war, doch nur selten getrübt wurde, schien bloß für die Bocksprünge der unter König Njekas Leitung ihr dreitägiges Frühlingsfest (Black Man's Christmas) feiernden Mbinga-Leute Sinn zu haben. Man vergegenwärtige sich, welch angenehmes Gefühl der Ruhe und Behaglichkeit mich nach dem rastlosen Vorwärtsstürmen der letzten Wochen überkommen mußte.

Peter und Freeman, die ich in Mbinga hatte zurücklassen müssen, kamen mit wohlgenährten und grinsenden Gesichtern zu mir, behauptend — aber wohlverstanden ist jeder Neger ein Schmeichler —, große Freude darüber zu empfinden, daß sie ihren Masser so gesund und wohlbehalten wiedersähen. „Fine place, fine chop, fine women, fine too much“ (nettes Städtchen, gutes Essen, hübsche Weiber), so lautete Peters Urteil über die königliche Residenz Mbinga. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt die sämtlichen schwarzen Matrosen der Möwe, die wegen eines Zwistes aus dem Dienst der kaiserlichen Marine entlassen worden waren, mit sich führten, so möge man sich vorstellen, welches Leben sich beim Herannahen der Essenszeit (time for chop) vor

der königlichen Wohnung von Mbinga entfaltete. Schon begann es dunkel zu werden und Hunderte von Leuchtkäfern zogen ihre feurigen Kreise durch die Luft, als Dr. Nachtigal mit den Worten: Sie haben acht Verträge abgeschlossen; darf ich dieselben einmal ansehen, auf mich zutrat. Ich überreichte ihm die Schriftstücke und die von mir gezeichnete Karte des Gebirges und fuhr dann fort, für meine Leute Reis abzumessen. Nach einiger Zeit war Nachtigal abermals an meiner Seite.

Die Herren Schweden, sagte er, haben mir erzählt, daß Sie sich viele Gewissensskrupel gemacht hätten und daß es Ihnen sehr schwer geworden sei, von Buea den Rückweg anzutreten. Meine Ansicht ist, daß Sie im vollsten Maße Ihre Pflicht gethan haben. Wir wollen morgen bergaufwärts marschiren, um Ihre Verträge in aller Form zu bestätigen.

Mir war eine Centnerlast vom Herzen genommen. So besaß ich denn also aus dem berufensten Munde die Versicherung, daß jene Aufgabe, der ich mich bloß mit einem Alpdruck des Gewissens, weil mit ungenügenden Kräften, unterzogen hatte, in Ehren gelöst sei. Die folgende Nacht war seit zwei Wochen die erste, in der ich wirklich und thatsächlich geschlafen, so ruhig und zufrieden wie ein unschuldiges Kind geschlafen habe.

Während den Herren Schmidt, Knutson und Waldau die Haremsgemächer des Königs zur Verfügung gestellt wurden, bereiteten sich Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit in dem vordern Raume zwei nicht allzu luxuriöse Nachtlager. Derselbe Mann, der vorhin durch seine göttliche Ruhe meine aufgeregten Nerven besänftigt hatte, wurde jetzt nicht müde, mich bis in die späte Nacht hinein über alle Einzelheiten des kleinen Eroberungszuges auszufragen und über seine eigene Thätigkeit mit solch erstaunlicher Offenheit zu sprechen, daß ich ihn mehrmals zu unterbrechen und auf sein sehr großes Vertrauen aufmerksam machen zu müssen glaubte. Ich kannte ja damals die ebenso kluge wie gütige Natur dieses ausgezeichneten Mannes noch viel zu wenig, um zu wissen, daß Dr. Nachtigal ganz gewiß der allerletzte gewesen sein würde, irgend etwas zu sagen, was er nicht hätte sagen dürfen.

Am folgenden Morgen traten wir, während außer Mbua meine sämtlichen Leute in Mbinga zurückblieben, zu fünf Weißen einen abermaligen Marsch ins Gebirge an. Dr. Nachtigal bat mich scherzend, da ich die richtige Art des Verkehrs mit den

Schwarzen so sehr schnell erlernt zu haben scheine, das Commando über die schwarzen Matrosen der Möwe übernehmen zu wollen. In Bomote, Bonjemal und Bonganja bestätigte der Generalconsul meine Verträge und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen; die Eingebornen baten jedoch, daß kein Salvenfeuer abgegeben werden möge, weil im Gebirge bloß in Kriegszeiten oder nach Todesfällen geschossen zu werden pflege. Bullikova, dessen König bei unserer Ankunft an einem heftigen Fieber litt, wurde von Dr. Nachtigal zum Ausgangspunct für die zwei Seiten-Ausflüge nach Bongandjo und Bonjoko erkoren. Weiter als bis Bongandjo und Bonjoko, wo ebenfalls meine Verträge bestätigt und die Kriegsflaggen gehißt wurden, ist Dr. Nachtigal nicht gelangt. Obwohl er wahrlich keine Mühe scheute und mit entblößtem Kopfe, den Rock auf dem Arm uns andern rüstig voranschritt, so glaube ich doch, daß ihm das Bergsteigen herzlich sauer geworden ist. Einmal, nur ein einziges Mal, begann er thatsächlich zu klagen.

Es ist noch gar nicht abzusehen, sagte er, wann man die Heimreise wird antreten können. Diese africanischen Angelegenheiten ziehen sich endlos in die Länge. Ich habe in Tunis alles zurücklassen müssen, wie es stand und lag — so schnell habe ich abreisen müssen. Damals hieß es, es handle sich bloß um ein paar Monate. Hm, das geht nun einmal nicht anders. Werde ruhig aushalten müssen. Wenn nur diese elende Seekrankheit auf dem kleinen Schiffe nicht wäre. Seit einiger Zeit fühle ich Schmerzen oberhalb der Hüften, grade dort, wo die Nieren sitzen. Es ist nicht immer angenehm, Arzt zu sein. Man weiß dann nur allzu genau Bescheid.

Sind denn Nierenleiden so schlimm?

Meistenteils unheilbar. Man verordnet zwar allerlei dagegen, aber es hilft nichts. Ich werde, nach Deutschland zurückgekehrt, ein kühlendes Wässerlein trinken. Das thut man um der Selbsttäuschung willen. Eh bien, wir werden sehen. Vielleicht irre ich mich.

Welch ein Genuß, nach gethaner Tagesarbeit den Generalconsul abends plaudern zu hören, so z. B. über sein Zusammentreffen mit dem unglücklichen Fräulein Tinne, über seinen Empfang im ägyptischen Sudan, wo ihm die Behörden gewaltsam einen Frack anzogen, ohne daß er nach sechsjähriger Reise quer durch

Africa ein Hemd besessen hätte, oder über seinen Empfang in Kairo, wo kein Gasthofbesitzer den zerlumpten Mann aufnehmen wollte, bis dieser sich zu erkennen gab und es sich herausstellte, daß auf höhern Befehl bereits die Staatsgemächer eines der ersten Gasthöfe für ihn in Beschlag genommen waren. Dr. Nachtigal liebte die Geselligkeit und verstand es, aus der erbärmlichsten Negerhütte eine Art von Salon zu machen, der mir, wo es auch immer sein mochte, den geistigen Brennpunct von ganz Westafrica darzustellen schien. Die Luft war so zu sagen geladen mit geistiger Elektricität, es sprühten Witze und Funken des köstlichsten, aber niemals boshaften Humors, dessen Wirkung sich auch auf die Schwarzen zu übertragen schien.

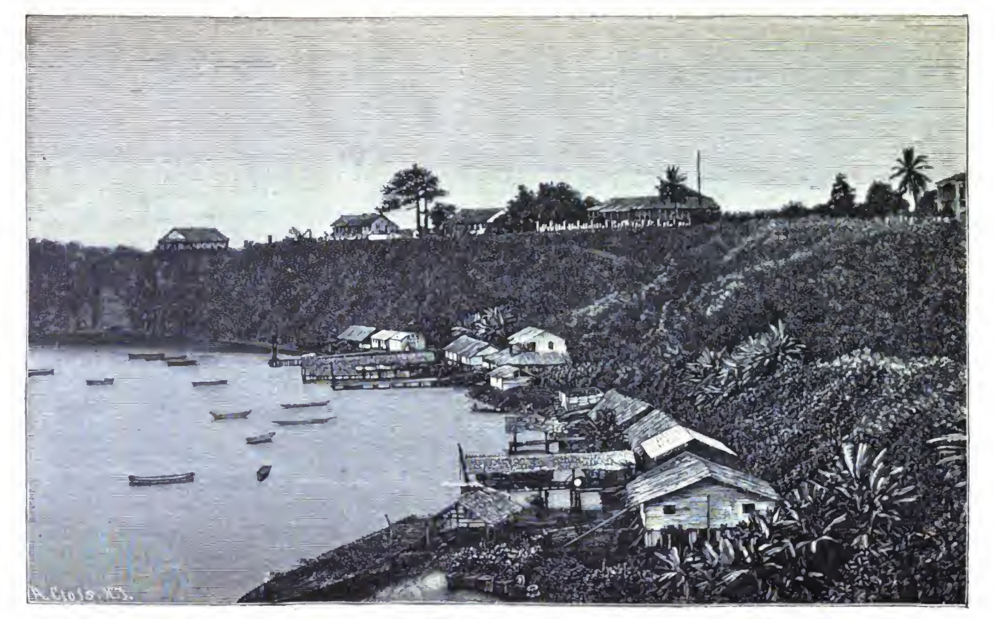
Saß dieser seltsame Mann da, in aller Gemütsruhe rauchend, plaudernd und Palmwein trinkend, so konnte man die Neger-Häuptlinge mit solch grinsenden Gesichtern im Kreise herumstehen sehen, als ob sie vor Vergnügen nächstens platzen würden. Und dennoch, welch unnahbare Autorität, sobald Nachtigal in einer Versammlung sprach oder unartigen und pflichtvergessenen Königen den Standpunct klar machte. Mehrmals habe ich bereits die feine Beobachtungsgabe des Negers und ein gewisses Gefühl für Anstand und Tact erwähnt, welches namentlich den Vornehmern und Höhergestellten innewohnt. So lange ich der Führer und Befehlshaber einer eigenen kleinen Expedition war, hat niemals ein König oder Häuptling sich darin geirrt, zu wem er zuerst zu gehen und wem er zuerst die Hand zu reichen hätte. Aber seit ich Nachtigal begleitete, hat sich niemand mehr sonderlich um mich gekümmert. Denn der Neger kennt bloß die thatsächliche Herrschaft; mediatisirte Fürsten würden ihm nicht im geringsten imponiren.

Noch möchte ich etwas genauer solches Nachtlager, wie das von Bullikova, beschreiben, um zu zeigen, daß auch ein „Generalconsul und kaiserlicher Bevollmächtigter für die Westküste von Africa“ nicht immer in Palästen wohnt. Zu fünf Weißen und etlichen Schwarzen hausten wir selbander in einem Raume von 8 Schritt Breite und 16 Schritt Länge — einem Raume, der am Tage bloß durch die Thüröffnung und die Ritzen zwischen den Bambusstäben der Wände, nachts dagegen durch ein ziemlich genau in der Mitte brennendes und mehr Rauch als Licht entwickelndes Feuer erhellt wurde. Der Fußboden bestand aus ge-

stampftem Lehm und wurde von Hausvieh — Ziegen, Hühnern, Hunden —, das weder am Tage noch auch nachts seinem angestammten Anrecht an die gewohnte Behausung gänzlich entsagen mochte, zu unserer großen und gerechten Entrüstung für Zwecke benutzt, die uns keineswegs mit Behagen erfüllten. Thüren in unserm Sinne, also in Angeln hängende Thüren, sind dem Bakwiri-Neger unbekannt; er begnügt sich mit einem aus Raphia-Geflecht hergestellten, längs einer obern und einer untern Stange bewegbaren Schieber, der nachts vor die Thüröffnung gerückt und auch wohl von innen mit Riegeln derart befestigt wird, daß kein Unberufener hereinkommen kann. Das unsolide Gebälk der schrägen Dächer pflegt der Wohnsitz zahlloser Ratten von einer besonders langschwänzigen, lebhaften und streitsüchtigen Art zu sein.

Und nun die leibliche Verpflegung! Während ich stets, so lange dieselben ausreichten, den (allerdings sehr geschmacklosen) europäischen Conserven und namentlich dem Corned beef den Vorzug gegeben habe, liebte Dr. Nachtigal die Palmölsuppe und pflegte über diejenigen zu scherzen, die in Africa nicht auch als Africaner zu leben vermöchten. Da Dr. Nachtigal und Herr Schmidt beinahe gar nicht für Vorräte gesorgt hatten und die meinigen unter dem Zuspruche von fünf Weißen bald zur Neige gingen, so mußte Palmwein den portugiesischen Collares und das Woermannsche Bier aus der Marienthaler Brauerei ersetzen. Nun glaube ich mich, während des Aufenthaltes in Bullikova und Mbinga, unter der sachkundigen Anleitung meiner Begleiter zu so etwas wie einem Kenner von Palmwein herangebildet zu haben und möchte auch meine geneigten Leser mit den Eigentümlichkeiten dieses eben so unschuldigen wie wohlschmeckenden Getränkes etwas näher bekannt machen.

Der Palmwein, den die Bergbewohner „Mimba“ und die Bewohner der Ebene „Mimbo“ nennen, wird von zwei Palmenarten, zum überwiegenden Teil jedoch aus den angebohrten Blattkolben der Oelpalme gewonnen und stellt in frischem Zustande eine trübe, weißliche, molkenartige Flüssigkeit von sehr starkem Zuckergehalt und dem Geschmacke jungen Mostes dar. Diese Flüssigkeit, welche die Eingebornen in leere, an Lianenschnüren getragene Rumflaschen zu füllen pflegen, durchläuft für gewöhnlich schon innerhalb 48 Stunden sämtliche Stadien der alkoholischen sowohl wie der Essiggärung und wird auch, so lange die Essig-



Der am 20. December 1884 von den Deutschen erstürmte Abhang bei König Bells Stadt (nach eigner Photographie des Verfassers).

säure noch nicht allzu sehr vorwiegt, in allen diesen Uebergangsformen getrunken. Der ganz frische Palmwein ist sehr süß, der etwas ältere dagegen ziemlich säuerlich und grade in dieser Form sehr viel erquickender, als z. B. Cocosmilch, die ohne den Zusatz einiger Tropfen Cognac doch stets einen etwas faden Geschmack hat. Der Alkoholgehalt des Palmweines ist, vielleicht bloß deshalb, weil die Essiggärung so sehr schnell der alkoholischen folgt, niemals sonderlich groß, und ob man sich mit Palmwein einen Rausch aneignen könnte, scheint mir nicht erwiesen zu sein. Bloß ein einziges Mal entsinne ich mich, einige Glas Palmwein getrunken zu haben, dessen Wirkung ich etwa in dem Grade wie von 1—2 Glas Münchener Bier verspürte. Alles in allem, halte ich den Palmwein für ein äußerst gesundes Getränk und kann als Beweis für diese Behauptung anführen, daß er uns, obwohl wir bisweilen bei einer und derselben Mahlzeit fünf bis sechs verschiedene Sorten getrunken haben, doch stets vortrefflich bekommen ist. Da die Rumflaschen, die den Palmwein enthalten, nicht sonderlich groß sind und da man diese Flüssigkeit etwa in ähnlichen Mengen wie Berliner Weißbier zu trinken pflegt, so bedarf es keiner nähern Erläuterung dafür, daß frischer, mittelmäßig alter (dieser ist der alkoholreichste) und ganz alter abgelagerter Palmwein bunt durcheinander getrunken wurde. Will man das seltsame Getränk länger als einige Tage aufbewahren, so wird es gekocht oder in wohlverkorkte Demijohns (etwa 17 Liter enthaltende Korbflaschen) gefüllt. Solchergestalt verträgt es sogar einen kleinen Transport und wird beispielsweise, da der Palmwein der Berge eines bessern Rufes genießt als derjenige der Ebene, in ziemlich großen Mengen von Abo und Wuri aus bis nach Kamerun versandt.

Bei Geplauder und Palmwein ist es 9 oder 10 Uhr geworden, und da man in Westafrica für gewöhnlich schon sehr viel früher zu Bette geht, so wird zur Vermeidung jeder Ungerechtigkeit der Vorschlag gemacht, die verschiedenen Lagerstätten, von denen eine immer noch schlechter als die andere ist, auszulosen. Die Betten der Eingebornen, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, bestehen aus fünf oder sechs, am Kopf- und am Fußende auf je einem Holzblock aufliegenden Latten, die, da sie sich in das Fleisch des Daraufliegenden hineindrücken, das angenehme und erhebende Gefühl, daß man sich in Africa befinde,

stets lebendig erhalten. Ob der Neger die Gewohnheit, seine Glieder beim Niederlegen zu einer Art von Knäuel zusammenzuziehen, aus Sparsamkeitsrücksichten angenommen hat, weiß ich nicht. So viel ist sicher, daß alle Betten, die ich im Gebirge gesehen und benutzt habe, selbst für Europäer von durchaus keiner ungebührlichen Körperlänge um wenigstens einen Fuß zu kurz waren, sodaß man also, wenn nicht die Beine von den Knieen abwärts in der Luft baumeln sollten, nach einem künstlichen Stützpuncte für die Füße suchen mußte. Da sich in der königlichen Wohnung von Bullikova bloß zwei solcher Lagerstätten befanden, die durch die gerechte Entscheidung des Loses den beiden Schweden zufielen, so ließen Herr Schmidt und ich uns aus Koffern und Kisten zwei weitere Betten herrichten, während der Generalconsul in einer der wunderlichsten Hängematten schlief, die ich jemals gesehen habe. Hart aber gerecht, meinte er, auf uns herniederblickend, warum haben Sie sich nicht auch ein solches Ding in die Tasche gesteckt? Die Nachtigalsche Hängematte hatte nämlich den Vorzug, in gerolltem Zustande nicht größer als ein tüchtiges Taschentuch zu sein, und außerdem die angenehme Eigentümlichkeit, daß, wer nicht ganz genau damit vertraut war, beinahe eben so schnell, wie er hineingekommen war, auch wieder — aber an der andern Seite — hinausgelangte.

Um die Annehmlichkeiten solchen Nachtlagers zu erhöhen, hatten wir in unserer Hütte auch noch einige auf dem Fußboden zusammengekauerte Schwarzen — Mbua u. s. w. — aufgenommen, die alsbald in herzzerreißenden Tönen zu schnarchen begannen, als ob das Wohl des Vaterlandes davon abhinge. Die Müdigkeit hilft über dergleichen Kleinigkeiten hinweg: du schläfst und träumst, träumst von Frühling, von Blütenduft, von Musik, von Frauen, die weiß — ja, wahrhaftig — ganz weiß sind. Da plötzlich fährt dir etwas übers Gesicht, daß du unwillkürlich mit der Hand an die gekitzelte Nase greifst. Noch halb im Traume hörst du es huschen, rascheln, piepen und quieken, als ob kleine Kobolde in dem nächtlich-dunkeln, bloß von den letzten verglimmenden Funken des Feuers erhellten Raum ihr Spiel trieben. Denn halb geöffnete Augen gewöhnen sich an das Halbdunkel und mit aufmerksamer werdendem Blicke erkennst du, wie auf jenem Seile, vermittelst dessen des Generalconsuls Hängematte am Gebälke befestigt ist, eine gewaltige Ratte so sicher und elegant, wie es

ein Seiltänzer oder eine Balletteuse nicht besser gekonnt hätte, einherbalancirt. Husch, Husch! rufst du, dich halb aufrichtend, und verschwunden und verstummt ist das ganze nächtliche Gelichter. Aber bloß auf einen Augenblick. Schon wird es wieder ganz so lebendig wie zuvor. Als ob man sich über dich lustig machen wolle, saust es nur so vom Gebälke hinunter und mit lustigem oder ärgerlichem Piepen wieder zum Gebälk hinauf. Das Vergebliche aller Einschüchterungsversuche erkennend, drehst du dich auf die andere Seite und schläfst weiter, wenn für einen unruhigen, halbwachen und nur mäßig erquickenden Zustand der schöne, an Europa erinnernde Ausdruck „Schlaf" erlaubt ist.

Während meine Wenigkeit sich, und zwar zunächst auf eigene Faust, im Gebirge abgeplagt hatte, war auch Dr. Nachtigal nicht müßig gewesen. Er hatte, den Bimbia-Creek hinauffahrend, mit der Ortschaft Bunje und außerdem noch mit den westlich davon gelegenen Dörfern Uanda, Bonamabio und Botoko, deren Könige und Häuptlinge nach Bunje gekommen waren, am 10. Januar Schutzverträge abgeschlossen. Bunje ist nach Dr. Nachtigal insofern besonders interessant, als es die Grenze zwischen Bakwiris und Duallas darstellt. Bunje selbst wird noch von Duallas bewohnt und gehört zu König Bells Handelsgebiet, aber die Einwohner von Uanda, Bonamabio und Botoko sind schon echte und unvermischte Bakwiri. Auffallenderweise fand Dr. Nachtigal in Bunje viel mehr Cocospalmen als Oelpalmen. Ein Häuptling namens Modiko, der auch zum Vertragschluß in Bunje hätte erscheinen sollen, war ausgeblieben und unsere Versuche, in Mbinga näheres über ihn und sein Land zu erfahren, blieben ohne Erfolg.

Vom 19. bis zum 28. Januar begleitete ich den Generalconsul auf seiner im dritten Capitel dieses Buches beschriebenen Reise zu den Niger-Mündungen und ins Mahin-Gebiet. Als wir uns am Nachmittag des 28. Januar nach Kamerun zurückkehrend an Bord des zwischen Cap Kamerun und Cap Suellaba ankernden Bismarck begaben, erfuhren wir die angenehme Nachricht, daß auf meine Anregung und geführt von meinen schwedischen Freunden und vier Häuptlingen aus Bimbia Herr Capitän zur See Karcher am 24. Januar in dem westlich von Victoria und Bota gelegenen Küstenplatze Bokonange die deutsche Flagge gehißt und außerdem, eine kleine Strecke weit landeinwärts ins Gebirge marschirend, die Ortschaften Bonatanga, Boando, Attome und Basse unter deutschen Schutz gestellt habe. Auch von dem kleinen Ka-

merun-Berge (Mongo-ma-Etinde) sei als von herrenlosem Lande Besitz ergriffen worden.

Im folgenden einige von den Officieren des „Bismarck“ herrührende Angaben über diese weitern Erwerbungen, die eine willkommene Fortsetzung des von mir begonnenen Werkes waren. Der Vertrag mit Bokonange, wo vielleicht eine Woermannsche Factorei angelegt werden wird, ist vom König Nija Tomé und den Häuptlingen Mojahn, Mungumbe und Mossеng unterzeichnet. Anfänglich fürchteten sich die Bewohner von Bokonange, weil seinerzeit König William von Bimbia hier ermordet worden ist und weil sie von den mit Capitän Karcher kommenden Bimbia-Häuptlingen Böses erwarten zu müssen glaubten. Von Bokonange ging es weiter nach Bonatanga, wo, ebenfalls am 24. Januar, mit König Mussumbe, und dann nach Boando, wo am 25. Januar, und zwar im untern Dorfe mit König Mukumbe und im obern mit König Monika Verträge abgeschlossen wurden. In Boando habe ich bei der Besteigung des Götterberges zweimal übernachtet und den Ort im siebenten Capitel dieses Buches ziemlich ausführlich beschrieben. Von Boando aus, das in 550m Meereshöhe liegt, wandten sich die Bismärcker wieder dem Meere zu, überschritten zwei wasserreiche Bäche, ließen den König Babil von Attome einen Vertrag unterzeichnen, überschritten einen Bach, der ein Zufluß des kleinen Mossonge-Flusses ist, und brachten schließlich noch am Abend des 25. einen von dem alten König Moimbe, dem jungen König Evumbua und dem Häuptling Tonde unterzeichneten Schutzvertrag mit der Ortschaft Basse zustande. (Es sei hier gleich erwähnt, daß die Bismärcker auf einem spätern zweiten Streifzuge ins Gebirge auch in dem südwestlich von Mapanja gelegenen Ekondju die deutsche Flagge hißten und daß Dr. Buchner auf einem von Bakundu aus ins Gebirge unternommenen Marsch mit Kata oder Ikata, mit Mussuma und Lissoka Verträge abgeschlossen hat.)

Vom Capitän des „Bismarck“ befragt, wie mir denn das Leben im schwarzen Erdteil und namentlich im Gebirge gefalle, gab ich meiner Ansicht dahin Ausdruck, daß der schönste Augenblick einer Africareise doch stets die Ankunft in Europa sein werde — ein Urteil, in das Generalconsul Dr. Nachtigal aufs herzlichste mit einstimmte.

Sach- und Namen-Register.

A.

B.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

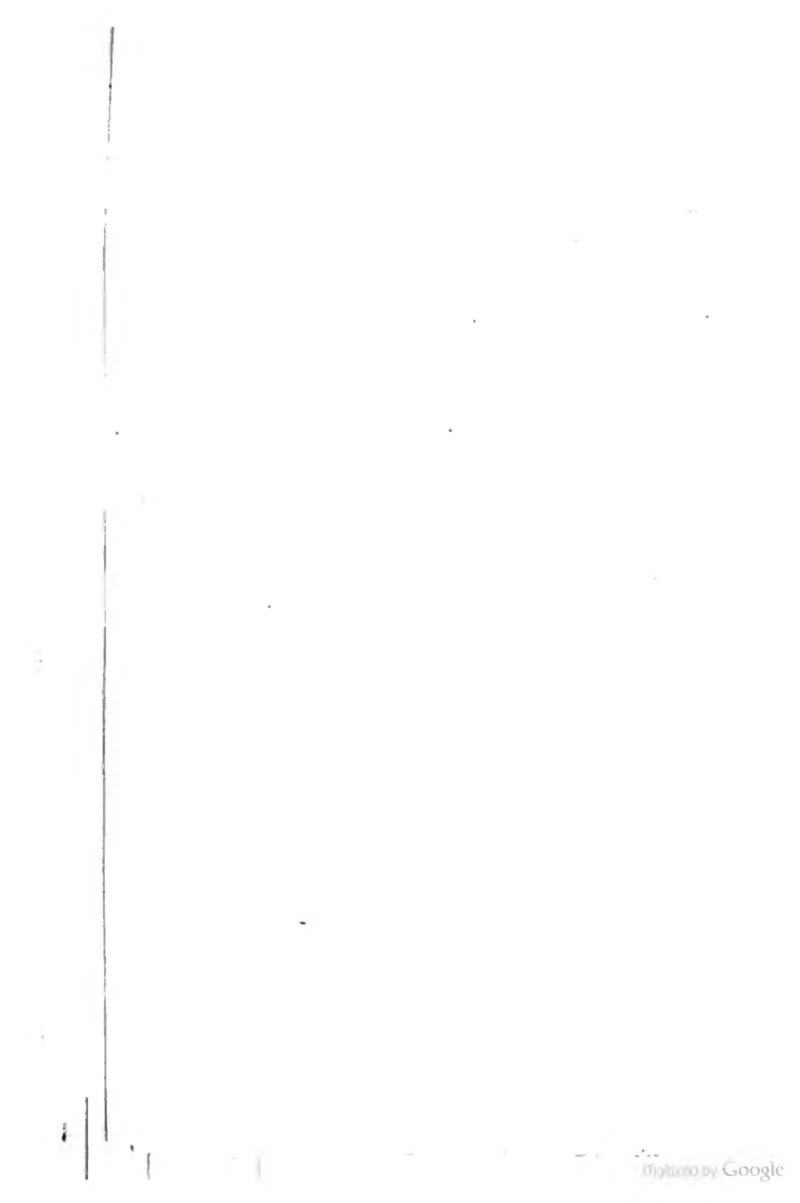
P.

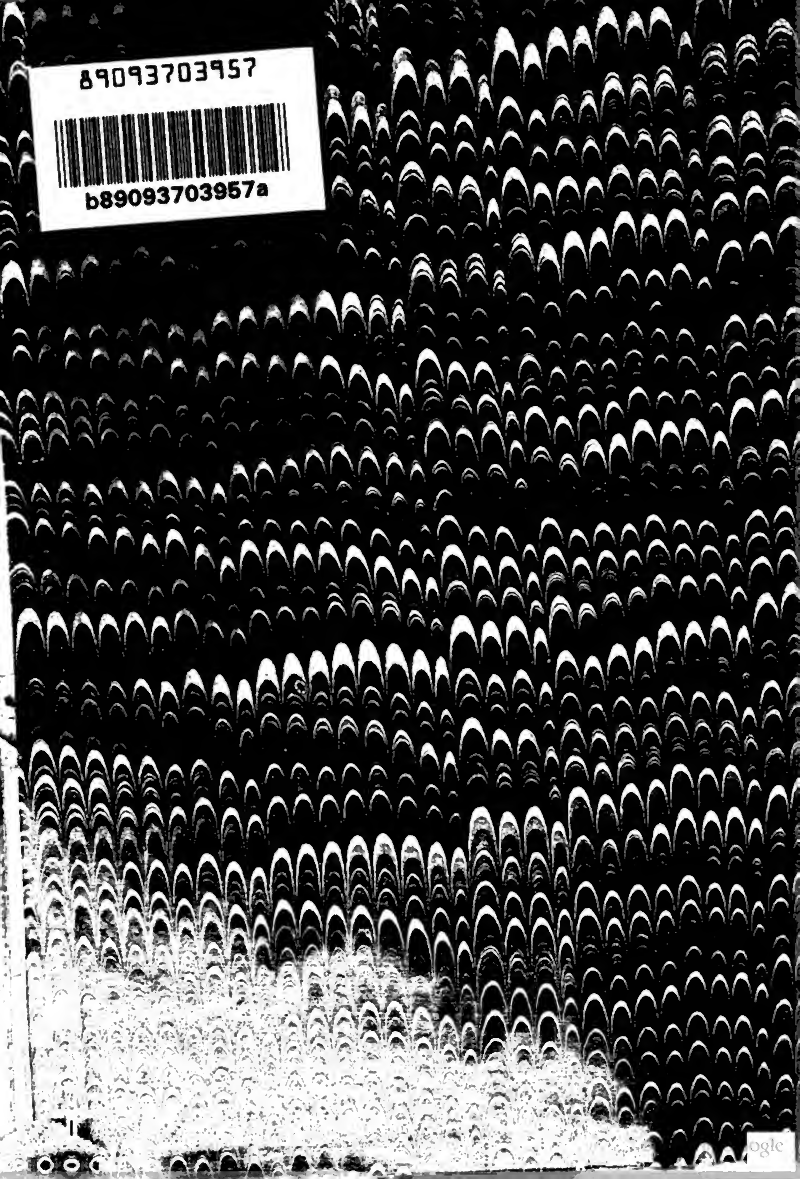
Q.

R.

S.

T.




89093703957
b89093703957a

